

HEYNE <

Das Buch

Art Berry ist Konsumforscher, und zwar einer von der ganz modernen Sorte: Er teilt großen Firmen mit, wie sie ihre Produkte zu stylen haben, damit der Konsument zugreift. Zugleich führt Art eine zweite Existenz: als Mitglied des »Eastern Standard Tribes«, einer durch Internet-Kontakte entstandenen geheimen Gruppe von Computer-cracks, die eine Art Untergrund-Nation bilden. Ihre Hauptaufgabe sehen sie darin, neue Technologien zu erkennen und nutzbar zu machen. Doch es gibt noch weitere, konkurrierende »Tribes« im Internet – und aus dieser Konkurrenz entwickelt sich ein gnadenloser Kampf, der mit allen Mitteln geführt wird...

Vom preisgekrönten Autor von »Backup« – mit »Upload« beschreibt Cory Doctorow eine Zukunft, die unsere Gegenwart, und eine Gegenwart, die unsere Zukunft sein könnte!

Der Autor

Cory Doctorow ist Schriftsteller, Journalist, Internet-Aktivist. Er wurde 1971 in Toronto geboren und lebt heute im weltweiten Netz. Sie finden ihn unter: www.craphound.com

CORY DOCTOROW

UPLOAD

Roman

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der amerikanischen Originalausgabe
EASTERN STANDARD TRIBE
Deutsche Übersetzung von Michael K. Iwoleit



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr. SG5-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House
FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Taschenbuchausgabe 4/08
Copyright © 2004 by Cory Doctorow
Copyright © 2008 der deutschen Ausgabe und
der Übersetzung by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
www.heyne.de

Printed in Germany 2008
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-52413-2

*Für meine Eltern
Für meine Familie*

*Für jeden, der mich ermutigt hat,
und für jeden, den ich enttäuscht habe.*

Ihr wisst schon, wer gemeint ist.

*Hiermit übermittle ich euch meinen aufrichtigen Dank
und eine Abbitte aus tiefstem Herzen.*

>>>>>>>>>>>>>> 1

Ich hatte einmal einen Tai-Chi-Lehrer, der mir den Unterschied zwischen chinesischer und westlicher Medizin so erklärte: »Die westliche Medizin basiert auf Leichen, auf Dingen, die man entdeckt, wenn man tote Körper aufschneidet und zerlegt. Dagegen beruht die chinesische Medizin auf lebenden Körpern, auf Dingen, die man an vitalen, aktiven Menschen beobachten kann.«

Wie jede gute Werbung ist diese Erklärung plakativ und übertrieben, außerdem auch nicht sonderlich genau, aber sie bleibt hängen. Bleibt so hängen wie die eingängige Melodie eines Top-40-Songs, die einem in den Mittagsstunden, wenn die Welt aufgrund des eigenen Schlafmangels eine täuschend hyperreale Klarheit annimmt, durch den Kopf geistert. So wie jetzt, wo ich in Unterwäsche auf dem Dach einer Nervenheilstalt am Arsch der Welt, jenseits der Route 128 hocke. Von der Dauerbaustelle Boston so weit entfernt, dass von hier aus bloß eine Staubwolke zu sehen ist, als wäre eine Büffelherde über die Prärie getrampelt. So wie jetzt, wo ich mit einem Bleistift in der Nase dasitze, über eigenhändig durchgeführte

Lobotomien nachdenke und mich frage, ob es nicht nett wäre, einen solchen Eingriff in meinem Schädel vorzunehmen.

Tief Luft holen.

Der Unterschied zwischen chinesischer Medizin und westlicher Medizin besteht darin, dass die eine sezirt und die andere das lebende Objekt beobachtet. Der Unterschied zwischen dem Lesen einer Geschichte und ihrer Analyse besteht darin, dass man in einem Fall in die Geschichte eintaucht und sie durchlebt, während man sie im anderen Fall in sich abtötet, um sich die Innereien anzuschauen.

Wie in der Schule! Im Englischunterricht sezirten wir die Geschichten, in die ich mich zu flüchten pflegte, öffneten ihre Bäuche, kennzeichneten ihre inneren Organe, waren so höflich, ihre Genitalien mit sterilen Tüchern zu verhüllen, machten uns pflichtbewusst jede Menge Notizen, die erklärten, um was es in der Geschichte ging, aber nie, was die Geschichte eigentlich *ausmachte*. Dabei sind Geschichten geistige Verführer, Viren, die sich am kritischen Immunsystem des Lesers vorbei schleichen und seine Emotionen unmittelbar beeinflussen. Wenn man sie tötet und sezirt, wirken sie so jämmerlich nackt wie ein Nachtclub bei Tageslicht.

Das Thema. Der erste Schritt beim Sezieren einer Geschichte läuft schon auf literarische

Euthanasie hinaus: »Was ist das Thema dieser Geschichte?«

Am besten, ich würge meine Geschichte schon ab, ehe ich mit dem Erzählen beginne, denn dann kann ich sie sezieren und begreifen. Das Thema dieser Geschichte lautet: »Was wären Sie lieber: klug oder glücklich?«

Auch diese Geschichte ist ein geistiger Verführer, denn sie stellt einen Menschen in den Mittelpunkt, der die Klugheit dem Glück vorzieht. Es sei denn, ich versetze dem Bleistift in meiner Nase einen Stoß: Dann ist es eine Geschichte über jemanden, dem Glück und Unglück mehr bedeuten als Klugheit. Es ist ein moralisches Lehrstück, und gleich wird der wichtigste Protagonist die Bühne betreten. Da er lediglich als Projektionsfläche für das Thema dient, habe ich ihn nur grob skizziert. Hier ist er also.

Art Berry war zum Streiten geboren.

Es gibt geborene Mörder. Zum Töten erzogen, haben sie Gerissenheit und Schnelligkeit schon mit der Muttermilch eingesaugt. Gnadenlos und unaufhaltsam gehen sie ihren Weg – Stoff für Legenden. Natürlich gibt es auch geborene Ballerinnen, süße Mädchen, deren Eltern sie drillen und Härten unterwerfen, die genauso schlimm sind wie das Gift und die Stolperdrähte, mit denen die künftigen Mörder aufwachsen. Andere Kinder sind wie geschaffen dafür, später als Ärzte oder Juristen zu praktizieren oder ihrem Land zu dienen und in der edlen Tradition ihrer Ahnen den Heldentod zu sterben. Außerdem gibt es diejenigen, die dazu geboren sind, später einmal auf der Bühne zu stehen, bei Pferderennen den Rasen zu durchpflügen oder auf den Pisten qualmende Gummispuren zu hinterlassen.

Arts früheste Erinnerung: ein Traum. Er sitzt im Wartezimmer einer der unzähligen Ärzte fest, die ihn in seiner Kindheit behandelt haben. Zwar ist er höchstens drei, aber seine Aufnahmefähigkeit ist bereits so ausgeprägt, wie sie es für den Rest

seines Lebens bleiben wird. Und in seinem Traum – der sich bald in einen Alptraum verwandelt – ist ihm schrecklich langweilig.

Die einzige Dekoration im Wartezimmer ist eine leere Trommel, die früher einmal Bauklötze enthielt. Oben drauf klebt eine bunte Abbildung der Klötzchen, die so aussehen, als könnte man viel Spaß damit haben, hätte jemand sie nicht alle verbummelt.

Unweit der Trommel sitzt ein Trio älterer Kinder – unendlich faszinierend für Art. Sie beraten sich kurz, dann stellen sie *irgendetwas* mit der Trommel an, und sie platzt auf, dehnt sich in die dritte Dimension und verwandelt sich in einen Stapel Bauklötze.

Aha!, denkt Art beim Aufwachen. Das hier ist bestimmt ein weiteres Teilchen des geheimen Wissens, über das ältere Leute verfügen, jener seltsamen Magie, die sie befähigt, Autos und Aufzüge zu bedienen oder Schnürsenkel zu binden.

Das nächste Jahr über wartet Art geduldig darauf, dass ihm ein Erwachsener erklärt, wie der Trick funktioniert, eine bunte Abbildung in einen Stapel bunter Bauklötze zu verwandeln, doch niemand zeigt es ihm. Viele andere Rätsel hat er inzwischen entschlüsselt, doch deren triviale Lösungen haben ihn von Mal zu Mal mehr enttäuscht. Selbst das Lenken eines Flugzeugs stellt sich als recht einfach heraus, als die nette Stewardess ihn

auf dem Flug nach New York ein Weilchen ins Cockpit lässt.

Folglich schwand Arts Ehrfurcht vor dem komplexen Wissen der Erwachsenen. Im Alter von fünf Jahren kam er aus ständigen Tobsuchtsanfällen gar nicht mehr heraus, brüllte jeder Regel der Welt ein furchtloses *Nein* entgegen, stellte den Zweck und die moralische Begründung aller Vorschriften so lange in Frage, bis die frustrierten, genervten Erwachsenen die Überzeugungsarbeit schließlich aufgaben und ihm eine Ohrfeige verpassten oder ihm erklärten, es sei nun mal so, Punktum.

Er war sechs, als er seine Großmutter Ostern in die Kirche begleitete. Zu diesem Anlass hatten seine Eltern ihn in einen kratzigen Anzug und unbequeme Schuhe gesteckt. Der Besuch artete in einen heiligen Krieg aus, in dessen Verlauf die Gemeindemitglieder und der Priester in wechselnder Besetzung mit Art stritten.

Dabei hatte alles ganz harmlos angefangen. »Was schert es Gott, ob wir unsere Hüte abnehmen, Oma?« Aber die neugierigen Damen auf den benachbarten Kirchenbänken konnten es nicht dabei belassen, einfach nur zuzuhören. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich der Streitpunkt in der Kirche und drang schließlich auch bis zur Kanzel vor. Der Priester beschloss, die ganze Diskussion durch einige philosophische Wortspiele von Descartes abzuwürgen, an die er sich noch vage erin-

nerter. In diesen Überlegungen führt Descartes die objektive Wahrheit der Realität als Beweis für Gottes Wohltätigkeit an – und umgekehrt. All das gipfelt in dem Satz »Ich denke, also bin ich«. Pater Ferlenghetti schaffte es sogar, diese Ausführungen in die vorbereitete Predigt einzuflechten, doch ehe er fortfahren konnte, gellte Arts schrille junge Stimme durchs Kirchenschiff.

Erstaunlicherweise hatte sich dieser Sechsjährige die ziemlich tückischen Rätsel Descartes in genau der Zeit zu eigen gemacht, die der Pater zu deren Erläuterung brauchte. Und jetzt benutzte er dieselben Argumente dazu, die zwangsläufige Bosheit Gottes zu beweisen, woraus er folgerte, dieses angeblich vollkommene Höchste Wesen könne per se gar nicht existieren. Oma wollte Art auf der Stelle nach Hause bringen, aber der Priester – der Jesuiten erlebt hatte, die sich mit intellektuellem Pingpong vergnügten, und ein Naturtalent auf den ersten Blick ausmachen konnte – bat ihn zur Kanzel. Dort nahm Art es mit der ganzen Kirchengemeinde auf, ob es Einzelne waren oder Gruppen. Als man seine Äußerungen in logischer Hinsicht angriff, konterte er, indem er rhetorische Fallen auslegte, in die sie mit dem Verstand von Kohlköpfen hineintappten. Pater Ferlenghetti lachte und verdeutlichte die Argumente, die zungenlahme rhetorische Amateure aus dem Publikum stotternd vortrugen, doch bald darauf lehnte

er sich zurück und staunte nur noch darüber, wie Art die Sache durchzog. Die vorbereitete Predigt konnte er vergessen und es stand noch die Kommunion aus, aber es war, weiß Gott, lange her, dass die Kirchengemeinde sich so eifrig bemüht hatte, ihr Verhältnis zu Gott und Glaubensfragen zu klären.

Nachdem Art zu seiner schockierten, erbosten Großmutter zurückgekehrt war, umarmte Pater Ferlenghetti die alte Frau bewusst herzlich und versicherte ihr, Art sei in seiner Kirche jederzeit willkommen. Womöglich werde der Junge später einmal das Priesterseminar besuchen. Arts Oma war so verblüfft, dass sie unter ihrem Sonntagspuder errötete. Und die Hand, die sich in Arts Schulter gekrallt hatte, streichelte ihn plötzlich ganz zärtlich.

In dieser Geschichte geht es um die Frage, ob man die Klugheit dem Glück oder das Glück der Klugheit vorziehen sollte. Art ist ein netter Kerl. Er ist teuflisch klug. Das ist seine Masche und Macke. Wäre er eine Zeichentrickfigur, dann einer dieser schrecklichen Klugscheißer, die ständig die Geheimnisse aufdecken, von denen ihre Freunde so fasziniert sind. Es ist nicht leicht, Arts Freund zu sein.

Was natürlich auch der Grund dafür ist, dass Art (»Name von der Redaktion geändert«) sich schließlich fünfundvierzig Stockwerke über der Waldlandschaft von Massachusetts wiederfindet, während der heiße Augustwind sein Haar zerzaust und die Beine seiner Boxershorts aufbläht; dass ihm ein Bleistift in der Nase steckt; dass er seiner Geschichte den Gnadentod verpasst hat, damit er sie sezieren kann. Möglich, dass Art (»Name von der Redaktion geändert«) mit der Wahrheit mitunter recht freizügig umgehen wird, um die Geschichte schlüssig zu erzählen. Schließlich handelt es sich hier nicht um eine Autobiografie,

sondern um autobiografisch inspirierte Belletristik.

Art ist zwar nicht mein richtiger Name, aber Sie können mich ruhig so nennen. Ich bin ein *Agent provocateur* des *Eastern Standard Tribe*, des Stamms der Östlichen Zeitzone (SÖZ), obwohl ich die meiste Zeit meines Lebens in der MGZ-8 und in verschiedenen Zulu-Breitengraden verbracht habe. Und das bedeutet, dass meine arme Zirbeldrüse kaum noch weiß, wie sie ihre Arbeit verrichten soll, sofern ich sie nicht mit Melatonin-Vorstufen sättige und im Licht meiner Reiselaterne einer mehrstündigen Neun-Kilolumen-Behandlung unterziehe.

Die Stämme sind dabei, die Welt zu übernehmen. Man kann unser Vorrücken an der steigenden Anzahl kleinerer Verkehrsunfälle ablesen. Die Schlaflosen sind wirklich schreckliche Fahrer. Die Sommerzeit ist ein Witwenmacher: Halten Sie sich am Tag der Zeitumstellung von den Straßen fern!

Jetzt taucht die zweite Figur in unserem moralischen Lehrstück auf. Sie ist das Objekt der Begierde. War es jedenfalls. Wir haben uns getrennt, kurz bevor ich in diese Nervenheilstalt eingeliefert wurde. Unsere Tag-Nacht-Rhythmen waren nicht miteinander zu vereinbaren.

Der 3. April 2012 war der Tag, an dem Art um ein Haar die erste und einzige Frau umgebracht hätte, die er wirklich liebte. Es war ihre Schuld.

Nach einer Woche in den Benelux-Staaten, in denen er ausschließlich auf vermögende, cholesterinbewusste alte Käuze gestoßen war, die ihre Arterien vor den Verwüstungen einer fettreichen Ernährung genauso eifrig schützten wie ihr Geld vor dem Zugriff des Finanzamts, lief Arts Wagen nur noch aufgrund letzter Reste von Methangas, aus tierischen Exkrementen gewonnen. Deshalb war er vor Freude völlig aus dem Häuschen, als er sich endlich wieder auf britischem Boden befand, auf dem Greenwich-Nullmeridian, wo das Fett wie aus Quellen sprudelte, er seinen kleinen Flitzer leicht und billig auftanken und sich den Wodka in die Kehle kippen konnte, anstatt den Tank damit zu füllen.

In den frühen trägen Morgenstunden eines heraufdämmernden Sonntags fuhr er über die Kensington High Street – Greenwich-Zeit 03:00h, 22:00h nach Östlicher Standardzeit. Das GPS zeig-

te so wenig Datenpunkte an, dass er nicht einmal das Verkehrsaufkommen zwischen seinem aktuellen Standort und Camden High abschätzen konnte, wo er eine Wohnung gemietet hatte. Wenn das GPS im Relay-Netzwerk nicht genügend Peers findet, um seine Karten mit Verkehrsdaten zu kolorieren, weiß man, dass man im hektischen vierundzwanzigstündigen Biorhythmus der Stadt eine ruhige Phase erwischt hat, einen Moment der Gnade, in dem die Straßen einem fast allein gehören.

Und so piff er eine fröhliche Melodie vor sich hin und nippte an seinem Turbokaffee. Diese Mode hatte es vor kurzem auch bis nach Großbritannien geschafft – dank der gelockerten EU-Vorschriften zur Entsorgung schweren Wassers. Dieser Kaffee wurde nie kalt und blieb stets so heiß, dass er die optimale Koffein-Osmose bis zum letzten Tropfen gewährleistete.

Falls er nervös war, dann sicher nicht schlimmer, als man es von einem SÖZler auf dem Greenwich-Nullmeridian erwarten konnte, außerdem fuhr er vorsichtig und mit angemessener Aufmerksamkeit. Hätte die Frau nach rechts und links gesehen, ehe sie vom Bordstein auf die trügerisch leere Straße trat, hätte sie in der völlig dunklen Kurve vor dem Royal Garden Hotel keine modische schwarze Kleidung getragen, wäre sie nicht *direkt in seinen Wagen* hineingelaufen, hätte er noch aus-

weichen und fluchen können. Und dann hätte sie sich höchstens ein wenig erschrocken.

Aber sie sah nicht nach rechts und links, trat auf die Straße und lief in den Wagen. So fest er konnte, trat er auf die Bremse, riss das Lenkrad heftig herum, erwischte sie jedoch an der Hüfte und schleuderte sie in hohem Bogen in die Luft, bevor der kleine Sportwagen sich ein paar Mal überschlug und nach drei vollständigen Umdrehungen auf der Kensington High im Gebüsch vor dem Royal Garden Hotel landete. Art, der über und über mit brühend heißem Turbokaffee bespritzt war, brüllte vor Schmerz und rieb sich die Augen. Er hing kopfüber in den Sicherheitsgurten, als die Portiers aus dem Royal Garden Hotel die Tür des umgekippten Wagens öffneten, den Sicherheitsgurt lösten und Art hinter dem schnell erschlafenden Airbag hervorzogen. Sie tauchten ihn mit dem Gesicht in das Zierbecken, eine Vogeltränke, die mit einer dünnen Eisschicht überzogen war. Das Eis zersprang an seiner Nase und rann klirrend über seine Wangen. Aber wenigstens kühlte das kalte Wasser den Turbokaffee ab und milderte das schreckliche Brennen.

Schließlich landete er spuckend, niesend und zitternd auf den Knien. Als er wieder sehen konnte, bekam er gerade noch mit, wie die Frau, die er angefahren hatte, von der Straße getragen wurde. Die Portiers hatten ihre in rote Wolle und Gold-

brokat gehüllten Arme so miteinander verschränkt, dass sie eine provisorische Bahre bildeten.

»Ihr Arschlöcher!«, brüllte sie. »Ich könnte eine Rückgratverletzung haben, Mensch! Ihr dürft mich nicht bewegen!«

»Hören Sie, junge Frau«, sagte einer der Portiers, ein junger Kerl mit zwei fantastischen Zahnreihen, für die nur ein egoschwacher Idiot Geld hingelegt hätte. Die Zähne waren so makellos und blendend weiß, dass sie im Licht der Straßenbeleuchtung – Natriumdampflampen – fluoreszierten. »Also gut, wir könnten Sie ja wirklich mitten auf der Straße liegen lassen und nicht bewegen, wie es empfohlen wird. Aber wenn wir das tun, wird man Sie wahrscheinlich noch einmal überfahren, ehe die Sanitäter eintreffen, und dann werden Sie *mit Sicherheit* eine Rückgratverletzung haben. Vermutlich auch einen zertrümmerten Schädel. Können Sie mir folgen?«

»Du!« Mit ihrem langen Zeigefinger deutete sie anklagend auf Art. »Du da! Kannst du beim Fahren nicht die Augen aufmachen, du Schwachkopf? Du hättest mich umbringen können!«

Art schüttelte sich das Wasser aus dem Gesicht und blies sich das Dunstwölkchen aus dem tropfenden Schnurrbart. »Tut mir leid«, sagte er kläglich. Sie hatte einen amerikanischen Akzent, vielleicht war sie Kalifornierin. Und sie hatte eine so scharfe, streitsüchtige Stimme, dass es ihm den

Schließmuskel zusammenzog, als hätte man ihm einen Einlauf mit Alaun verpasst. Wundersamerweise trieb sie ihm jeden Wunsch auf Widerworte aus.

»Es tut dir leid?«, erwiderte sie, während die Portiers sie vorsichtig auf dem schmalen Rasenstreifen neben dem Gehsteig absetzten. »Es tut dir leid? Mein Gott, fällt dir wirklich nichts Besseres ein?«

»Nun ja, eigentlich bist du mir ja vor den Wagen gelaufen«, entgegnete er, um nicht als völliger Schlappschwanz dazustehen.

Sie versuchte sich aufzusetzen, zuckte jedoch sofort vor Schmerz zusammen und sank zurück auf den Rasen. »Du bist zu schnell gefahren!«

»Glaub ich nicht. Ich bin mir ziemlich sicher, dass ich nur fünfundvierzig Stundenkilometer gefahren bin – fünf unter der erlaubten Höchstgeschwindigkeit. Wenn wir es genau wissen wollen, können wir natürlich das GPS konsultieren.«

Als er die Beweismöglichkeit erwähnte, schien sie ihr Interesse am Herumstänkern zu verlieren. »Gib mir mal dein Telefon, ja?«

Es mag ja sein, dass normale Sterbliche mit ihren Apparaten leichtfertig umgehen, aber für einen Stammesangehörigen ist die Beziehung zu seinem Kommunikationsgerät etwas zutiefst Persönliches. Lieber hätte Art jemandem seine Unterwäsche ausgeliehen. Aber er hatte sie nun mal

angefahren, also reichte er ihr widerwillig sein Komset.

Die Frau stach mit den Fingern ihrer Linken auf das Gerät ein und kniff im düsteren Licht die Augen zusammen. Schließlich hielt sie es sich an den Kopf. »Johnny? Hier ist Linda. Ja, ich bin immer noch in London. Wie läuft's bei euch? Ah, freut mich zu hören. Wie geht's Marybeth? Oh, das ist aber wirklich schade. Willst du wissen, wie's mir geht?« Sie grinste hinterhältig. »Ich bin gerade von einem Auto angefahren worden. Nein, eben erst. Vor fünf Minuten. Selbstverständlich bin ich verletzt! Ich glaube, meine Hüfte ist gebrochen – vielleicht auch das Rückgrat. Ja, ich kann mit den Zehen wackeln. Vielleicht ist ein Wirbel gebrochen und die Knochensplinter durchsäbeln mir gerade das Rückenmark. Eine Gehirnerschütterung? Ja, ziemlich sicher. Schmerz, Kummer, Verlust der Lebensfreude, entgangene Einkünfte ...« Sie blickte zu Art auf. »Du bist doch hoffentlich versichert, oder?«

Art nickte kleinlaut und suchte nach einer Entgegnung, doch ihm fiel keine ein.

»Locker eine halbe Million, dürfte keine Probleme geben. Mach die Unterlagen fertig, ja? Ich ruf dich an, wenn der Krankenwagen eintrifft. Tschüss. Ja, ich hab dich auch lieb. Bis dann, mach's gut, Johnny. Ich muss jetzt auflegen. Tschö!« Nach einem letzten Küsschen durchs Telefon warf sie

Art das Komset zu. Voller Panik fing er es auf, klappte überaus vorsichtig den Deckel zu und verstaute es wieder in der Jackentasche.

»Komm her!« Sie winkte ihn mit dem Zeigefinger zu sich. Er kniete sich neben sie.

»Ich bin Linda.« Sie schüttelte ihm die Hand und zog sie danach an ihre Brust.

»Art.«

»Also Art, ich mach dir einen Vorschlag. Keiner von uns beiden war schuld, einverstanden? Es war dunkel, du hast die vorgeschriebene Geschwindigkeit eingehalten und ich hab die Straße vorsichtig überquert. Es war nur ein Zusammentreffen unglücklicher Umstände. Aber du hast mich wirklich angefahren. Deine Versicherung wird schon was abdrücken müssen – Schmerzensgeld, Reha, du weißt schon. Das könnte richtig Ärger geben. Wenn du mitspielst, machen wir halbe-halbe.«

Art sah sie verwirrt an.

»Art. Art. Art. Ich sag dir was, Art. Vielleicht hat dich etwas abgelenkt. Du warst in Gedanken, hast gerade nicht hingesehen. Ich behaupte ja nicht, dass es wirklich so war, aber so könnte es gewesen sein. Vielleicht war's so, und falls ja, wird mein Anwalt es aus dir herausquetschen. Er wird dich an die Wand nageln und ich kriege einen großen, dicken Scheck. Andererseits könntest du natürlich auch, du weißt schon, Entgegenkommen zeigen. Mitspielen. Wenn du's locker siehst, werden wir's

auch locker sehen. Mein Anwalt bekommt seinen Anteil und wir beide teilen uns den Rest. Klar, deine Versicherungsbeiträge werden steigen, aber die Kohle wird für uns beide reichen. Kannst du nicht ein bisschen Geld gebrauchen? Mit vielen Nullen hinten dran? Ein paar hundert Riesen, vielleicht auch mehr. Ich bin wirklich nett zu dir – schließlich könnte ich ja auch alles allein einsacken.«

»Ich glaube nicht, dass ...«

»Natürlich nicht. Du bist ein ehrlicher Mensch, das verstehe ich, Art, ich versteh's wirklich. Aber was hat deine Versicherung in letzter Zeit für dich getan, Art? Mein Onkel Ed, der in eine Dreschmaschine geraten ist, hat seine Versicherungsbeiträge vierzig Jahre lang jede Woche bezahlt, und was hatte er davon? Nichts. Diese Versicherungsgesellschaften sind die reinsten Vampire. Niemand mag Versicherungsgesellschaften. Komm schon, Art. Du musst jetzt nichts sagen, aber denk darüber nach, ja, Art?«

Als sie seine Hand losließ, stand er auf. Der Portier blitzte ihn mit seinen Zähnen an. »Verrückt«, sagte er, »die ist schlichtweg verrückt. Pass auf, Kumpel. An deiner Stelle würde ich sofort meinen Anwalt an die Strippe holen.«

Er trat so weit zurück, wie es der schmale Gehsteig zuließ, startete sein Komset, tunnelte sich bis zu einem pseudonymem Relay durch und ließ den Anruf von einem Dutzend anonymer Remail-

ler streuen. Schließlich war er sorgfältig als MGZ-ler getarnt und hätte einpacken können, wäre der Empfänger seiner verschlüsselten Datenpakete offen zu erkennen gewesen. Eine kleine Analyse des Netzwerkverkehrs, und seine Tarnung wäre geplatzt. Er befestigte sich die Tastatur mit einem Klettverschluss am Oberschenkel und brachte die Saiten zum Schwingen.

Trepan: Irgendwelche britischen Anwälte auf dem Kanal?

Gink-Go: Juristen. Ha. Alle an die Wand stellen. Vor allem Euroarsch-Fixer.

Junta: He, das könnte auf mich passen.

Trepan: Junta, bist du ein britischer Anwalt?

Gink-Go: Nimm lieber autosyndik, Alter. Anwälte sind für'n Arsch. Kanal #autosyndik. Ist ein Chatbot mit allen wichtigen Rechtssystemen im Backend.

Trepan: Egal, ich brauche einen Anwalt aus Fleisch und Blut.

Trepan: Junta, noch da?

Gink-Go: Ist unterwegs und vergewaltigt die Menschheit.

Gink-Go: Scheiß auf die Anwälte.

Trepan: /schwarzeliste Gink-Go

##Gink-Go wurde auf Trepan's Schwarze Liste gesetzt. Um Nachrichten wieder anzu-

zeigen, >/entferne schwarzeliste Gink-Go'
eingeben

Gink-Go:

Gink-Go:

Gink-Go:

##Gink-Go wurde auf Juntas Schwarze
Liste gesetzt. Um Nachrichten wieder anzu-
zeigen, >/entferne schwarzeliste Gink-Go<
eingeben

##Gink-Go wurde auf Thomas Falkes
Schwarze Liste gesetzt. Um Nachrichten wie-
der anzuzeigen, >/entferne schwarzeliste
Gink-Go< eingeben

##Gink-Go wurde auf Doppelpunkts
Schwarze Liste gesetzt. Um Nachrichten wie-
der anzuzeigen, >/entferne schwarzeliste
Gink-Go< eingeben

##Gink-Go wurde auf Jackyardbackoffs
Schwarze Liste gesetzt. Um Nachrichten wie-
der anzuzeigen, >/entferne schwarzeliste
Gink-Go< eingeben

##Gink-Go wurde auf Freddy Kugels
Schwarze Liste gesetzt. Um Nachrichten wie-
der anzuzeigen, >/entferne schwarzeliste
Gink-Go< eingeben

Doppelpunkt: Diese Trolle nerven. Das
war's mit Gink-Go.

Gink-Go:

Gink-Go:

Gink-Go:

##Gink-Go hat den Kanal #SÖZ.Chat verlassen

Junta: Was hast du vorhin gesagt?

##Junta (vertraulich) (Dateiübertragung)

##Beglaubigung von Junta erhalten. Wird überprüft. Beglaubigung identifiziert:
>Rechtsanwalt, beim Anwaltsverband registriert mit Berechtigung, in England und Wales zu praktizieren, auch in Australien registriert.<

Trepan /vertraulich an Junta: Ich hab auf der Kensington High Street gerade eine Frau angefahren. Ihre Schuld. Sie ist verletzt. Will mich überreden, dass ich mich für die halbe Versicherungssumme schuldig bekenne. Dein Rat?

##Junta (vertraulich): Wie bitte?

Trepan /vertraulich an Junta: Sie ist verrückt. Sie hat eben mit irgendeinem Anwalt in den Staaten telefoniert. Sagt, sie kann mindestens 5*10^5 rausholen und will mit mir teilen, wenn ich keine Zicken mache.

##Junta (vertraulich): Verdammte Amerikaner. Soll keine Beleidigung sein. Mit welchen Geräten ist der Unfall aufgezeichnet worden?

Trepan /vertraulich an Junta: Mit meinem

GPS. Vielleicht auch mit ein paar Überwachungskameras. Kann sein, dass es Augenzeugen gibt.

##Junta (vertraulich): Und was genau sollst du sagen? Dass du abgelenkt warst? Dass du mit irgendwas rumgefummelt hast?

Trepan /vertraulich an Junta: So ungefähr.

##Junta (vertraulich): Du kannst damit rechnen, dass du drei Strafpunkte bekommst und dein Beitragssatz von der Versicherung um mindestens dreißig Prozent angehoben wird. Die Beitragserhöhung könnte sich in fünf Jahren auf EU 2*10^5 summieren. Wie sieht deine Fahrdatei aus?

##Übertrage beglaubigte Datei >Fahrdatei< an Junta. Empfang bestätigt.

##Junta (vertraulich): Hmm.

##Junta (vertraulich): Nichts Nennenswertes. Warst du denn wirklich abgelenkt?

Trepan /vertraulich an Junta: Glaube schon. Kann sein.

##Junta (vertraulich): Du glaubst. Nun ja, wer wüsste es besser als du, nicht? Mein Honorar beträgt 10%. Hör auf zu glauben. Du warst wirklich abgelenkt. Übermüdet. Es war schon spät. Bedauerliche Geschichte. Tut dir ehrlich leid. Ihr Anwalt soll direkt mit mir Verbindung aufnehmen.

Ich erwarte dich hier um 10:00h MGZ/05:00h Sommerzeit öSZ, dann sprechen wir die Sache durch, ja? Akzeptabel?

Trepan /vertraulich an Junta: Einverstanden. Danke.

##Junta (vertraulich) (Dateiübertragung)

##Smartcontract von Junta erhalten. Wird überprüft. Smartcontract >Vertretungsvereinbarung< geprüft.

Trepan: /öffne #autosyndik

Syndikbot: Willkommen, Trepan! Wie kann ich dir helfen?

##Übertrage Smartcontract >Vertretungsvereinbarung< an Syndikbot. Empfang bestätigt.

Trepan / Syndikbot (vertraulich):

Wie ist der gesetzliche Status bei dem Vertrag?

##Syndikbot (vertraulich): Smartcontract >Vertretungsvereinbarung< ist eine ISO-Standard-Vereinbarung zwischen einem Klienten und einem Rechtsanwalt, die den Anwalt zur Vertretung des Klienten in einem Rechtsstreit in Großbritannien bevollmächtigt.

>Vertretungsvereinbarung FAQ GB 2.3.2 22JAN2< von autosyndik empfangen.

Trepan: /öffne #SÖZ.Chat

Trepan /vertraulich an Junta: Abgemacht.

##Übertrage schlüsselsignierten Smart-
contract >Vertretungsvereinbarung< an
Junta. Empfang bestätigt.

Trepan /vertraulich an Junta: Ich bin
dann mal weg, danke!

##Trepan hat den Kanal #SÖZ.Chat verlas-
sen >Ich bin dann mal weg, danke!<

Nachdem mit den Rettungssanitätern und dem Empfangspersonal in der Notaufnahme die knifflige Frage der Inanspruchnahme des EU-Gesundheitssystems durch Personen nicht-europäischer Nationalität geklärt worden war, nachdem ein Dutzend diagnostischer Geräte, vom Röntgenapparat bis zum Kernspintomographen, sie beide geschluckt und wieder ausgeschissen hatte, nachdem die gestressten Verwaltungsangestellten sie in unbeteiligtem Ton instruiert und ihnen ausgedruckte FAQs für ihre diversen Verletzungen in die Hand gedrückt hatten (Verbrennungen zweiten Grades und ein leichter Schock bei Art; eine Hüftverrenkung, leichte Nierenquetschung, Fraktur des Oberschenkelknochens, Gehirnerschütterung, Schleuder- und Unterkiefertraumata bei Linda), landeten sie auf der Krankenstation schließlich in benachbarten Betten. Trotz der frühen Morgenstunden herrschte ein Betrieb, als würde auch hier nach Östlicher Standardzeit gearbeitet; die Leute wuselten herum wie in einem Schnellrestaurant am Samstagabend.

Art hatte einen Tropf am linken Arm, der ihm

eine Kochsalzlösung und Tranquilizer einflößte, was ihn fix und fertig machte und seinen Tag-Nacht-Rhythmus durcheinander brachte. Dennoch war er der Beweglichere von beiden, denn Linda steckte in einem intelligenten Gipsverband, der sie zugleich lahmlegte und massierte, während er ihr auf osmotischem Wege entzündungshemmende und schmerzstillende Mittel verabreichte. Art stolperte die zwei Schritte zu dem Stuhl an ihrem Bett hinüber und schüttelte ihr nochmals die Hand. »Nimm's mir nicht übel, aber du siehst wirklich grässlich aus.«

Als sie lächelte, gab ihr Kiefer ein hörbares Knacken von sich. »Schieß doch mal ein Foto, ja? Macht sich vor Gericht sicher gut.«

Er kicherte.

»Nein, ehrlich. Mach ein Bild.«

Also nahm er sein Komset und schoss ein paar Fotos, darunter eines mit einem Nachtsichtfilter, um die schwache Beleuchtung im Genesungszimmer auszugleichen. »Du bist ganz schön abgebrüht, weißt du das?«, bemerkte er, während er die Kamera wieder einsteckte.

»Sieht nur so aus. Ist alles nur Bewältigungsstrategie. Die Sache hat mich, ehrlich gesagt, ziemlich mitgenommen. Schließlich hätte ich dabei draufgehen können.«

»Was hast du eigentlich um drei Uhr früh auf der Straße gemacht?«

»Ich war mieser Laune, deshalb hab ich einen Spaziergang gemacht und gedacht, ich könnte irgendwo etwas zu essen oder ein Bier oder so bekommen.«

»Du bist noch nicht lange in der Gegend, was?«

Sie lachte, und aus dem Lachen wurde ein Stöhnen. »Was ist eigentlich mit den Engländern los? Kaum ist die Sonne untergegangen, werden in dieser Stadt die Bürgersteige hochgeklappt. Dabei haben sie nicht gerade eine große Tradition, was das Zuhausebleiben oder durchs Netz surfen oder so was angeht.«

»Sie machen sich's alle in ihren Betten gemütlich und furzen ihren Linseneintopf heraus.«

»Das muss es sein! Man bekommt hier zum Verrecken kein Steak. Weil alle vom Rinderwahn befallen sind. Wenn mir noch einmal ein graues Sojawürstchen serviert wird, bringe ich die Kellnerin um und esse sie stattdessen.«

»Man muss einfach Anschluss finden, jemanden, der einen in die einschlägigen Kneipen mitnimmt. Wenn wir hier raus sind, lade ich dich mal zu echter Blutwurst, Rinderbraten und fettigen Pommes ein. Ich kenne da ein Lokal.«

»Mir läuft schon das Wasser im Mund zusammen. Kannst du mir noch einmal dein Telefon borgen? Äh ... ich fürchte, du musst für mich wählen.«

»Mach ich doch gern. Wie ist die Nummer?«

Nachdem sie ihm die Nummer genannt hatte, hielt er ihr sein Komset an den Kopf. Er war ihr nah genug, um am anderen Ende das blecherne, charakteristische Läuten eines nordamerikanischen Schaltkreises zu vernehmen. Außerdem hörte er ihren flachen Atem, hörte ihren Kiefer knacken, roch ihr Shampoo – das Aroma freier Polymere in einem Neuwagen – und eine Spur ihres Schweißes. An ihrem Hals stand ein Muskelstrang hervor und ging in einem eleganten V in ihr Schlüsselbein über, ein Pfeil, der auf die Wölbung ihrer Brust unter dem Krankenhaushemd aus Papier deutete.

»Toby, hier ist Linda.«

Eine zwergenhafte, piepsige Stimme drang durch die Leitung.

»Halt den Mund, ja? Halt die Klappe. Mund halten. Ich liege im Krankenhaus.« Weiteres Backenhörnchen-Geschnatter. »Ich bin angefahren worden. Es geht schon. Nein. Halt den Mund. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Ich schicke dir gleich die FAQs. Ich wollte nur sagen ...« Sie seufzte schwer und schloss die Augen. »Du weißt schon, was ich sagen wollte. Es tut mir leid, ja? Tut mir leid, dass es so weit gekommen ist. Du wirst darüber hinwegkommen, genau wie ich. Ich wollte dich nur nicht im Ungewissen lassen.« Sie klang ausgepumpt, aber hier und dort stahl sich auch ein Schluchzer in ihre Stimme. »Ich kann jetzt

nicht lange reden. Die haben mich bis zum Hals vollgepumpt. Ja, gutes Zeug. Ich ruf dich später noch mal an. Ich weiß nicht, wann ich zurückkomme, aber wir klären die Sache dann, ja? Einverstanden. Ach, halt den Mund. Okay, du auch.«

Sie blickte zu Art auf. »Mein Freund. Genauer gesagt: mein Ex. Im Moment sind wir uns nicht klar darüber, wer hier wen verlässt. Danke.« Sie schloss die Augen. Ihre Lider waren malvenfarben und von einem Geflecht rosiger Adern durchzogen. Sie begann leise zu schnarchen.

Art stellte den Wecker, um für den Termin mit dem Anwalt rechtzeitig wach zu sein, klappte sein Komset zusammen und kroch zurück ins Bett. Die Gewohnheiten seines Biorhythmus, der jetzt gestört war, machten ihm so zu schaffen, dass seine Schläfen pochten. Doch ehe er sich versah, war er eingeschlafen.



Krankenhäuser sind rund um die Uhr in Betrieb, trotzdem haben sie ihre eigenen Tag-Nacht-Rhythmen. Das Personal der Mittagschicht wirkte zwar ebenso überarbeitet und gehetzt wie die übrige Belegschaft, dennoch munterer und leistungsfähiger als die Kollegen von der Nachtschicht, die ihren Dienst nervös und mit dunklen Ringen um die Augen verrichtet hatten. Nachdem das Pflegepersonal Art und Linda zügig mit Essen und Trinken versorgt und ihnen auf die Toilette geholfen hatte, waren sie sich selbst überlassen. Gemeinsam blinzelten sie in das blasse englische Sonnenlicht, das durch die Fenster hereindrang.

»Ich glaube, die Anwälte haben die Sache gezeichnet«, sagte Art.

»Gut. Gute Nachricht.« Vom Dopamin war Linda so benommen, dass die Worte ihr nur langsam über die Lippen kamen. Art vermutete, dass die Medikamente ihr aufbrausendes Temperament gedämpft hatten. Nur deshalb riskierte er eine Frage, die ihn seit ihrer ersten Begegnung beschäftigte.

»Darf ich dich etwas fragen? Könnte aber sein, dass du es als Beleidigung auffasst.«

»Nur zu. Könnte aber sein, dass ich mich darüber aufrege.«

»Machst du ... so was ... machst du so was öfter? Ich meine, Versicherungen übers Ohr hauen?«

Sie schnaubte, dann stöhnte sie. »Das nennt man die Los-Angeles-Lotterie, Junge. Ich hab's vorher noch nie gemacht und bin mir, ehrlich gesagt, fast schon wie eine Außenseiterin vorgekommen. Nicht eingeweiht in die Regeln.«

»Und ich dachte immer, in Los Angeles wären Drehbücher das wahre Glücksspiel.«

»Quatsch. Ein gutes Glücksspiel ist eines, bei dem man auch gewinnen kann.«

Als sie ihm ein schwaches Lächeln gönnte, fiel ihm auf, dass sie links vom Mund ein schiefes Grübchen hatte.

»Dann bist du also aus L.A.?«

»Volltreffer. Aus Orange County. Eine verhinderte Schauspielerin der dritten Generation. Mein Opa durfte einmal in einem Hitchcock-Film auftreten und eine Zeile sagen. In den Neunzigern hat meine Mutter in einer dreiteiligen Sitcom von Fox die schusselige Nachbarin gespielt. Und ich warte noch auf meine fünfzehn Minuten im Rampenlicht. Lebst du hier?«

»Zur Zeit. Seit September. Ich bin aus Toronto.«

»Ausgerechnet ein Kanadier! Ein Zugvogel aus dem Norden. Was machst du denn in London?«

Sein Komset klingelte und verschaffte ihm einen

Moment Zeit, so dass er sich eine Tarngeschichte zurechtlegen konnte. »Hallo?«

»Art! Hier ist Fede!« Federico war ebenfalls ein in der MGZ arbeitender Provokateur. Er war nicht direkt Arts Vorgesetzter – bei den Stämmen lief das nicht so –, aber er hatte größere Erfahrung als Art.

»Fede – kann ich dich zurückrufen?«

»Hör mal, ich hab von deinem Unfall gehört und hätte dich gar nicht angerufen, wenn's nicht so dringend wär.«

Art stöhnte und rollte in Lindas Richtung mit den Augen, um ihr zu verstehen zu geben, dass der Anruf ihm genauso lästig war wie ihr. Gleich darauf zog er sich auf die andere Seite seines Bettes zurück und kauerte sich zusammen.

»Was ist los?«

»Wir sind ausspioniert worden. Ich bin mir zu vier Fünfteln sicher.«

Art stöhnte erneut. Fede lebte in der ständigen Furcht, er könne als Angehöriger des *Eastern Standard Tribe* entlarvt und bloßgestellt, gefeuert, ausgewiesen und gedemütigt werden. Stets war er sich der Enttarnung zu mindestens drei Fünfteln sicher, und das zusätzliche Fünftel, das er diesmal addiert hatte, war für Art kaum alarmierend. »Was ist denn jetzt schon wieder?«

»Es geht um den stellvertretenden Personalleiter von Virgin/Deutsche Telekom. Er hat mich

heute Nachmittag zu einer Besprechung einbestellt, will die Empfehlungen für die Kernzeiten durchsprechen.« Fede arbeitete als Offline-Berater für McKinsey und produzierte stimulierende Empfehlungspakete für Top-100-Unternehmen. Er versuchte, bei europäischen Unternehmen die Bremse anzuziehen, drängte auf mehr Zeit für die Kinderbetreuung und auf Sonderurlaub zur Pflege kranker Angehöriger und Lebenspartner. Der letzte Richtlinienkatalog, den er V/DT aufs Auge gedrückt hatte, enthielt so viele obskure Freistellungsklauseln, dass ein juristisch bewandertes Angestelltes mit Fug und Recht 450 bezahlte Urlaubstage pro Jahr hätte geltend machen können. Neuerdings plädierte Fede für die Abschaffung der »Kernzeiten« – europäischer Geschäftsjargon für die Zeit nach dem Mittagessen und vor dem Nickerchen am Nachmittag, in der jeder sich im Büro blicken ließ, damit Gelegenheit für persönliche Gespräche blieb. Falls Fede so weitermache und damit durchkam, würde die MGZ, die Zone Mittlerer Greenwich-Zeit, bald zur Zielscheibe weltweiten Spotts werden. Und sich darüber hinaus derart in wechselseitige Vernichtungskriege verstricken, dass die deutlich erkennbare Überlegenheit der ÖSZ, der Zone Östlicher Standard-Zeit, deren Ethos sich von Stress nährte, sie schlicht vom Markt fegen würde. Zumindest in der Theorie. Selbstverständlich gab es in jeder Unterneh-

mensberatung der Welt Angehörige rivalisierender Stämme, die gegen uns arbeiteten. Schließlich stützen Unternehmensberater sich von jeher auf die Netzwerke alter Bundesgenossen – und es ist kein allzu großer Unterschied, ob man einen Verbindungsbruder aus Studienzeiten ins Geschäft bringt oder einen Stammesbruder. Hätten die Stämme nicht schon existiert, hätten die McKinsey-Gruppe und ihre strafrechtlich nicht belangbaren Mitverschwörer in aller Welt sie erfinden müssen.

»Und das ist alles? Nur eine Besprechung? Himmel, es ist doch nur eine Sitzung. Du sollst ihn wahrscheinlich nur beruhigen, ehe er das Konzept dem Geschäftsführer vorlegt.«

»Nein, ich glaube nicht, dass es nur darum geht. Er hat uns beschatten lassen – uns *beide*. Und er hat sich auch mit dem Produktdesign beschäftigt, was überhaupt nicht in seine Zuständigkeit fällt. Als ich ihn gestern anrief, hat seine Voice-Mail mich zu einem Besprechungszimmer in O'Malley House durchgestellt.« In O'Malley House – der schöne alte Gebäudekomplex gleich hinter Piccadilly bestand aus mehreren zusammenhängenden viktorianischen Stadthäusern – wurden Nutzbarkeitsanalysen durchgeführt. Von dort aus übte Art seine Beratertätigkeit aus. So wie rund zweihundert andere Umsetzungsexperten, Produktdesigner, Erfahrungingenieure, dubiose Kog-

nitionspsychologen und andere Manipulatoren des menschlichen Geistes. In Arts Generation stellten sie das dar, was früher die bärtigen Hacker gewesen waren: verhätschelte Kreative, die sich nicht ums Management scherten. Kein Wunder, dass der Personalleiter sich genötigt gesehen hatte, dort mit jemandem unter vier Augen zu reden. Aber wie sollte man das Fede beibringen?!

»Na gut, Fede, was soll ich machen?«

»Nur ... nur vorsichtig sein. Säubere dein Datenarchiv. Ich schick dir auch gleich einen neuen persönlichen Schlüssel rüber. Warte mal, ich lese dir den Fingerabdruck vor.« Der Schlüssel würde, wie Art wusste, aus einer unendlich langen Zeichenfolge bestehen, aus einem verworrenen Krypto-Code. Und nur um sicherzugehen, dass der Schlüssel unterwegs nicht abgefangen und verändert worden war, wollte Fede ihm einen etwas kürzeren mathematischen Fingerabdruck vorlesen, die komprimierte Fassung. Sobald Art den Krypto-Code erhalten hatte, sollte er aus Fedes neuem Schlüssel seinerseits einen Fingerabdruck generieren und ihn mit dem vergleichen, den Fede ihm jetzt zum Notieren durchgeben wollte.

Art schloss die Augen und lehnte sich zurück. »Na gut, ich habe einen Stift zur Hand«, sagte er, obwohl es nicht stimmte.

Gleich darauf las Fede ihm eine unendlich lange Zahlen- und Buchstabenfolge vor. Art wiederholte

sie und tat so, als notierte er sich alles. Dieser paranoide Schwachkopf.

»Alles klar, hab's notiert. Ich besorge dir im Laufe des Tages einen neuen Schlüssel, in Ordnung?«

»Beeil dich, Mann.«

»Schon gut, Fedde. Schalt mal einen Gang zurück.«

»'tschuldigung, tut mir leid. Oh, und erhol dich gut, ja?«

»Bis dann, Fedde.«

»Was war *das* denn?« Linda hatte sich den Hals verrenkt, um ihn zu beobachten.

Er musste sich alle Mühe geben, sich auf seine Tarngeschichte zu besinnen. »Ich bin ein Unternehmensberater, der die Erfahrungen von Konsumenten auswertet. Und meine Kollegen sind hysterisch, wegen eines Abgabetermins.«

Sie verdrehte die Augen. »Mein Gott, nicht noch einer. Hör mal, wenn wir wirklich mal zusammen essen gehen, sag kein Wort über das Design von Randsteinen, die Bedienung, die Speisekarte oder die Inneneinrichtung. Ja? Einverstanden? Ganz im Ernst!«

Art legte feierlich die Hand aufs Herz. »Wen kennst du denn noch in der Branche?«

»Mein Ex macht auch so was. Er konnte oder wollte einfach nie die Klappe halten und hat dauernd gemosert, wie mies alles ist. Er hatte ja recht, aber was soll's? Ich wollte es genießen, ob mies oder nicht.«

»Na gut, ich versprech's. Wir gehen also zusammen essen?«

»Sobald ich wieder laufen kann, führst du mich aus. Und dann stopf ich so viel Fleisch und Innereien in mich rein, wie ich verdauen kann.«

»Abgemacht.«

Gleich darauf schliefen beide wieder ein.

>>>>>>>>>>>>> ?

Na, wäre dieser unglückselige Start nicht ein schöner Anfang für eine romantische Komödie?

Linda war klein und üppig gebaut, hatte dunkle Augen, aufgeworfene Lippen und eine kurvenreiche Figur. Sie selbst empfand ihre Brust als zu groß und ihren Hintern als zu fett, aber ich hielt sie in ihrer ganzen Weichheit und Lebenskraft schlicht für ein Prachtweib. Sie schmeckte wie Paprika und ihr Haar roch nach den obskuren Polymeren, die die Pagenkopf-Frisur bändigten und so in Form hielten, dass sie ihr festes, längliches Kinn umspielte.

Ich hole mir gerade einen Sonnenbrand und die Kieselsteine auf dem Dach bohren sich in meinen Hintern. Noch immer weiß ich nicht, ob ich mir den Bleistift ins Gehirn jagen soll oder nicht, aber wenn ich's tue, wird es an einem gemütlicheren Ort als auf diesem Dach passieren.

Das Problem ist nur, dass die Tür zum Dach – ich habe sie aufgestemmt, nachdem ich meinen Wärtern entwischt und die als Fluchtweg vorgesehene Treppe hoch geschlichen war – inzwischen zugefallen ist. Der kleine Haufen Kieselsteine, den

ich als Keil vor der Tür aufgeschichtet hatte, ist jetzt ringsum verstreut. Die Tür ist fest verschlossen. Und ich habe mein Komset nicht dabei. Typisch für mich. Also beginne ich mit einer persönlichen Bestandsaufnahme: Ich verfüge über einen Bleistift, ein Krankenhaushemd, ein Paar Boxershorts und einen Kopf voller blödsinniger Ideen. Ich befinde mich rund 150 Meter über der feuchtwarmen, grünen Sommerlandschaft von Massachusetts. Es ist sehr heiß, und ich nehme allmählich die Farbe der Barbie-Abteilung im New Yorker Spielzeugkaufhaus FAO Schwarz an – die Art von labialem Rosa, die den Augen wehtut und gleichzeitig auf perverse Weise aufmuntert.

Ich habe mein Leben damit verbracht, mich durch die Hintertür irgendwo einzuschleichen und durch die Nebentür wieder zu verschwinden. So macht man das heutzutage. Wenn sich der Job innerhalb von zwei Jahren in etwas verwandelt, das vor vierundzwanzig Monaten noch unvorstellbar gewesen wäre, ist es nicht unbedingt zweckmäßig, die Vordertür zu nehmen. Nicht unbedingt zweckmäßig, einen ordentlichen Abschluss zu machen, eine Zulassung mit Brief und Siegel zu erwerben und entsprechende Erfahrungen zu sammeln. Soll heißen: Selbst wenn man die Universität besucht, ist ein sinnvoller, aussichtsreicher Studienabschluss nur dann gewährleistet, wenn man ihn in einem Fach macht, das bei der

Immatrikulation noch gar nicht erfunden war. Deshalb verstehe ich mich so gut auf Hintertüren und Nebeneingänge. Das ist es, was der Stamm für mich leistet – er verschafft mir Zugang zu Orten, wo ich eigentlich gar nicht hingehöre. Man muss ihnen sowieso dankbar sein: Ohne die Stämme wäre *niemand* zu *irgendetwas* qualifiziert, das die Mühe lohnt.

Durch den Nebeneingang zu verschwinden ist mir heute allerdings schlecht bekommen.

Oh, Scheiße. Über die Dachkante werfe ich einen Blick auf den Parkplatz, der nur spärlich belegt ist. Das Wetter ist so schön, dass kaum einer da draußen in der realen Welt Lust hat, seine verrückten Verwandten zu besuchen. Ein halbes Dutzend Wochentagskutschen sind da unten geparkt, Methan-Atmer, von den SÖZlern auch *Furzmobile* genannt. In jener verhängnisvollen Nacht, als mir Linda in London vor den Wagen gelaufen ist, habe ich eine ganz ähnliche Kiste gefahren. Da fällt mir ein, dass ich bei meiner Inventur etwas vergessen habe: Kieselsteine. Das Dach ist mit runden grauen Flusskieseln übersät, die ungefähr so groß wie Wasabi-Erbsen sind. Niemand da unten wird mich hier auf dem Dach bemerken. Höchstens, wenn ich auf mich aufmerksam mache. Ein paar eingeworfene Windschutzscheiben dürften reichen.

An der Dachkante sammle ich ein paar Steine und ziele sorgfältig, denn ich muss vorsichtig vor-

gehen. Achtsam. Ein Kieselstein, der aus dieser Höhe herunterfällt ... Ich erinnere mich noch an die Geschichte über den Penny, der von der Spitze des Funk- und Fernsehturms in Toronto fiel und unten ein fünfzehn Zentimeter tiefes Loch in den Asphalt riss.

Also wähle ich einen kleinen Kieselstein, ziele sorgfältig auf die Windschutzscheibe eines kleinen blauen Sony Veddic und schleudere den Kiesel nach unten. Ich kann den Flug des Steins nur ein paar Sekunden lang verfolgen, dann verschmilzt er mit dem Hintergrund der Landschaft. Allerdings gibt die Flugbahn, die ich beobachten konnte, nicht gerade Anlass zu irgendwelchen Hoffnungen; der Wind treibt den Kiesel in einer fast horizontalen Parabel in die Richtung von Boston. Unter Missachtung aller Newtonschen Gesetze schleudere ich den nächsten Kiesel einfach nach unten, doch er verschwindet genau wie der Erste im Niemandsland und die Windschutzscheiben bleiben heil und ganz. Schließlich mache ich mich auf die Suche nach größeren Steinen.

Kennen Sie diese Art von Horrorfilmen, in denen sich die Spannung ständig weiter steigert, doch in regelmäßigen Abständen auch wieder löst? Und zwar dann, wenn jemand plötzlich irgendwo herausspringt und laut *buh!* ruft. Daraufhin müssen die Helden natürlich fliehen, mitten hinein in noch schlimmere Gefahren. Abermals

steigt die Spannung, wächst und wächst ... Wissen Sie, wie es ist, wenn der Regisseur nicht weiß, wann er aufhören sollte? Wenn er den richtigen Zeitpunkt fürs Ende verpasst? Dann hat der Schwarze Mann einen Auftritt nach dem anderen und brüllt ständig nur *buh!*; dann stürzen die wackligen Brücken serienweise ein und die Salven aus den Handfeuerwaffen zerschmettern die Fenster des Büroturms gleich reihenweise. Es ist nicht so, dass die Spannung völlig verschwindet – sie wird nur langweilig. *Langweilige Spannung*, ein Widerspruch in sich. Sie wissen, dass der Höhepunkt naht, dass UNSER ALLER HELD irgendwann in den nächsten Sekunden seinem Erzfeind gegenüberstehen wird. Entweder er schafft's, dem Schurken einen Tritt in den Arsch zu versetzen, oder er ist selber dran. Und das Schicksal der ganzen Welt hängt vom Ausgang dieses Kampfes ab. Sie rechnen damit, dass es ein befriedigendes Finale geben wird – ein Finale mit jeder Menge Explosionen und spärlich bekleideten Körpern. Ihnen ist klar, dass UNSER ALLER HELD sich später in die Weltraum-Bar zurückziehen wird, um einen zur Brust zu nehmen, sich zu entspannen und von seinem Objekt der Begierde abknutschen zu lassen. Ebenso gehen Sie davon aus, dass uns allen kurz Zeit bleibt, den Adrenalinpiegel wieder unter Kontrolle zu bringen, ehe sich eine Hand aus dem Grab reckt, wir erschrocken zusammen-

zucken und ungeduldig auf die Fortsetzung warten. Man wünscht sich nur, es würde endlich *passieren*. Man wünscht sich nur, die kleinen Höhepunkte hätten mal ein Ende und die Regisseure so viel Zutrauen zum Publikum, dass sie ihm nicht wieder und wieder vorführen müssen, wie UNSER ALLER HELD auf dem Weg zum letzten Showdown durch ein ganzes Meer von Scheiße wadet.

Mich langweilt diese ewige Spannung. Ich bin verraten, bedroht, in eine Anstalt gesperrt worden und auf dem Dach einer Klapsmühle gelandet. Jetzt wünsche ich mir nur noch, den verdammten Höhepunkt endlich hinter mich zu bringen, damit ich erfahre, ob Klugheit wichtiger ist als Wohlbefinden – oder umgekehrt.

Ich habe einen halben Ziegelstein gefunden, der zum Beschweren der Dachpappe rund um einen Abgasschornstein benutzt wurde. Besser hätte ich *den* genommen, um die Tür offenzuhalten, aber die befindet sich nun mal am anderen Ende des Dachs, und ich war wirklich zufrieden mit meinem kleinen Türstopper aus Kieselsteinen. Außerdem habe ich allmählich den Verdacht, dass der Türstopper gar nicht versagt hat, sondern von einem böswilligen Scherzkeks aus der Klinik beseitigt wurde. Vielleicht, um mir eine Lektion zu erteilen.

Ich hebe den Ziegelstein auf, lasse ihn los. Er stürzt tiefer und tiefer und trifft mitten auf den

Kofferraum des kleinen blauen Furzmobils, wobei er ein Loch in den dünnen Aluminiumdeckel reißt.

Und das Furzmobil explodiert. Erst zuckt ein Geysir blauer Flammen empor, als ein Strom entzündeten Arschbrennstoffs aus dem Loch im Tank himmelwärts schießt, dann schlagen die Flammen in den Tank zurück, und *wumms!* zerspringt das Furzmobil in eine Million Splitter, die wie ein Fallschirm im Aufwind nach oben steigen. Selbst aus dieser Entfernung kann ich die Hitze auf meiner nackten, sonnenempfindlichen Haut spüren.

Explosionen. Ein spärlich bekleideter Körper. Alles, was zu einem dramatischen Finale gehört. Aber irgendwie weiß ich, dass dies noch nicht der Höhepunkt ist.



Linda stritt sich nicht gerne – kämpfen: ja; streiten: nein. Damit waren Probleme vorprogrammiert, wie Art erkannte. Doch wenn man sich verliebt, findet man für alles Mögliche vernünftige Argumente oder Entschuldigungen.

Die Halbstarcken, die Art und Linda nach einem blutigen Abendessen aus verbotenem, asozialem Tierfleisch auflauerten, waren jung, groß und strotzten vor Testosteron. Sie trugen die Panzerkleidung der Leute, die das Töten als Sport betreiben. Die strategisch platzierten transparenten Platten enthüllten steroidgestählte Muskeln, sichtbar durch die gleichfalls transparenten Einsätze, die die Haut über ihren Bauchmuskeln und den Quadrizeps ersetzt hatten. Sie waren zu dritt, grinsten, ließen ihre Muskeln spielen und drängten Art und Linda in den winzigen, mit einem Rollladen gesicherten Eingang einer Boots-Apotheke.

»'n Abend, Sir. 'n Abend, Miss«, sagte einer.

»He«, brummte Art und schaute dem Kerl über die Schulter, um nach einer Überwachungskamera oder einem Polizisten Ausschau zu halten. Nichts war in Sicht.

»Ich frage mich, ob wir Sie wohl um einen Gefallen bitten könnten«, sagte ein anderer.

»Klar doch«, erwiderte Art.

»Sie sind doch Amerikaner, oder?«, fragte der Dritte.

»Eigentlich Kanadier.«

»Klasse. Echt toll. Ich hab gehört, dass es in Kanada wirklich nett ist. Wie gefällt's Ihnen denn so in England?«

»Ich lebe hier sogar. Gefällt mir sehr gut.«

»Freut mich zu hören, Sir. Und Sie, Miss?«

Linda stand halb hinter Art und starrte die Typen mit weit aufgerissenen Augen an. »Nicht schlecht hier.«

»Freut mich zu hören«, sagte der Erste und grinste noch breiter. »Aber jetzt zu diesem Gefallen, den Sie uns tun könnten: Meine Freunde und ich haben ein Problem. Unsere Brieftaschen sind uns irgendwie über. Sie sind langweilig, nichts Besonderes.«

»Außerdem auch leer«, warf der Dritte mit leisem, bekifftem Lachen ein.

»Ach ja, und leer. Und da dachten wir uns, na ja, vielleicht wären sie für unsere Besucher aus Übersee hübsche Andenken an England. Vielleicht würden Sie sie gern gegen etwas eintauschen?«

Art lächelte unwillkürlich. Er war in London noch nie auf offener Straße ausgeraubt worden,

hatte aber von solchen Geschichten gehört. Seit ein Schlägerduo aus Manchester freigesprochen worden war, weil die Bedrohung und Beraubung eines pakistanischen Paares angeblich nur ein interkulturelles Missverständnis gewesen war, hatten sich gewitzte britische Halbstarke immer absurdere Geschichten ausgedacht, um Touristen um ihre Habe zu erleichtern.

Art spürte die vertraute Erregung, die bedeutete, dass er gleich einen Streit vom Zaun brechen würde, und ehe er sich versah, plapperte er drauflos: »Meint ihr wirklich, damit kommt ihr vor Gericht durch? Ich glaube, selbst der dümmste Richter würde es nicht für ein Versagen der interkulturellen Kommunikation halten, wenn ein Kanadier zwei Brieftaschen voller Bargeld gegen drei leere eintauscht. Also wirklich. Wenn ihr uns ausrauben wollt ...«

»Sie ausrauben, Sir? Ach du liebe Güte, wer will Sie denn ausrauben?«

»Nun, in diesem Fall habt ihr sicher nichts dagegen, wenn wir ablehnen, nicht wahr?«

»Das wäre aber wirklich unhöflich«, sagte der Erste. »Schließlich bieten wir Ihnen im Geiste der transatlantischen Solidarität ein Souvenir an. Meine Brieftasche ist aus echtem englischem Leder. Hat meinem Großvater gehört.«

»Darf ich mal sehen?«

»Wie bitte?«

»Ich will sie sehen. Wenn wir ins Geschäft kommen wollen, werde ich mir die Ware doch erst einmal ansehen dürfen, oder?«

»Na klar, Sir, nichts dagegen, hier.«

Die abgenutzte Brieftasche war tatsächlich aus Leder und in England hergestellt, wie das ins Banknotenfach eingnähte Etikett bestätigte. Art drehte die Brieftasche hin und her, dann leerte er, immer noch lächelnd, das Kartenfach und sah sich die Ausweise an. »Lester?«

Lester fluchte leise. »Eigentlich Les. Geben Sie mir bitte die Ausweise zurück – die sind im Tausch nicht inbegriffen.«

»Nicht? Aber eine echte britische Brieftasche ist doch wohl nicht vollständig ohne einen echten britischen Ausweis. Vielleicht könnte ich die Karte vom National Health Service behalten, damit ich etwas habe, das ich in Amerika herumzeigen kann. Die Amerikaner halten ein staatliches Gesundheitswesen nämlich für ein Märchen, müsst ihr wissen.«

»Ich muss wirklich darauf bestehen, Sir.«

»Scheiße, Les!« Der Zweite griff in seine Hosentasche. »Das ist doch bescheuert. Nimm dir die Kohle und lass uns abdampfen.«

»Das ist jetzt nicht mehr so einfach, wie?«, sagte der Dritte. »Der Kerl hat deinen Namen, Les. Ziemliche Scheiße.«

»Nun ja, stimmt schon«, mischte Art sich ein.

»Aber was soll's? Ihr drei seid alles andere als unauffällige Typen. Meint ihr, es wäre so schwer, eure Gesichter aus einer Verbrecherkartei herauszusuchen? Ach ja, und da ist noch was! Sollte das nicht ein Handel werden? Was ist mit dem Geist der transatlantischen Solidarität passiert?«

»Stimmt«, sagte Les. »Macht ja nichts, dass Sie meinen Namen kennen, Sir, schließlich sind wir ja alle Freunde, nicht?«

»Genau!« Art steckte sich die abgewetzte Brieftasche in seine ohnehin schon ausgebeulte Jackentasche und machte ein großes Getue darum, sie fest hineinzustopfen, damit sie nicht wieder herausfiel. Als er seine Hand wieder frei hatte, streckte er sie aus. »Art Berry. Bis vor kurzem aus Toronto. Freut mich, dich kennenzulernen.«

Les schüttelte seine Hand. »Ich bin Les. Und das sind meine Freunde Tony und Tom.«

»Scheiße!«, fluchte Tom, der Zweite. »Les, du dämliches Arschloch! Jetzt haben die auch unsere Namen!« Die Hand, die er in die Tasche gesteckt hatte, zuckte hervor und hielt einen summenden, Funken sprühenden Elektroschocker. »Jetzt müssen wir sie loswerden.«

Art lächelte, griff langsam in seine Jackentasche und holte das Komset heraus, wobei ihm die Brieftasche herausschlüpfte und auf die Straße fiel. Les, Tom und Tony starrten das glimmende Komset in seiner Hand an. »Könntest du das bitte wie-

derholen, Tom? Ich glaube, die 999-Vermittlung hat dich nicht richtig verstanden.«

Tom glotzte verblüfft auf das Komset, gebannt wie das Kaninchen von der Schlange. Die Zahlen 999 waren auf dem Display deutlich zu erkennen, direkt neben den Positionsdaten, die den Standort des Geräts auf den Meter genau angaben. Les drehte sich abrupt um und marschierte in Richtung der nächsten U-Bahn-Haltestelle davon. Tony folgte kurz danach und ließ Tom allein zurück, in dessen Hand der Elektroschocker immer noch zischte und knisterte. Vor Frust und Zorn verzog er das Gesicht, täuschte mit dem Elektroschocker einen Angriff vor und gab ein bellendes Lachen von sich, als Art und Linda zurückschreckten. Gleich darauf lief er seinen Kumpanen hastig hinterher.

Art hielt sich das Komset an den Kopf. »Sie sind abgehauen«, erklärte er stolz. »Haben Sie das Gespräch mitbekommen? Es waren drei, und sie sind abgehauen.«

Aus dem Komset tönte die angespannte, dienstbeflissene Stimme des Mannes in der Notrufzentrale. Er sprach mit einem Akzent, den Art nicht sofort zuordnen konnte. Dann fiel ihm ein, dass die englische Regierung die nächtlichen Notrufzentralen in kostengünstige Großraumbüros in Manila ausgelagert hatte. »Ja, Mr. Berry.« Arts Komset hatte bereits seinen Namen, Immigrati-

onsstatus und Standort übertragen und kundenspezifische Betreuung in einem Umfang angestoßen, der eher für einen Fastfood-Lieferanten als für Regierungsbürokraten typisch war. Das ist schlecht, dachte Art aus professioneller Perspektive. Eigentlich hätte das MGZ-Polizeiwesen dank der Bemühungen einiger gerissener anonymer SPZler, Stammesangehöriger der Pazifischen Zeitzone, eine undurchlässige Mauer aus hafer-schleimdicker Bürokratie bilden sollen. »Bitte bleiben Sie, wo Sie sind. Die Polizei wird umgehend bei Ihnen sein. Gut gemacht, Sir.«

Mit einer triumphalen Geste wandte Art sich Linda zu und rechnete mit einer jener ihm vertrauten, überschwänglichen Lobeshymnen, die Zeugen seiner verbalen Akrobatik üblicherweise anstimmten. Stattdessen stand sie in ängstlicher, geduckter Haltung vor ihm und hatte die Augen wie eine Irre aufgerissen. Um die Iriden war das Weiße zu erkennen – etwas, von dem er schon einmal gelesen, es jedoch noch nie selbst gesehen hatte. Sie atmete flach und war leichenblass.

Obwohl sie noch kein richtiges Paar waren, wollte Art sie in die Arme nehmen, um ihr ein bisschen männlichen Trost zu spenden, doch sie versteifte sich in seiner Umarmung. Nach einigen Sekunden setzte sie ihm die Hände auf die Brust und schob ihn entschlossen, sogar leicht aggressiv zurück.

»Alles in Ordnung?«, fragte er, wegen des Adrenalinschubs immer noch aufgedreht.

»Was, wenn sie beschlossen hätten, uns umzubringen?«, zischte sie so, dass Speichelflöckchen von ihren Lippen flogen.

»Die wollten uns doch gar nichts tun. Dazu hatten sie gar nicht den Mumm.«

»Woher willst du das wissen, du verdammter Idiot? Wie kannst du es wagen, *meine* Sicherheit aufs Spiel zu setzen? Warum, zum Teufel, hast du ihnen nicht einfach deine Brieftasche gegeben, die Polizei verständigt und es dabei bewenden lassen? Aber du musstest ja unbedingt den starken Mann markieren!«

Sein Triumphgefühl verflog und machte schnell Ärger Platz. »Was ist denn mit dir los? Musst du unbedingt in jedem Sieg eine Niederlage sehen? Ich habe die drei Arschlöcher gerade vertrieben, ohne eine Hand zu heben, und dir fällt nichts Besseres ein, als mich zu kritisieren? Na gut, wenn du es so willst, dann geben wir ihnen beim nächsten Mal eben unsere Brieftaschen. Vielleicht haben sie auch Lust auf eine kleine Vergewaltigung – soll ich dabei auch einfach zusehen? Nenn mir einfach deine Regeln, dann werde ich mich bestimmt daran halten.«

»Du mieses Schwein! Wie kannst du es wagen, mich so anzuschmauzen? Und mach bloß keine Witze über Vergewaltigungen. Das ist kein bisschen komisch, du arroganter Drecksack!«

Arts Triumphgefühl löste sich endgültig in Luft auf. »Mein Gott noch mal, Linda. Es tut mir leid. Ich konnte doch nicht ahnen, dass du solche Angst hattest ...«

»Du weißt nicht, von was du redest. Ich bin schon ein Dutzend Mal ausgeraubt worden. Ich habe meine Brieftasche rausgerückt, meine Karten gesperrt und mich an meine Versicherung gewandt. Niemand hat mich je verletzt. Ich hatte kein bisschen Angst, bis du dein großes Maul aufgerissen hast.«

»Entschuldigung, Entschuldigung. Tut mir leid wegen des Spruchs mit der Vergewaltigung. Ich wusste nicht ...« Er wollte sagen: *Ich wusste nicht, dass du vergewaltigt worden bist*, ließ es dann aber. »Ich wusste nicht, dass es ... eine so ... persönliche Sache für dich ist ...«

»Herrgott noch mal, nur weil ich keine Scherze über Vergewaltigungen hören will, hältst du mich gleich für ein Vergewaltigungsopfer.« Art verzog das Gesicht. »Nein, bin ich nicht, du Scheißkerl. Aber du solltest Vergewaltigungen nicht als ein Beispiel benutzen, nur um eines deiner dämlichen Argumente zu belegen. Eine Vergewaltigung ist eine ernste Sache.«

Gleich darauf trafen die Polizisten ein, zwei Beamte auf Motorrollern, die wie das männliche Pendant zu Politessen aussahen. Art und Linda tauschten einen kurzen finsternen Blick aus, dann

wandten sie sich mit einem gezwungenen Lächeln den Polizisten zu, die abgestiegen waren und ihre Helme vom Kopf genommen hatten. Es waren junge Männer zwischen zwanzig und dreißig. Auf Art wirkten sie wie Kinder, die Verkleiden spielen.

»'n Abend, Sir, Miss«, sagte einer der beiden. »Ich bin Wachtmeister McGivens und das ist Wachtmeister DeMoss. Sie haben die Notrufzentrale verständigt?« McGivens hatte sein Komset hervorgeholt und nahm sie damit ins Visier, um mit polizeilicher Autorität ihre persönlichen Daten abzurufen.

»Ja«, erwiderte Art. »Aber es hat sich erledigt. Die Burschen sind abgehauen. Einer von ihnen hat seine Briefftasche zurückgelassen.« Er bückte sich, hob sie auf und wollte sie DeMoss reichen, der näher stand. Der Polizist ignorierte es.

»Bitte, Sir, legen Sie das wieder hin. Wir sammeln hier die Beweisstücke.«

Art legte die Briefftasche auf den Boden und spürte, dass er rot wurde. Seine Hände zitterten jetzt, aber er wusste nicht genau, ob es an Verlegenheit, Triumphgefühl oder Groll lag. Resigniert streckte er die inzwischen leeren Hände hoch.

»Kommen Sie bitte hier herüber, Sir.« McGivens führte ihn ein paar Schritte weg, während DeMoss sich Linda vornahm.

»Also dann, Sir«, sagte McGivens in geschäfts-

mäßigem Ton. »Erzählen Sie mir genau, was passiert ist.«

Art erzählte ihm alles, ließ den Besuch im Fleischsalon, wo der fröhliche Abend begonnen hatte, allerdings taktvoll weg. Allmählich kam er in Schwung und hob in glühenden Worten seinen geistesgegenwärtigen Einsatz des Telefons hervor. McGivens war so freundlich und grinste knapp.

»Sehr gut. Und jetzt bitte noch einmal, Sir.«

»Wie bitte?«

»Können Sie Ihre Geschichte bitte wiederholen? Das ist so üblich.«

»Aber wieso?«

»Weiß ich auch nicht genau, Sir. Es ist die übliche Verfahrensweise.«

Art war versucht, sich mit ihm anzulegen, konnte den Impuls aber unterdrücken. Der Mann war Polizist, und er selbst Ausländer – wenn auch einer, der sich vernünftig ausweisen konnte –, und was machte eine Wiederholung der Geschichte schon aus? Wahrscheinlich hatte er sowieso etwas ausgelassen.

Also erzählte er die Geschichte noch einmal von Anfang an, sprach langsam und deutlich. McGivens richtete sein Komset auf Art und tippte, während dieser redete, gelegentlich eine Notiz ein.

»Danke, Sir. Und jetzt bitte noch einmal.«

Art entfuhr ein verzweifelter Seufzer. Er fühlte sich verletzt, außerdem platzte seine Blase fast

nach all den Drinks. »Das soll wohl ein Scherz sein.«

»Nein, Sir, ich fürchte nicht. Übliche Verfahrensweise.«

»Aber das ist doch idiotisch! Die Typen, die uns ausrauben wollten, sind längst weg. Ich habe sie Ihnen beschrieben, Sie haben sogar einen *Ausweis* von denen ...« Aber dazu war es noch nicht gekommen. Die Brieftasche lag immer noch da, wo Art sie hingelegt hatte.

McGivens schüttelte langsam den Kopf, als staunte er über die neu entdeckte Albernheit seiner täglichen Routine. »Stimmt ja, Sir, aber so ist nun mal die übliche Verfahrensweise. Hat irgendein cleverer Typ auf statistischer Grundlage ausgearbeitet. All das erhöht unsere Erfolgsquote. Ist erwiesen.«

So war das also. Irgendein Stammesangehöriger und fleißiger Provokateur, sicher ein Landsmann von Fede, hatte der Königlichen Polizeitruppe Ihrer Majestät Haferschleim zu löffeln gegeben. Art warf Linda, die von DeMoss im Moment wahrscheinlich derselben Prozedur unterzogen wurde, heimlich einen Blick zu. Ihre angespannte, zornige Haltung hatte sich gelöst und sie schien – erstaunlicherweise – ihren Spaß zu haben. Jedenfalls plauderte sie mit dem Wachtmeister wie mit einem alten Freund.

»Wie oft müssen wir das noch machen, Wachtmeister?«

»Dies ist das letzte Mal, dass Sie mir die Geschichte erzählen müssen.«

Die ausweichende Formulierung weckte Arts professionelle Instinkte. »Ihnen? Wem muss ich das Ganze denn noch erzählen?«

Der Beamte schüttelte den Kopf, als fühlte er sich ertappt. »Nun, Sie müssen es Wachtmeister DeMoss gegenüber dreimal wiederholen, wenn er mit Ihrer Freundin fertig ist, Sir. Übliche Verfahrensweise.«

»Wie wär's damit? Ich zeichne meine letzte Aussage dreimal mit meinem Komset auf und dann kann ich die Aufzeichnung Wachtmeister DeMoss dreimal vorspielen.«

»Oh, ich fürchte, das reicht nicht, Sir. Das ist doch sicher nicht der Sinn der Sache, oder?«

»Und was ist der Sinn der Sache? Demütigen? Langweilen? Eine bloße Machtdemonstration?«

McGivens' schwaches Lächeln schwand. »Ich habe wirklich keine Ahnung, Sir. Also, wenn ich noch einmal bitten dürfte?«

»Und was ist, wenn Sie mich nicht noch einmal bitten dürfen? Ich bin nicht angegriffen worden, wurde auch nicht ausgeraubt. Ich habe nichts damit zu tun. Was ist, wenn ich jetzt einfach weggehe?«

»Das ist eigentlich nicht erlaubt, Sir. Es wird erwartet, dass jeder in England – die Untertanen Ihrer Majestät *und Ihre Gäste* – die Polizei bei ihren

Ermittlungen unterstützen. Es wird sogar verlangt.«

Die Bemerkung erinnerte Art an seinen prekären Einwandererstatus, deshalb lenkte er ein. »Noch einmal für Sie und dreimal für Ihren Partner, und dann haben wir's hinter uns, ja? Ich will nach Hause.«

»Wir werden sehen, Sir.«

Art referierte die Fakten ein drittes Mal. Danach warteten sie darauf, dass Linda ihre dritte Aussage abschloss.

Art wandte sich DeMoss zu, der ihm erwartungsvoll das Komset entgegenstreckte. »Wollen Sie damit erreichen, dass die Leute nur noch ungerne die Polizei verständigen? Wenn Sie mich fragen, scheint mir die ganze Prozedur nur der Abschreckung zu dienen.«

»So läuft das nun mal bei uns, Sir«, erwiderte DeMoss ohne Groll. »Also, wenn ich noch einmal bitten dürfte.«

In einigen Metern Entfernung lachte Linda über etwas, das McGivens gerade gesagt hatte, was Arts Frustration nur steigerte. Dreimal rasselte er seinen Bericht herunter. »Jetzt muss ich aber unbedingt eine Toilette finden. Sind wir endlich fertig?«

»Leider nicht, Sir. Sie müssen auf die Wache mitkommen und sich ein paar Fotos ansehen. Da gibt's auch eine Toilette.«

»So lange kann ich nicht warten, Wachtmeister.«

DeMoss sah ihn vorwurfsvoll an.

»Es tut mir leid, aber ich habe nun mal nicht die weise Voraussicht, mir vor jedem Überfall auf der Straße die Blase zu leeren. Können wir uns unter dieser Prämisse auf eine Lösung einigen?« In Gedanken schrieb Art bereits einen wütenden, vor Sarkasmus triefenden Brief an die *Times*.

»Warten Sie einen Moment, Sir.« DeMoss beriet sich kurz mit seinem Partner, während Art den beiden auf den Rücken starrte und Lindas Blick auswich. Als er sie schließlich ansah, lächelte sie ihn strahlend an. Sie zumindest war offenbar nicht mehr wütend.

»Gut, Darrell, dann treffen wir uns hier wieder«, sagte McGivens.

»Kommen Sie bitte hier entlang, Sir.« DeMoss marschierte los, in Richtung High Street. »Um die Ecke ist eine Kneipe. Sie können die dortigen Einrichtungen benutzen.«

Es dämmerte schon fast, als sie die Polizeiwache endlich verlassen konnten und wieder auf der Straße standen. Nachdem er Les in einer Online-Schurkengalerie identifiziert hatte, war Art gezwungen gewesen, sechs Stunden auf einer harten Bank zu sitzen. In dieser Zeit hatte er hin und wieder seine Oberschenkel geknetet und ansonsten einige organisatorische Arbeiten erledigt.

Das Geschäft eines *Agent provocateur* war äußerst kompliziert, obwohl es ihm sehr reizvoll erschienen war, als er noch in San Francisco gewohnt und jeden Aspekt der Stadt gehasst hatte, von den so genannten Pizzas bis zu den elenden Autofahrern. In New York, besagte eine Theorie, benutzten Autofahrer ihre Hupen, als wollten sie *olé!* rufen, so wie in »*Olé!* Du hast die Spur gewechselt!«, »*Olé!* Du hast mich geschnitten!«, »*Olé!* Du fährst auf dem Gehsteig!« In San Francisco dagegen bedeutete eine plärrende Hupe: »Ich wünschte, du wärst tot. Schönen Tag noch, du Penner.«

Und die Körpersprache war drüben im Westen völlig vermurkst. Art war davon überzeugt, dass

die gesamten unterbewussten Affekte eines Menschen von seiner Erziehung bestimmt werden. Wie man dasteht, ein ruhiges Gesicht macht und gestikuliert, lernt man von den Erwachsenen, in deren Gemeinschaft man aufwächst. Der Stamm der Pazifischen Zeitzone war ihm stets ein bisschen einfältig vorgekommen, genau wie die einzelnen Mitglieder. Offenbar waren deren Gesichtsmuskeln über lange Zeit hinweg so konditioniert worden, dass ihre Mienen derart schwabbelig, naiv und weggetreten wirkten, als hätte bei ihnen bereits die Vergreisung eingesetzt.

Selbstverständlich ist auch die Ästhetik der Konditionierung unterworfen. Die örtliche Definition dessen, was als attraktiv oder hässlich gilt, wird von den Menschen vorgenommen, die einen während der Pubertät umgeben. Die Bewohner der Pazifikküste hatten einen gewissen »Look«, der Art auf schlecht zu fassende Weise abstieß. Es war schwer zu sagen, woran es lag, aber wenn er in eine Bar ging oder in einem überfüllten Zug steckte, fand er die Mädchen einfach nicht besonders attraktiv. Objektiv konnte er feststellen, dass sie durchaus hübsch waren, aber es berührte ihn nicht so wie bei den Mädchen, die den Antiquitätenmarkt in Chelsea frequentierten oder am Harvard Square faulenzten.

In Kalifornien hatte er sich stets ein wenig jenseits der Realität gefühlt, was durch seine unab-

lässigen Bemühungen für den Stamm noch verstärkt wurde. Sein Stammesleben begann mit dem Chatten und Spielen bis zum Sonnenaufgang. Danach bewegte er seinen koffeinbedürftigen Arsch in einer Art Nebel von einem Kunden zum nächsten, kehrte später nach Hause zurück, machte ein Nickerchen und ging um drei oder vier Uhr nachmittags – wenn die agilen Frühaufsteher in New York City und der Östlichen Zeitzone bereits Feierabend hatten und auf ihren Komsets herumplapperten – wieder ins Netz.

Nach und nach arbeitete er sich im Stamm weiter vor und erhielt Einladungen auf Privatkanäle mit strenger Vertraulichkeitsstufe, wo er sich dabei ertappte, intimste Einzelheiten seines Lebens zu enthüllen. Die Stammesangehörigen hielten zusammen, besorgten sich gegenseitig Arbeit und gaben einander Ratschläge. Es war nur eine Frage der Zeit, bis jemand ihm eine Tätigkeit anbieten würde.

Der Betreffende war Fede, der den Job des für Stammesinteressen tätigen *Agent provocateur* praktisch erfunden hatte. Bei seiner Arbeit für McKinsey hatte er die in der MGZ-Zone ansässigen Kunden mit ebenso plausiblen wie verhängnisvollen Empfehlungen systematisch unterminiert und so eine Achillesferse geschaffen, die amerikanische Konkurrenten an der Ostküste ausnutzen konnten. Virgin/Deutsche Telekom hat-

te die gesamte europäische Trust-Struktur für Relay-Netzwerke an einen zusammengewürfelten Haufen von Flüchtlingen aus AT&T-Labors abgetreten. Deren Zentrale in New Jersey fungierte als Host für alle Handy-Reputationsdaten, die Europas Komsets zu Rate zogen, wenn sie ihre Anrufe routeten. Die Klienten in Jersey hatten einen hübschen Batzen der Einkünfte auf Fedes Konto geschleust, getarnt als Gewinne aus einem schwimmenden Kasino, das der Stamm zur Geldwäsche benutzte.

Doch jetzt schlug V/DT zurück und wollte einen Vertrag mit der Regierung von Massachusetts an Land ziehen, der satten Profit versprach: die Verwaltung von Zahlungen an die Inhaber von Urheberrechten, deren mediale Produkte an den Mautstationen der I-90 von New York nach Boston abgerufen wurden. Verwertungsgesellschaften bieten eine fabelhafte Gelegenheit, massenweise Geld zu scheffeln, zu waschen und zu schleudern, und Virgins riesige Angebotspalette und Telekoms teutonische Akribie stellten eine Kombination dar, die von der Konkurrenz kaum zu übertreffen war. Unnötig zu erwähnen, dass die mit der Route 128 befassten Stammesangehörigen, derzeitige Vertragspartner der Regierung, dringend etwas brauchten, das ihnen einen Vorteil gegenüber V/DT verschaffte. Und sie waren bereit, anständig dafür zu bezahlen.

Art empfand die Londoner Nächte gegenüber den Morgenstunden in San Francisco als einen Schritt nach vorn. Statt um vier Uhr früh aufzustehen, um New York City zu erwischen, konnte er ausschlafen und mit den Leuten die Nacht hindurch chatten. Die »sanftere Tour« der Europäer im harten Geschäftsleben, ihre Rücksicht auf Schlafpausen, gesetzliche Feiertage und lange Urlaubszeiten, kam dem Leben eines Doppelagenten auf ideale Weise entgegen.

Allerdings hatte Art nicht damit gerechnet, dass die Stammesangehörigen seine Arbeit so intensiv verwerten würden. Wie besessen gingen sie seine tägliche Lieferung von Tabellenkalkulationen, Wandtafel-Abschriften, Memos und Gesprächsprotokollen auf irgendeines von zehntausend heißen Schlüsselwörtern durch. Außerdem verlangten sie häufig präzisere Informationen über die in der Regel trivialen, sinnlosen und schon halb vergessenen Besprechungen mit den V/DT-Spezialisten, die Erfahrungen der Benutzer auswerteten. Arts Komset summte und piepte zu jeder Tages- und Nachtzeit und sein Teilhonorar hing von sofortiger Reaktion ab. Sie machten ihn kirre.

Vier Stunden auf der Polizeiwache verschafften Art reichlich Gelegenheit, die mittlerweile eingegangenen pingeligen Anfragen zu beantworten. Seit dem Unfall war er träge und mit den Gedan-

ken woanders gewesen und hatte angefangen, sich seine Antworten einfach auszudenken, da ihm der ganze Kram ohnehin völlig banal vorkam.

Auch Fede hatte ihm unzählige nervende Nachrichten geschickt, um ihn daran zu erinnern, dass er einen neuen Schlüssel schaffen und beim Rückruf den Fingerabdruck benutzen sollte. Meine Güte. Fede hatte den Großteil seines Erwachsenenlebens für McKinsey gearbeitet und furchtbare Schiss davor, dass man ihn entlarven und mit Schimpf und Schande davonjagen würde. Aufgrund seiner Erfahrungen mit anderen McKinsey-Leuten im Büro hielt Art die Annahme, dass einer dieser überbezahlten Phrasendrescher ihren Datenverkehr überwachte, für ähnlich wahrscheinlich, wie von einem Blitz getroffen zu werden. Voller Selbstmitleid seufzte er theatralisch und machte sich an die mühselige Arbeit, genügend Zufallsdaten zu erzeugen, um den Schlüssel zu generieren. Er malträtierte die Tastatur, flüsterte sinnlose Silben vor sich hin und richtete das Kameraobjektiv auf irgendwelche Winkel der Polizeiwache. Nach zehn Minuten Krypto-Tourette verkündete das Komset, der Grad von Beliebigkeit reiche jetzt aus, und forderte ihn zur Eingabe einer Passphrase auf. Lieber Himmel. Was für ein elender Scheiß. Er versuchte sich an den Text der Erkennungsmelodie einer CBC-Sitcom zu erinnern, die er als Kind gern gesehen hatte. Gleich darauf

lief sein Komset heiß, während es alle gespeicherten Daten mühsam mit dem neuen Schlüssel re-chiffrierte. Unterdessen konnte Art sich einloggen.

Trepan: Hallo an alle!

Colonelonic: He, Trepan. Wie läuft's denn so?

Trepan: Beschissen. Ich sitze in London auf einer Polizeiwache fest und kann in der Nase popeln. Ich bin überfallen worden.

Colonelonic: Du lieber Himmel! Bist du verletzt?

Ballgravy: Scheiße!

Trepan: Nein, mir geht's gut – ich langweile mich nur. Die haben mich nicht verletzt. Ich hab 999 in mein Komset eingegeben, während sie ihr Spielchen mit mir trieben. Hab's ihnen vorgeführt, als sie mich ausrauben wollten. Also sind sie abgehauen.

##Colonelonic lacht

Ballgravy: Briten = Arschlöcher. Londing.

Colonelonic: Ist ja wirklich süß!

Trepan: Danke. Wenn die Bullen nur endlich mit dem Papierkram fertig wären ...

Colonelonic: Was machst du eigentlich in London?

Ballgravy: Arsch Arsch Arsch

Colonelonic: Halt's Maul, Bgravy!

Ballgravy: Du kannst mich mal.

Trepan: Was ist los mit dir, Ballgravy?
Hier unterhalten sich zwei Erwachsene.

Ballgravy: Ich kann Briten nicht aus-
stehen.

Trepan: Wie, keinen davon?

Ballgravy: Was weiß ich. Jedenfalls
waren alle, die ich kennengelernt hab,
verklemmte Wichser.

##Colonelonic (vertraulich): Er ist bloß
ein Troll, ignorier ihn.

Trepan /vertraulich an Colonelonic: Pass
mal auf.

Trepan: Wie viele?

Ballgravy: Wie viele was?

Trepan: Wie viele hast du kennen-
gelernt?

Ballgravy: Genug.

Trepan: > 100?

Ballgravy: Nein.

Trepan: > 50?

Ballgravy: Nein.

Trepan: > 10?

Ballgravy: Etwa 10.

Trepan: Woher bist du?

Ballgravy: Queens.

Trepan: Also, du wirst es nicht glauben,
aber du bist die zehnte Person aus Queens,

die ich kennenlernen – und ihr seid allesamt Schwachköpfe, die sich mit Fremden in Chaträumen anlegen.

Colonelonic: Queens = für den Arsch

Trepan: Arsch Arsch Arsch

Ballgravy: Ihr könnt mich beide mal..

##Ballgravy hat den Kanal #SöZ.Chat verlassen

Colonelonic: Gut gemacht.

Colonelonic: Er hat mich schon seit einer Stunde genervt, ist mir von Kanal zu Kanal gefolgt

Colonelonic: Was machst du denn nun in London?

Trepan: Wie ich schon sagte, ich warte auf die Bullen.

Colonelonic: Aber warum bist du überhaupt da?

Trepan /vertraulich an Colonelonic: Um zu arbeiten. Für den SöZ.

##Colonelonic (vertraulich): Echt wahr?

Trepan /vertraulich an Colonelonic: Klar. Mehr kann ich allerdings nicht sagen, verstehst du sicher.

##Colonelonic (vertraulich): Cool! Gibt's da noch mehr Jobs? Noch einen Tag bei Merrill Lynch Finanzmanagement und ich bring jemanden um.

Trepan /vertraulich an Colonelonic: Lei-

der nicht. Aber es muss doch auch ein paar Vorteile haben.

##Colonelonic (vertraulich): Klar, ich kann mich mit Fremden in Chaträumen anlegen! Außerdem kann ich jederzeit mit der Lexis-Nexus-Datenbank rumspielen.

Trepan /vertraulich an Colonelonic: Das ist jedenfalls ziemlich krass.

##Ballgravy hat den Kanal #SÖZ.Chat betreten

Ballgravy: Schwuchteln

Trepan: Oh Gott, bist du wieder da, Queens?

Colonelonic: Ich muss sowieso weg.

Trepan: Bis dann.

##Colonelonic hat den Kanal #SÖZ.Chat verlassen

##Trepan hat den Kanal #SÖZ.Chat verlassen

Art stand auf, blinzelte, trat auf den Beamten hinter dem Schalter zu und fragte, ob es noch lange dauern werde. Der Beamte fummelte einen Moment an einem Komset herum. »Oh, wie ich sehe, sind wir schon fertig mit Ihnen, Sir. Vielen Dank auch.« Art sah von einer unverschämten Erwidrerung ab, zählte bis drei und bedankte sich seinerseits. Danach rief er Linda an.

»Was gibt's?«

»Man hat mir gesagt, wir könnten jetzt gehen. Ich glaube, sie haben uns hier nur festgehalten, um sich über uns zu lustig zu machen. Nicht zu fassen, oder?«

»Jedenfalls hab ich mich mit Wachtmeister McGivens nett unterhalten. Dürfen wir jetzt gehen, Wachtmeister?«

Aus der Ferne war ein britisches Brummeln zu hören. Gleich darauf kicherte Linda. »Na gut. Vielen, vielen Dank, Herr Wachtmeister! – Art? Wir treffen uns am Eingang, ja?«

»Alles klar.« Art streckte sich. Sein Hintern war taub, in seinem Kopf pochte es und er hätte Linda am liebsten erwürgt.

Blinzelnd und grinsend tauchte sie im Halbdunkel auf und verblüffte ihn mit einer langen, heftigen Umarmung. »Tut mir leid, dass ich vorhin so schnippisch war«, murmelte sie. »Ich hatte nur Angst. Die Polizisten haben gesagt, du hättest dich sehr mutig verhalten. Danke.«

Arts Adrenalinproduktion streikte, als er sich in einen ordentlichen Wutanfall hineinzusteigern versuchte. Schließlich gab er es auf. »Schon gut.«

»Komm, gehen wir frühstücken, ja?«

Auf dem Parkplatz wimmelt es von Menschen, Löschfahrzeugen und Krankenwagen. Irgendwo in den Innereien der Klapsmühle ist eine Sirene losgegangen, doch ich kann noch immer keinen dazu bringen, zu dem gottverdammten Dach hinaufzusehen.

In der warmen Luft, die von dem lustigen Feuerchen aufsteigt, habe ich mich fast heiser gebrüllt, aber der Wind ist gegen mich, so dass die Schreie über meinem Kopf verhallen. Ich habe noch mehr Kieselsteine zu werfen versucht, aber der Wind peitscht sie jedes Mal weg. Und was halbe Ziegelsteine betrifft, habe ich meine Lektion gelernt.

Seltsamerweise habe ich keine Angst, dass ich Ärger bekommen könnte. Ich sitze ja ohnehin schon im Irrenhaus, zwangseingeliefert aufgrund der Intrigen von Stammesfeinden – hinterhältigen Kräften des Stamms der Pazifischen Zeitzone und des Stamms Mittlerer Greenwich-Zeit, die diesen Plan gemeinsam ausgeheckt haben. Offiziell bin ich gar nicht zurechnungsfähig, also für irgendwelchen Unsinn auch nicht verantwortlich zu ma-

chen. *Verwirrt und orientierungslos. Verrückt nach Schoko-Flocken oder sonstigem Kinderkram.* Außerdem habe ich niemanden verletzt, sondern lediglich die Anzahl verkehrstüchtiger Furzmobile um ein Exemplar verringert.

Heute Morgen bin ich, geweckt von einem leisen Geräusch, schon um vier Uhr aufgestanden. Vielleicht haben die Räder eines Medikamentenwagens gequietscht, den jemand durch den Gang schob. Seit drei Wochen muss ich auf ärztliche Anweisung hin Schlafmittel nehmen, doch was können sie schon gegen die Jahre ausrichten, in denen mein Biorhythmus völlig durcheinander geraten ist?! Ehe mich das Geräusch weckte, wäre ich fast in einen REM-Zyklus eingetaucht. Ich hatte nämlich so etwas wie einen Wachtraum. Es war der alte Traum, der Traum von der Arztpraxis und den älteren Kindern, die den Trick beherrschten, ein Bild in die Wirklichkeit zu holen.

Doch das Geräusch machte mich sofort hellwach und mir war klar, dass ich nicht so bald wieder einschlafen würde. Also ging ich in meinem winzigen Zimmer auf und ab, roch an den schönen Blumen, die mir mein Cousin und meine Cousine aus Toronto mitgebracht haben, als sie mich letzte Woche besuchten, und suchte am Horizont nach ersten Anzeichen der Morgendämmerung. Ich sehnte mich verzweifelt nach meinem Komset und einem netten Privatkanal, denn dann hätte

ich andere mit Dreck bewerfen und mich selbst mit Dreck bewerfen lassen können, wäre auf sichere, unverbindliche Weise mit anderen Menschen zusammengetroffen.

Auf der Station schimpfen sie mit mir, weil ich gern Auseinandersetzungen führe. Sie nennen mich einen *Streithammel* und versuchen mich kaltzustellen, indem sie mich nach meinen Beweggründen fragen – eine Taktik, die meiner Meinung nach fast so beschissen ist, wie rationalen Argumenten dadurch auszuweichen, dass man auf die Tränendrüse drückt. Ich habe hier niemanden, mit dem ich mich unterhalten kann – die anderen Patienten rasten aus oder nicken einfach ein, je nach Medikation, und das Personal bevormundet mich nur.

Vier Uhr früh, und ich drehe allmählich durch. In meinem Kopf beschleunigen die Hamster ihre Laufräder auf tausend Umdrehungen pro Minute und keifen sich gegenseitig an. Außerdem schnaubte ich wie ein Bulle – wenn ich bei der Einlieferung noch nicht verrückt war, kann es jetzt nicht mehr lange dauern.

Die Hamster werden nicht müde, mir all die schrecklichen Fehleinschätzungen aufzulisten, die mich letztendlich in diese Klapsmühle gebracht haben. Ich habe nicht nur dem Stamm vertraut, sondern auch Unbekannten. Ständig graben sie weitere Argumente aus, die meine Blindheit bele-

gen. Mein Gott, wäre doch bloß ein anderer Mensch hier. Dann könnte ich mit ihm über die Definition geistiger Gesundheit streiten, über die moralische Rechtfertigung von Zwangseinweisungen, über das Essen. Mein Kopf ist voller Streitlust, die ich nicht abreagieren kann, und sehr bald werde ich laute Selbstgespräche führen und mit der Luft streiten – genau wie die Schizos auf der Station, die Tag und Nacht grummeln, kreischen und nach ihrer Mama rufen.

Warum habe ich London nicht verlassen, als ich es noch konnte? Warum bin ich nicht heimgekehrt, bei Oma eingezogen und habe mir einen anständigen Job gesucht? Warum habe ich die ganze Geheimnistuerei und Provokation nicht einfach links liegen lassen?

Ich war schlauer, als mir selbst gut getan hat. Hab stets Gründe dafür gefunden, geile, futuristische Sachen zu machen, anstatt einfach ein nettes, prosaisches, an keinen Stamm gebundenes Leben zu führen. Zu schlau dafür, mich irgendwo niederzulassen, eine Stelle anzutreten, nach der Arbeit vor der Glotze zu hocken, jedes Jahr zwei Wochen im Ferienhaus zu verbringen und im Netz nur zu surfen, um Kinoprogramme abzurufen. Wenn man allzu schlau ist, bedeutet das, stets ruhelos und niemals glücklich zu sein, denn ständig sucht man ebenso zwanghaft wie ziellos nach dem nächsten Kick.

Was ist wichtiger: die eigene Klugheit oder das Glück?

Inzwischen sind die Hamster von ihren Lauf-
rädern gehopst und nagen an der Blut-Hirn-
Schranke, um sich aus meinem Schädel zu befrei-
en. Das hier ist eine Klinik mit hohen Standards.
Trotzdem gibt es auf diesem Stockwerk nur Ge-
meinschaftstoiletten. Und das bedeutet, dass mei-
ne Tür nicht abgeschlossen ist und ich mein Zim-
mer verlassen kann. Doch sobald ich die Tür öffne,
leuchtet im Schwesternzimmer am Ende des
Ganges ein Lämpchen auf. Und dieses Lämpchen
blinkt wie irre, wenn ich die Tür nicht binnen der
Viertelstunde, die sie einem für die Pinkelpause
gönnen, wieder hinter mir zuziehe. Schon am
ersten Tag habe ich ausgeknobelt, wie man das
System austricksen kann, aber das war reine
Theorie. Jetzt ist es an der Zeit, sie praktisch zu
testen.

Als ich vor die Tür trete, färbt sich deren
Schwelle zuerst rosa, dann rot ein. Sobald sie
tiefrot leuchtet, tapse ich *wupp-wupp-wupp* zur Toi-
lette, trete ein, warte ab, gehe wieder auf den Flur
hinaus und zu meiner Zimmertür zurück (inzwi-
schen leuchtet die Schwelle orangerot), öffne die
Tür, bewege meinen Rumpf an der breiten Foto-
zelle vorbei, ziehe ihn schnell wieder zurück und
lasse die Tür zufallen. Inzwischen ist die Schwelle
weiß, und das bedeutet, dass das Zimmer an-

nimmt, ich hätte es betreten, während ich in Wirklichkeit auf dem Gang stehe. *You put your torso in, you take your torso out, you do the hokey-pokey and you shake it all about.*

Gleich darauf schlurfe ich am Schwesternzimmer und den geschlossenen Türen der Patientenzimmer vorbei, höre das gedämpfte, narkotisierte Stöhnen, Schnarchen und Furzen der Kleinen Nachtmusik auf dieser Station. Geduckt überquere ich die Kreuzung zweier Gänge und wende mich den Aufzugstüren zu; doch dann fällt mir ein, dass ich ein Tattletale-Wireless-Alarmgerät am Fußgelenk trage, das einen Höllenspektakel veranstalten wird, wenn ich auf diesem Wege auszubüchsen versuche. Außerdem bin ich in Unterwäsche. Ich kann nicht einfach locker ins Foyer spazieren.

Aus der Station dringen Geräusche, als würden jetzt die ersten Patienten wach. Außerdem bin ich mir sicher, dass ich die weichen Schritte weiß besohlter Schuhe um die Ecke kommen höre. Deshalb lege ich einen Zahn zu und renne einfach drauflos. Die Hamster in meinem Kopf sind davon überzeugt, dass ich genauso umsichtig und planmäßig vorgehe, wie es von einem Verrückten zu erwarten ist. Warum, fragen sie, bittest du nicht einfach um zusätzliche Medikamente, anstatt dich derart *meschugge* aufzuführen?

Eindeutig geht jemand den benachbarten Gang

entlang. Ich höre die Schritte von Turnschuhen, das Quietschen eines Rads. Ich habe gesehen, was man mit Herumtreibern macht: Man verpasst ihnen eine hübsche chemische Zwangjacke, einen Tablettencocktail, der die Hamster tagelang zum Schweigen bringen wird. Zeit, dass ich verschwinde.

Über einer Tür am anderen Ende des Korridors leuchtet ein Schild mit der Aufschrift AUSGANG. Als ich keuchend darauf zu renne, merke ich, dass ein Keil unter der Tür steckt und irgendjemand die Alarmanlage mit einem Streifen Leukoplast außer Betrieb gesetzt hat. Durch diese Tür gelange ich zu einer Feuertreppe und entdecke dort einen behelfsmäßigen Aschenbecher aus Alufolie, der voller Kippen ist. Offenbar legt hier jemand vom Personal nächtliche Zigarettenpausen ein. Die strengen Rauchverbote im Staate Massachusetts sind die besten Freunde, die ein flüchtiger Irrer überhaupt haben kann.

Die Treppe ist grau, nüchtern und zweckmäßig und nach drei watteweichen Wochen auf der Station erfrischend hart und kantig. Abwärts geht's, denn unten liegt die Tür zur Freiheit. Ich muss nur irgendwo etwas zum Anziehen finden, dann setze ich mich nach Boston ab.

Doch dann höre ich von unten etwas: das schnaubende, angestrengte Atmen irgendeines gottverdammten übergewichtigen Arztes middle-

ren Alters, der aus gesundheitlichen Gründen die Treppe nimmt. Ich schaue den Treppenschacht hinunter und sehe zwei, vielleicht drei Treppenfluchten unter mir seinen glänzenden Kahlkopf und die weißen Knöchel auf dem Geländer.

Also nach oben! Nach oben aufs Dach. Ich befinde mich im zwanzigsten Stockwerk, was bedeutet, dass ich noch fünfundzwanzig Etagen über mir habe und zwei Treppenfluchten pro Stock, also fünfzig insgesamt. Dann mal los. Nach oben! Ich bleibe zwei- oder dreimal stehen, japse und keuche und schaffe zehn Stockwerke, dann breche ich zusammen. Ich schwitze fürchterlich – im Treppenschacht gibt's keine Klimaanlage. Und ich habe auch nichts dabei, um mir den Schweiß abzuwischen, der mir über den Körper strömt, durch die Arschfalte die Beine hinunter. Ich drücke mein Gesicht an die kühlen, lackierten Wände aus Betonziegeln, erst die eine, dann die andere Wange, und laufe weiter.

Als ich schließlich die Tür öffne, die auf das mit Kieselsteinen übersäte Dach führt, ist die Kühle des Tagesanbruchs eine Wohltat. Während glühende Finger die Sonne über den Horizont zerren, betrete ich das Dach und spüre, wie sich die Kieselsteine in meine weichen Fußsohlen graben, kalt wie das Flussbett, aus dem sie gebaggert wurden. Hinter mir schwingt die Tür träge zu, aber ich wirbele noch rechtzeitig herum, bekomme sie im

letzten Moment zu fassen, und als Dank für meinen Einsatz quetscht mir der Türpfosten die Finger. Gegen den Widerstand des pneumatischen Schließmechanismus ziehe ich sie wieder auf.

Indem ich meine Fußkante als Bulldozer benutze, scharre ich einen Haufen Kieselsteine zusammen, der zunächst bis zur Unterkante der Tür reicht, später doppelt so hoch wie die Schwelle ist. Ich finde meinen Arbeitsrhythmus und mache den Steinhaufen immer höher und breiter, bis ich die Tür nicht mehr schließen kann, wie fest ich auch dagegen drücke. Komme was wolle, jedenfalls möchte ich auf keinen Fall auf diesem gottverdammten Dach festsitzen.

Es hat sich allerlei Müll unter die Kieselsteine gemischt: Zigarettenkippen, abgebrannte Streichhölzer, eine Kondomverpackung und ein hellgelber Bleistift der Firma Eberhard. Dessen Spitze ist so scharf wie ein Speer und das Radiergummi so rosig und elastisch wie eine Brustwarze.

Ich hebe den Stift auf, drehe ihn zwischen Daumen und Zeigefinger hin und her und trommle einen nervösen Rhythmus auf die Dachkante, während ich meine Füße über dem bodenlosen Abgrund baumeln lasse. So sitze ich da, bis die Sonne aufgegangen ist und ich ihre Wärme auf der Haut spüre.

Als die Sonne hoch am Himmel steht und die ersten Autos auf den Parkplatz fahren, erwachen

die Hamster wieder zum Leben. Unentwegt plappern und quasseln sie und flüstern mir zu: O ja, steck dir den Stift in die Nase. Wärest du nicht lieber glücklich als klug?

men, wogegen Art nichts einzuwenden hat, denn er kommt einfach nicht mit dieser elenden englischen Sanitäreinrichtung zurecht, der nicht mehr als ein energiesparendes Iss-dein-Gemüse-und-rette-den-Planeten-Rinnsal von kochend heißem Wasser zu entlocken ist.

Art hat sein Komset ausgeschaltet. Seine strazierten Nerven sind dem unaufhörlichen, fordernden Summen und Piepsen einfach nicht mehr gewachsen. Es ist ein unerhörter Schritt, aber notwendig, sagt er sich, wenn man die außerordentlichen Ereignisse in den letzten vierundzwanzig Stunden bedenkt. Wenn es nach ihm geht, kann sich Fede, dieses paranoide Arschloch, gern zum Teufel scheren, und wenn er schon dabei ist, kann er die Kunden in Jersey und die ganze Bande von V/DT gleich mitnehmen.

Das Energiegetränk zeigt Wirkung: Arts Herz rast, der Puls pocht in seiner Kehle und er hat einen so unerträglichen Bewegungsdrang, dass er in der Miniküche den Kaffeetisch umkippt und sich im Wohnzimmer schließlich etwas Platz freischaufelt – kaum genug, um sich um die eigene Achse zu drehen. Äußerst langsam führt er eine Reihe von Tai-Chi-Übungen durch, so langsam, dass fast keine Bewegungen zu erkennen sind. Doch innerlich spürt er jedes Strecken und Beugen der Muskeln, merkt, wie Anspannen, Lösen, Schwingen und Gleiten ineinander übergehen.

Nach der Position der Peitsche nimmt er die des Kranichs ein, der die Flügel ausbreitet. Dabei muss er tief in die Hocke gehen, tiefer als es seine Wollhose erlaubt. Da sie sowieso kratzig und schmutzig ist, macht er den Gürtel auf und schüttelt sie sich von den Beinen. Tief runter, während der weiße Kranich die Flügel ausbreitet, die über seine Knie streichen, ein Faustschlag als scheinbarer Abschluss, dann wieder so tief runter, dass die Gelenke knirschen und die Muskeln schmerzen, dabei mit den Händen Wellenbewegungen vollführen, bis Rückgrat und Steißbein knacken und nachgeben und Spannungen sich schlagartig lösen. Die Bänder dehnen sich, der Brustkasten weitet sich, der Atem steigt im Einklang mit den Bewegungen des Zwerchfells genauso locker empor, wie er zurückströmt, der Geist öffnet sich und sein strubbeliges Haar ist feucht von kühlem Schweiß.

Er geht die ganze Übungsfolge durch und bemerkt Linda erst, nachdem er einen langsamen, schwerfälligen Lotustritt ausgeführt und wieder die Grundhaltung eingenommen hat. Während er einen Moment durchatmet, schaut er sich langsam im Zimmer um, wobei er wie ein heiliger Narr grinst.

Sie trägt einen karierten Hausmantel und hat ihr Haar in ein zerschlissenes Handtuch gehüllt. Über ihre knöchigen Fußgelenke und die langen,

schmalen Füße perlt Wasser. »Art! Verdammt noch mal, Art! Was zum Teufel war das denn?«

»Tai-Chi«, erwidert er, atmet durch die Nasenlöcher tief ein, wobei er spürt, wie sich die Rippen nacheinander weiten, und durch den Mund wieder aus. »Das mache ich, wenn ich mich abregen und lockern will.«

»Es war wunderschön! Art! Art. Art. Das war ... Also wirklich, meine Güte. Inspirierend oder so was. Du musst mir unbedingt zeigen, wie das geht, Art, ja? Du musst.«

»Ich könnte es versuchen, aber ich bin eigentlich nicht qualifiziert, anderen Leuten Tai-Chi beizubringen. Hab ja selbst seit zehn Jahren keinen Unterricht mehr gehabt.«

»Ach, halt den Mund, Art. Du kannst es mir beibringen, Mann, du kannst es, das weiß ich ganz genau. Das war – meine Güte.« Sie läuft zu ihm, greift nach seinen Händen, drückt sie und sieht ihm in die Augen. Danach legt sie sich seine Hände fest auf die Hüften, zieht seinen Brustkasten an ihre Brüste und streckt das Kinn so hoch, dass ihre lange Kieferlinie hervortritt, die ein bisschen an die eines Pferdes erinnert. Aber sie hat kein Pferdegesicht, sondern schöne, deutlich ausgeprägte, klare Züge. Als Art Lindas Shampoo und das Sandelholzpuder riecht, läuft ihm plötzlich ein gewaltiger, fast hörbarer Schauer über die Haut.

In den letzten fünf Tagen sind sie fast ununter-

brochen zusammen gewesen, so dass er sich schon völlig auf ihren Geruch, ihre Körpersprache und die subtilen Signale ihrer beweglichen Mimik eingestellt hat. Sie steht in Flammen, er steht in Flammen. Ihre Körper kommunizieren in einer Geheimsprache miteinander, die aus wechselseitiger Anziehungskraft und den unbewussten Botschaften der Pheromone besteht. So langsam, als hätte er alle Zeit der Welt, neigt er ihr das Gesicht zu. Millimeter für Millimeter, bis seine Bartstoppen – er hat sich eine Woche nicht rasiert – ihre Nase kitzeln. Jetzt öffnen sich seine Lippen und ihr Atem befeuchtet sie, taucht sie in die kondensierte Flüssigkeit des von der Dusche noch dampfenden Körpers.

Seine Oberlippe streift ihre Unterlippe. Diese Berührung ist so erfüllend, dass er es ohne Frust dabei belassen könnte. Lange verharrt er so und ist dabei wunschlos glücklich, doch dann schiebt er sich näher an sie heran, lässt auch seine Unterlippe spielen und legt den Kopf schräg.

Und in diesem Moment meldet sich sein Komset.

Sein Komset klingelt, obwohl es ausgeschaltet ist.

Scheiße.

»Hallo!«, sagt er. Besser gesagt: brüllt er hinein.

»Arthur?«, fragt eine Stimme, die alt, verletzt und traurig klingt. Die Stimme seiner Oma. Seine

Oma kann den Klingelton aktivieren und sein Komset aus der Entfernung einschalten, denn Art ist ein lieber Enkel. Schließlich hat seine engelsgleiche, zerbrechliche (depressive, melodramatische, besitzergreifende) Großmutter ihn fast allein großgezogen. Selbstverständlich lässt sein Komset ihre Anrufe durch. Nicht weil er ein Waschlapfen, sondern weil er loyal und sensibel ist und seine Oma liebt.

»Hallo, Oma! Tut mir leid, ich war gerade mit etwas anderem beschäftigt.« Er wirft einen Blick auf sein Komset und stellt fest, dass es in Toronto erst sechs Uhr früh ist, in London dagegen schon Mittag. Auf der Datumsanzeige sieht er, dass heute der 28.04. ist, der Tag, an dem seine Oma jedes Jahr anruft, wie er hätte wissen müssen.

»Du hast es vergessen.« Es klingt nicht vorwurfsvoll, nur müde, traurig und enttäuscht. Er hat es tatsächlich vergessen.

»Nein, Oma, ich hab's nicht vergessen.«

Was gelogen ist. Es ist der achtundzwanzigste April 2022, und das bedeutet, dass der Tod seiner Mutter auf den Tag genau einundzwanzig Jahre zurückliegt. Und er hat es vergessen.

»Schon gut. Du warst beschäftigt, das verstehe ich. Sag mir, Art, wie geht's dir überhaupt? Wann bist du wieder mal in Toronto?«

»Mir geht's gut, Oma. Tut mir leid, dass ich nicht angerufen hab, aber ich bin krank.« Scheiße. Voll daneben gelangt.

»Du bist krank? Was hast du denn?«

»Ach, nichts Schlimmes. Ich ... Ich hab eine Zerrung im Rücken. Zu hart gearbeitet. Viel Stress gehabt. Ist nicht weiter schlimm.«

Er riskiert einen Blick auf Linda, die immer noch da steht, wo er sie stehen lassen hat, als er reflexartig nach seinem Komset griff. Fassungslos starrt sie ihn an. Ihr Hausmantel ist bis zum Nabel geöffnet. Über dem herunterhängenden Gürtel kann er die drei Locken des Schamhaars erkennen, die sich in Richtung der Leiste kräuseln, bemerkt ihre Sanduhr-Figur und die Brüste, die sich im V-Ausschnitt des Hausmantels abzeichnen, entdeckt den Rand eines Warzenvorhofs, des linken. Er trägt ein T-Shirt, Boxershorts und ist barfuß, kauert über seiner abgelegten Hose und spricht mit seiner Oma. Doch gleichzeitig sieht er Linda in die Augen und schüttelt entschuldigend den Kopf. Gleich darauf hockt er sich mit überschlagenen Beinen hin. Erst jetzt fällt ihm auf, dass er eine Erektion hat. Er beschließt, Linda auch während des Telefongesprächs weiter anzusehen.

»Stress! Immerzu Stress. Du solltest mal Urlaub machen. Lässt du dich behandeln? Bei einem Chiropraktiker?«

Jetzt kann er nur noch vorwärts. »Ja. Ich hab für morgen einen Termin ausgemacht.«

»Wie kommst du da hin? Nimm bloß nicht die U-Bahn. Nimm ein Taxi. Und gib mir den Namen

des Arztes durch. Ich werde mich erkundigen, wer das ist.«

»Ich nehme ein Taxi, wird schon gehen. Aber ich bin an diesen Arzt gebunden, er ist nämlich der Einzige, den meine Reisekrankenversicherung bezahlt.«

»Der Einzige? Art! Was für eine Versicherung hast du denn? Ich werde da mal anrufen und von hier aus einen Chiropraktiker für dich suchen. Betty Melville hat Verwandte in London. Die kennen sicher jemanden.«

Mein Gott. »Lass mal, Oma. – Wie geht's dir denn überhaupt?«

Ein Seufzer. »Wie es mir geht? Wie soll's mir an diesem Tag schon gehen?«

»Was macht die Gesundheit? Hast du immer noch so viel um die Ohren?«

»Alles bestens. Ich Sorge schon dafür, dass mir nicht langweilig wird. Gestern hab ich Pater Ferlenghetti zum Abendessen eingeladen. Hab einen schönen Braten gemacht und heute gibt's Sandwiches aus den Resten.«

»Klingt gut.«

»Weißt du, ich denke viel an deine Mutter.«

»Ich weiß.«

»Denkst du auch manchmal an sie, Art? Du warst noch so klein, als sie von uns ging, aber du erinnerst dich doch an sie?«

»Aber klar doch, Oma.« Er erinnert sich wirklich

an sie, wenn auch nur schwach. Er war kaum neun Jahre alt, als sie starb.

»Natürlich – natürlich erinnerst du dich an deine Mutter. Es ist furchtbar für eine Mutter, wenn sie länger lebt als ihre Tochter.«

Seine Oma sagt das jedes Jahr. Art ist immer noch nicht klar, wie er darauf reagieren soll. Wird Zeit, etwas Neues auszuprobieren. »Jedenfalls bin ich froh, dass du noch bei uns bist.«

Offenbar die falschen Worte, denn Oma schluchzt jetzt. Art wendet den Blick von Linda ab und mustert das wirre Kette- und Schuss-Muster des ausgebleichenen alten Perserteppichs. »Ach, Oma. Es tut mir wirklich leid.«

In Wirklichkeit hat Art zwar anfangs um seine Mutter getrauert, doch in den späteren Jahren hat er sie innerlich begraben. Seine Oma hat ihn liebevoll großgezogen, er hat nichts vermisst. Und wenn er an seine Mutter denkt, ist er eher traurig darüber, dass er nicht um sie trauern kann, als dass er den Verlust betrauert.

»Ich bin eine alte Frau, das weißt du ja. Du wirst mich doch nicht vergessen, wenn ich sterbe, nicht wahr, Art?«

Auch das ist eine rituelle Frage, die Art nie zur Zufriedenheit seiner Großmutter beantworten kann, so sehr er sich auch bemüht. »Das versteht sich doch von selbst, Oma. Aber du bleibst uns bestimmt noch lange erhalten!«

»Wann kommst du denn wieder mal nach Toronto?« Er ist der Frage bisher ausgewichen, aber Oma versteht es meisterhaft, aufs eigentliche Thema zurückzukommen und noch eins draufzusetzen. *Da wir schon über mein baldiges Dahinscheiden reden ...*

»Sobald ich kann. Vielleicht, wenn ich dieses Projekt abgeschlossen hab, im September.«

»Willst du dann bei mir übernachten? Ich kann ja auf dem Sofa schlafen. Wann ungefähr kommst du? Meine Freundinnen würden dich alle gern wiedersehen. Erinnerst du dich noch an Mrs. Tomkins? Du hast früher immer mit ihrer Tochter Alice gespielt. Alice ist nicht verheiratet, weißt du. Und sie hat einen guten Job – arbeitet bei einem Versicherungsunternehmen. Vielleicht kann sie dir eine bessere Krankenversicherung besorgen.«

»Ich weiß noch nicht, wann ich komme, Oma. Auf jeden Fall will ich *versuchen*, nach Abschluss dieses Projekts zu kommen, aber ich weiß noch nicht, was bis dahin wieder los ist. Ich sag dir rechtzeitig Bescheid, ja?«

»Ach, Art. Bitte komm bald zurück – du fehlst mir so sehr. Ich stelle deiner Mutter heute Blumen aufs Grab. Es ist wirklich sehr hübsch in Mount Pleasant, sie halten den Friedhof gut in Schuss. Und die Bäume blühen gerade.«

»Ich komme, sobald ich kann. Hab dich lieb, Oma.«

»Ich hab dich auch lieb, Arthur.«

»Tschüss, Oma.«

»Ich ruf dich wieder an, wenn ich mit Betty über den Chiropraktiker gesprochen habe, ja?«

»Na gut.« Er muss sofort den Chiropraktiker aufsuchen, auch wenn sein Rücken sich so gut anfühlt wie seit Jahren nicht. Seine Oma wird es nachprüfen.

»Bis bald, Arthur. Ich hab dich lieb.«

»Tschüss, Oma.«

»Tschüss.«

Er schüttelt den Kopf und verstaubt das Komset wieder in der Hosentasche. Danach lässt er sich zurück sinken, streckt sich auf dem Teppich aus, richtet das Gesicht zur Decke und schließt die Augen. Wenig später streicht der Saum von Lindas Hausmantel über seinen Arm. Sie legt sich neben ihn und nimmt seine Hand.

»Alles in Ordnung?«

»Es war nur meine Oma.« Er erklärt ihr, was es mit diesem Tag auf sich hat.

»Wie ist sie gestorben?«

»Es war ein völlig blöder Unfall. Meine Mutter ist in der Badewanne ausgerutscht und hat sich am Wasserhahn den Schädel aufgeschlagen. Ich war übers Wochenende bei einem Freund, deshalb hat man sie erst nach zwei Tagen gefunden. Auf der Intensivstation hat sie noch eine Woche gelebt, dann haben die Ärzte den Stecker gezogen. Es

war keine Gehirnaktivität mehr festzustellen. Nach dem ersten Tag hat man mich nicht mehr zu ihr gelassen, aber meine Oma war praktisch Tag und Nacht bei ihr. Die Oma hat mich später großgezogen. Hätte sie sich nicht um mich kümmern müssen, wäre sie wohl kaum über den Tod meiner Mutter hinweggekommen, glaube ich. Sie ist da drüben ziemlich einsam.«

»Und was ist mit deinem Vater?«

»Also, um ihn wurde immer ein großes Geheimnis gemacht. Mama und Oma waren jedes Mal sehr traurig und wichen aus, wenn wir auf ihn zu sprechen kamen. Ich hab mir jede Menge Geschichten zusammengereimt, um mir seine Abwesenheit zu erklären: Mal hatte er sich mit einer anderen Frau aus dem Staub gemacht, mal saß er wegen Waffenbesitz im Gefängnis oder war bei einer Kneipenschlägerei ums Leben gekommen. In der Schule war ich eine kleine Berühmtheit. Es gab dort zwar viele Kinder, die ohne Vater aufwuchsen, aber sie alle wussten, wo ihre Väter abgeblieben waren. Wir konnten ganze Nachmittage damit verbringen, uns Geschichten darüber auszudenken, wer mein Vater ist, wo er sich gerade aufhält und welche Gründe es dafür gibt. Selbst die Lehrer bekamen es mit und entschuldigten sich bei jeder Gelegenheit, wenn wir unsere Familiengeschichte niederschreiben sollten. Die Wahrheit erfuhr ich erst, als ich neunzehn war. Hab ein-

fach im Netz recherchiert. Nie hätte ich gedacht, dass meine Mutter so viel Geheimniskrämerei um etwas macht, das ganz einfach herauszufinden ist, deshalb war ich vorher nie auf die Idee gekommen.«

»Und, was war mit ihm passiert?«

»Ach, es war die übliche Geschichte. Mein Vater und meine Mutter haben sich getrennt, als ich noch ein kleines Kind war. Er ist zu seiner Familie in die Thousand-Islands-Region in der Nähe von Ottawa zurückgezogen, in eine Kleinstadt. Vier oder fünf Jahre später hat er oben im Norden einen Sommer-Job bekommen, er hat dort Bäume angepflanzt. Und während einer Party ist er in einem See ertrunken. Als ich herausfand, wer er war, lebte von seinen Verwandten auch kaum noch einer.«

»Hast du deinen Freunden von ihm erzählt, nachdem du es wusstest?«

»Ach, da hatte ich mit den meisten schon keinen Kontakt mehr. Nach der Grundschule sind wir ans andere Ende der Stadt umgezogen, in eine Eigentumswohnung am Seeufer, draußen in der Vorstadt, wo meine Großmutter ihren Ruhestand verbringen wollte. In der High School hatte ich nicht viele Freunde. Eigentlich gab es niemanden, mit dem ich richtig reden konnte. Ich hab's aber meiner Oma erzählt und sie gefragt, warum sie und Mama ein solches Geheimnis darum gemacht

hatten. Worauf sie sagte, es sei gar kein Geheimnis gewesen, sie habe es mir schon vor Jahren erzählt, doch das stimmte gar nicht. Ich glaube, sie und Mama hatten einfach beschlossen, es aufzuschieben, bis ich älter war. Und nach dem Tod meiner Mutter vergaß Oma einfach, dass sie mich noch nicht eingeweiht hatte. Wir haben uns deswegen heftig gezofft.«

»Junge, Junge, das ist ja wirklich eine verrückte Geschichte. Und, betrachtest du dich selbst als armes Waisenkind?«

Art wälzt sich auf die Seite, schiebt das Gesicht nahe an ihren Kopf heran und prustet vor Lachen. »Also wirklich, das klingt ja fürchterlich nach ... Charles Dickens. Das hat mich noch nie jemand gefragt. – Nein, ich glaube nicht. Als Erwachsener kann man sich ja wohl kaum noch als Waisenkind betrachten – man ist einfach jemand, dessen Eltern gestorben sind. Vom Tod meines Vaters hab ich ja erst erfahren, als ich schon älter war. Und davor hab ich mir immer vorgestellt, dass er gesund und munter irgendwo lebt. Was ist mit deiner Familie?«

Als Linda sich gleichfalls auf die Seite rollt, rutscht der Hausmantel hinunter und gibt den Blick auf ihre Brüste frei. Art findet das zwar erregend, doch er kann sich beherrschen. Während er seine Geschichte erzählt hat, war ihm klar, dass sie irgendwann wieder beim Sex landen würden.

Das hier ist einfach ein nettes Vorspiel. Lächelnd mustert er ihre Brustwarze, die so braun wie belgische Schokolade ist. Der Vorhof hat den Durchmesser einer riesigen Münze; der gekräuselte Nippel ist ebenfalls verblüffend groß. Auch sie lächelt jetzt und folgt seinem Blick, dann zieht sie seine Hand an ihre Brust und bedeckt sie mit der eigenen.

»Ich hab dir doch von meiner Mutter erzählt, nicht? Sie wollte Schauspielerin werden – wer will das nicht? Und das war ihr auch bewusst, deswegen hat sie den Kopf nicht hängen lassen, als es nicht so gut lief. Sie hat einige kleinere Rollen an Land gezogen, nichts Weltbewegendes. Und danach hat sie als Verkaufsvertreterin für Sony gearbeitet und zehn Jahre später die Vertriebskonzession von Sony erworben. Mein Vater und seine zweite Frau leiten in West-Hollywood eine therapeutische Einrichtung für Paare mit sexuellen Störungen. Geschwister hab ich nicht. Ich hatte eine schöne Kindheit, eine schöne Jugend und ein bislang nicht sonderlich zufriedenstellendes Erwachsenenleben.«

»Meine Güte, du klingst ja, als hättest du das einstudiert.«

Sie zwickt ihn in die Nase und legt ihm einen Arm über die Brust. »Du hast mich erwischt. Im Kopf schreibe ich ständig an meiner Autobiografie – schließlich brauche ich eine zündende Eröffnungs-

nummer, wenn die Talentjäger meine Spur aufgenommen haben.«

Er verschränkt seine Finger mit ihren und rückt ihr so nah auf den Leib, dass er den süßlichen Zahnpastaduft in ihrem Atem riechen kann. »Erzähl mir irgendwas aus deiner Kindheit, das nicht einstudiert ist.«

»Das ist eine wirklich blöde Bitte«, erwidert sie schnippisch, während sich ihre Finger versteifen.

»Wieso denn?«

»Ich find das einfach blöd! Rück mir nicht so auf die Pelle, okay? Ich hatte eine schöne Kindheit.«

»Hör mal, sei doch nicht gleich sauer. Ich will dich doch nur besser kennenlernen. Weil ... Weißt du ... Ich mag dich. Sehr sogar. Und ich möchte immer gern mehr über die Menschen wissen, die ich mag.«

Sie lächelt so, dass sich ihr schiefes Grübchen zeigt. »Tut mir leid, aber ich mag's einfach nicht, wenn Leute in meiner Psyche zu graben versuchen. Allerdings ist das mein Problem, nicht deins. Also gut, etwas, das nicht einstudiert ist.« Sie schließt die Augen, lässt Art die glatte, rosige Haut ihrer Lider sehen und hält sie geschlossen, während sie spricht. »Ich hab mal einen Veddik der Serie 7 vom Parkplatz meiner Mutter geklaut, als ich fünfzehn war. Er war mit allen Sicherheitseinrichtungen ausgestattet, die Frauen besonders

schätzen, einschließlich Positionsmelder und Panikknopf, aber nie hätte ich erwartet, dass meine Mutter ihn vermisst. Ich wollte nur ein bisschen damit herumfahren. So ist das nun mal in L.A., stimmt's? *Wer nicht fährt, lebt verkehrt.* Ich bin bis Venice Beach gekommen und die Strandpromenade entlang gebraust – da hatte ich mir gerade das Hemd ausgezogen und ließ in der frischen Brise meine Möpfe baumeln. Und plötzlich geht mir der Motor aus, mitten unter dieser Bande von Touristen, irgendwelchen Studentenärschen aus Kansas oder so. Mama hatte den Händler verständigt, also hat Sony den Motor per Funk ausgeschaltet.«

»Meine Güte, was hast du getan?«

»Na ja, als Erstes hab ich mir das Hemd wieder angezogen. Dann hab ich die Motorhaube geöffnet, auf gut Glück am Motor herumgefummelt, die leicht austauschbaren Teile rausgeholt und wieder eingesetzt. Der Wagen war schließlich neuer als neu, nicht? Wie konnte er schon am Arsch sein? Alle Studenten haben mich umringt, um mir weise Ratschläge zu erteilen, und ich hab mächtig rumgezickt, du weißt schon: ›Solche Kisten reparier ich, seit ich zehn bin, also verpisst euch‹, so in der Art. Das hat ihnen gefallen. Ich ging wirklich beherzt zur Sache. Ein paar von den Jungs sahen sogar ganz süß aus, und ich genoss ihre volle Aufmerksamkeit. Ich fühlte mich sicher – es waren jede Menge Leute in der Nähe, deshalb konnte ich davon aus-

gehen, dass die Jungs sich bestimmt nichts bei mir rausnehmen würden. Nur bin ich wegen des Wagens irgendwann völlig ausgerastet – er ließ sich wirklich nicht mehr starten. Ich hatte alles wieder eingebaut, jedes Teil getestet, zweimal nach dem Benzin gesehen. Nichts, nichts, nichts! Ich wusste, mir würde nichts anderes übrig bleiben, als einen Abschleppwagen zu rufen. Meine Mutter würde mich umbringen! Ich versuche also, mir nichts anmerken zu lassen und ganz cool zu bleiben, aber das gelingt mir nicht besonders gut. Inzwischen sind mir die Studenten nämlich allzu nah auf den Leib gerückt, und sie riechen nach Bier. Jetzt verzichte ich darauf, die Forche zu spielen, will nur verhindern, dass sie mir auf die Pelle rücken, aber sie hauen nicht ab. Ich muss mich bemühen, nicht zu heulen. Und dann tauchen die Bullen auf. Keine richtigen Bullen, sondern Sonys Fahrzeugbergungstrupp. Alle in Vaio-Montur, gestylt wie eine Pepsi-Reklame, ausgerüstet mit semiletalen Waffen und Aerosolsprühern, die mit silbrigem Halt's-Maul-und-rühr-dich-nicht-Saft geladen sind, fest entschlossen, sich die böse, böse Diebin zu krallen, die diesen schönen Veddik der Serie 7 von Mamas Parkplatz entführt hat. Dieser Service ist Teil des Franchise-Pakets. Ich brauche einen Moment, bis ich es begreife – Mama weiß ja nicht, dass ich den Wagen entführt hab, deshalb hat sie einen Diebstahl gemeldet, und – zack – will man mich fest-

nehmen. Die Studentensäcke versuchen sich zu verpissen, was keine gute Idee ist. Vor Bullen darf man nie weglaufen, aber diese Studenten sind nun mal saublöd. Schließlich endet es damit, dass sie sich kreischend auf dem Boden herumwälzen und am liebsten die Gesichter herunterreißen würden. Es dauert etwa eine Sekunde, bis ich die Hände hebe und ›nicht schießen!‹ brülle, aber sie verpassen mir trotzdem eine Ladung Reizgas. Und dann wälze ich mich selbst auf dem Boden herum und habe ein Gefühl im Kopf, als würden meine Nebenhöhlen gleich explodieren und meine Augäpfel schmelzen. Meine Lungen sind zu Rosinen geschrumpft, jedenfalls kommt's mir so vor. Schreien kann ich nicht, ich kann ja nicht mal atmen. Als ich mich endlich herumwälzen und die Augen wieder öffnen kann, haben sie mich an Händen und Füßen mit Plastikriemen gefesselt und die Dinger so eng zusammengezogen, dass sie mir wie Klaviersaiten ins Fleisch schneiden. Zwar bin ich eine coole Fünfzehnjährige, aber so cool nun auch wieder nicht. Schon geht's los mit dem Geheul, *bähähäää*, ich kann einfach nicht mehr aufhören, kann nicht mal mehr wütend werden, will nur noch sterben. Die Sony-Bullen erleben so was dauernd, also breiten sie einfach eine Plane über den Rücksitz des Veddic, werfen mich drauf, rollen den Wagen auf ihren Abschleppwagen und fahren mich zur nächsten Polizeiwache.

Na ja, ehe wir ankommen, kotze ich zweimal die Plane voll und auf dem Weg zur Erfassungsstelle fehlt nicht viel zum dritten Mal. Die Übelkeit steigt mir bis in die Kehle hoch und sogar in die Stirnhöhlen. Ich muss die ganze Zeit würgen und kann die Tränen nicht unterdrücken, aber mittlerweile bin ich wirklich sauer. Schließlich bin ich mit dem ganzen Sony-Gedöns aufgewachsen, mit dem Slogan *Ein Wagen für Leute wie uns*, hab Mama zu ihren Motivationsseminaren begleitet, die kurzen T-Shirts und abwaschbaren Tattoos getragen und unentschlossenen Käufern Vorträge über die Vorzüge der Sony-Familie gehalten, wenn Mama beschäftigt war. Das hier hat nichts mit der Sony-Familie zu tun, die ich kenne. Während ich gefesselt auf dem Fußboden neben dem Schreibtisch des Polizeibeamten am Empfang hocke, füllt ein Sony-Bulle den Papierkram aus. Ich nutze die Gelegenheit, den Dreck auszuspucken, höre mit dem Flennen auf, schlucke den Sabber runter und räuspere mich. ›Das ist wirklich nicht nötig, Sir‹, sage ich wohlgezogen. ›Ich bin keine Diebin. Meine Mutter hat die Verkaufsvertretung. Es war falsch, den Wagen zu nehmen, aber ich bin mir sicher, dass das hier nicht im Sinne meiner Mutter ist. Zumindest brauchen Sie mich hier nicht zu fesseln. Bitte nehmen Sie die Riemen runter – sie schneiden mir die Blutzufuhr ab.‹ Der Sony-Bulle klappt seine alberne kleine Gesichtsmaske hoch und schielt

mich an, dann schüttelt er den Kopf und wendet sich wieder dem Papierkram zu. ›Hören Sie!‹, hake ich nach. ›He! Ich bin keine Kriminelle. Das hier ist ein Missverständnis. Wenn Sie meine Personalien überprüfen und meine Mutter anrufen, können wir die Sache schnell klären. Hallo!‹ Das Schild an seiner Brust verrät mir, wie er heißt. ›Hallo, Mister Langtree vom Sicherheitsdienst! Lassen Sie mich doch bitte aufstehen, dann klären wir die Angelegenheit wie Erwachsene. Na los, ich mache Ihnen ja keine Vorwürfe – bin sogar froh über diese Sache! Sie haben das Richtige getan, als Sie mich festnahmen. Schließlich gehört der Wagen zum Verkaufsbestand meiner Mutter. Es ist gut und richtig, dass Sie den Dieb verfolgt und den Wagen sichergestellt haben. Aber inzwischen wissen Sie doch, dass der Wagen *meiner Mutter* gehört. Lassen Sie mich doch bitte aufstehen, dann können wir die Sache bestimmt klären. Der Geldbeutel mit allen Papieren steckt in meiner hinteren Hosentasche. Holen Sie ihn einfach heraus und sehen Sie sich meinen Ausweis an, ehe Sie weitermachen.‹ Aber er füllt einfach weiter seinen Papierkram aus. ›Warum?‹, frage ich. ›Warum nehmen Sie sich nicht einen Moment Zeit, um nachzusehen? Warum nicht?‹ Er dreht sich wieder um, sieht mich ziemlich lange an, und ich bin mir schon sicher, dass er nachsehen und alles gut werden wird, aber dann sagt er: ›Ich hab langsam die Faxen

dicke mit deinem Blödsinn, Mädchen. Halt die Klappe oder ich muss dich knebeln. Ich will nur raus hier und wieder an meine Arbeit gehen, klar?«

›Was?«, frage ich und merke selbst, dass es wie ein Aufschrei klingt. ›Was haben Sie eben zu mir gesagt? Was zum Henker haben Sie zu mir gesagt? Haben Sie nicht verstanden, was ich Ihnen erzählt habe? Der Wagen gehört meiner Mutter – ihr gehört auch der Parkplatz, wo er gestanden hat. Meinen Sie ernsthaft, sie will, dass Sie mich so behandeln? Das ist wirklich das Dämlichste, das ich ...« – ›Das reicht«, sagt er und löst eine kleine silberne luftdurchlässige Haube von seinem Gürtel, die Art, die man unter dem Kinn einer Person zusammenschnürt, um sie am Reden zu hindern. Ich wälze mich von ihm weg, flehe ihn an, es nicht zu tun, und mache schließlich den Polizeibeamten am Empfang auf mich aufmerksam. ›Das kann er nicht machen! Verboten Sie ihm das! Ich bin hier auf einer *Polizeiwache* – wie können Sie so etwas zulassen?!« Und der Polizist lächelt und sagt: ›Du hast ganz Recht, Kleine. Das reicht.« Doch der Sony-Bulle schenkt ihm keine Beachtung, packt meinen Kopf, streift mir die Haube über und versucht den Kinnriemen zuzubinden. Ich schüttele den Kopf, soweit mir das überhaupt möglich ist. Gleich darauf wird mir die Haube wieder vom Kopf gezogen und der Sony-Bulle macht ein Gesicht, als würde er den Polizeibeamten am liebsten an die

Wand nageln. Der Polizist bückt sich zu mir herunter, schneidet mir die Fesseln durch und hilft mir auf die Beine. ›Du wirst mir doch keinen Ärger machen, oder?‹, fragt er, als er mich zu einem schönen bequemen Bürostuhl führt. ›Nein, Sir!‹ ›Dann bleib einfach hier sitzen. Ich kümmere mich gleich um dich.‹ Also setze ich mich und reibe mir die Hand- und Fußgelenke. Mein linker Knöchel ist aufgescheuert und blutet. Ich kann einfach nicht fassen, dass die liebe Sony-Familie eine süße, kleine Person wie mich so demütigt und erniedrigt. Damals war ich verdammt selbstgerecht. Ich weiß noch, dass ich fies gegrinst hab, als der Polizeibeamte den Sony-Bullen zusammenstauchte und dessen Dienstnummer und weitere Informationen für mich notierte. Doch damit war die Geschichte natürlich noch lange nicht zu Ende.«

Linda holt kurz Luft. »Dem Polizeibeamten dankte ich aus tiefstem Herzen, sogar noch, als er meine Personalien aufnahm, die Daten ausdrückte und die Verbrecherfotos schoss. Ich machte Scherze und flirtete sogar ein bisschen mit ihm. Ich war eine süße Fünfzehnjährige, und das wusste ich auch. Nach den Erfahrungen mit den garstigen Sony-Bullen kam mir die Erfassung durch die Strafverfolgungsbehörden milde und harmlos vor. Dass man mich *inhaftieren* wollte, begriff ich erst, als mein lieber Freund, der Polizist, mich aufforderte, die Taschen auszuleeren, und mich in eine

Zelle steckte. ›Moment mall‹, rufe ich. ›Wachtmeister Lorenzi, warten Sie! Müssen Sie mich denn wirklich in eine Zelle stecken? Wachtmeister Lorenzi! Man muss mich doch nicht einsperren! Lassen Sie mich meine Mutter anrufen. Sie wird sofort kommen und die Anzeige fallen lassen. Und bis dahin kann ich doch da drinnen warten und Ihnen helfen. Ich kann Kaffee für Sie holen, Wachtmeister Lorenzi!‹ Kurz sieht's so aus, als ließe er sich nicht erweichen, doch dann gibt er nach und ich verbringe die nächsten zwei Stunden damit, Sachen für ihn zu holen und Akten einzusortieren. Während wir auf Mama warten, darf ich sogar nach draußen und ihm Kaffee besorgen, so sehr vertraut er mir. Als sie endlich auftaucht, geht's mir wieder ganz gut, aber das hält natürlich nicht lange an. Wie die Cartoon-Figur Yosemite Sam kommt sie ins Zimmer gestürmt, schäumt vor Wut und lechzt nach meinem Blut. Um mir eine Lektion zu erteilen, will sie sogar Strafanzeige erstatten und mich einsperren lassen. Es interessiert sie gar nicht, dass die Sony-Bullen mich mit Reizgas eingenebelt und gefesselt haben. Ihr geht's nur darum, dass ich sie hintergangen habe, und dafür gibt's in ihren Augen keine Entschuldigung. Ständig fährt sie den Wachtmeister an, er soll ihr endlich die Formulare geben, damit sie Strafanzeige erstatten kann. Doch er wartet ungerührt, bis sie Dampf abgelassen hat. ›Na schön,

Mrs. Walachuck«, sagt er schließlich. »Ganz wie Sie wollen. Sie erstatten Strafanzeige, und wir halten ihre Tochter über Nacht fest. Bis zur Kautionsanhörung morgen früh. Aber Sie sollten wissen, dass wir nur eine einzige Haftzelle für Frauen haben. Das ist kein Kindergarten. Wir haben da ziemlich harte Typen eingesperrt. Im Moment sitzen dort zwei Bioterroristinnen ein, die an einem Busbahnhof Anthrax freisetzen wollten; außerdem ein Mädchen, das seinen Stecher umgebracht und dessen Weichteile an die Tür des Hotelzimmers genagelt hat, bevor es abgehauen ist; die anderen sind hartgesottene alte Säuerinnen. Wer weiß, was heute noch eingeliefert wird. Wir nehmen ihnen zwar die Messer, Stiefel und Geldbeutel ab, aber diese Mädels mischen gern frische junge Dinger auf und malträtieren sie mit Hilfe der Gitterstäbe oder auch mit ihren Fingernägeln. Wir können sie nun mal nicht die ganze Zeit im Auge behalten.« Während er sich über den Schreibtisch zu meiner Mutter beugt, die nur kalt und stumm dasitzt, stößt er mit seinem Fuß gegen meinen. Und da weiß ich, dass er ihr Märchen erzählt, um ihr die Pistole auf die Brust zu setzen. »Aber wenn Sie es so wollen, Madam ...« Mama sieht ihn so an, als wollte sie ihn zwingen, Farbe zu bekennen, aber er wirkt so überzeugend, dass sie schließlich nachgibt. »Nein, will ich nicht«, erwidert sie. »Ich nehme sie mit nach Hause und kläre die Sache

dort mit ihr.« – »Das ist wirklich sehr vernünftig«, sagt er. »Und du, Linda, ruf mich an, falls du Sony anzeigen willst. Uns liegen die Aufnahmen von den Sicherheitskameras an der Strandpromenade und im Wachgebäude vor, falls du sie brauchen solltest. Außerdem habe ich mir die Dienstnummer von diesem Typen notiert.« Als meine Mutter mich erschrocken ansieht, strecke ich ihr meine wunden, blutunterlaufenen Handgelenke hin. »Die haben mit einer Gaspistole auf mich geschossen, bevor sie mich in den Wagen geworfen haben.« – »Bist du etwa weggelaufen? Man sollte *niemals* vor Polizisten davonlaufen, Linda, das müsstest du doch wissen ...« – »Ich *bin* nicht weggelaufen. Ich hab die Hände gehoben, aber sie haben mich trotzdem mit Reizgas beschossen, gefesselt und in den Wagen geworfen.« – »Das kann nicht sein, Linda. Du musst doch *irgendwas* gemacht haben ...« Wenn ich als Jugendliche irgendwelchen Ärger hatte, war meine Mutter nämlich stets davon überzeugt, dass ich ihn mir selbst eingehandelt hatte. Sie war die Einzige, die es nicht kümmerte, wie niedlich ich war. »Nein, Mama. Ich hab die Hände gehoben und mich ergeben, aber sie haben mich trotzdem beschossen. Es war ihnen egal. Auf dem Film ist das bestimmt zu sehen. Ich besorg mir die Aufnahmen von Wachtmeister Lorenzi, wenn ich Klage einreiche.« – »Das wirst du schön bleiben lassen. Du hast einen Wagen gestohlen, du

hast Menschenleben gefährdet, und jetzt willst du dich bei den Behörden ausweinen, nur weil die Leute von Sony dich bei der Festnahme ein bisschen hart angefasst haben? Du hast eine *kriminelle* Tat verübt, Linda. Also haben sie dich auch wie eine Kriminelle behandelt.«

Da hätte ich meiner Mutter am liebsten eine gescheuert. In Wirklichkeit war sie ja nur wütend darüber, dass ich sie vor der Sony-Familie bloßgestellt hatte, vor all diesen neugierigen Klatschanten der anderen Sony-Vertretungen, mit denen Mama um Schleimpunkte und Pahlrechte konkurrierte. Doch an diesem Nachmittag hab ich auch was gelernt: wie man Wespen mit Honig ködert. Der Wachtmeister hätte mir das Leben ja wirklich schwer machen können, aber wegen meiner zuckersüßen Art machte er mir alles so leicht, dass es fast noch ein schöner Nachmittag wurde. Schließlich fuhr Mama mich nach Hause und schrie sich dabei die Kehle wund, während ich die Zerknirschte spielte. Später ging ich zur Minimall rüber, um mir ein salinisches Mittel für die Augen zu besorgen, die immer noch rot wie Bremslichter waren. Über diese Sache haben wir nie wieder gesprochen. Und an meinem sechzehnten Geburtstag hat meine Mutter mir die Schlüssel für einen Veddic der Serie 8 überreicht. Als Erstes hab ich mir neue Firmware für den Transponder der Diebstahlsicherung heruntergeladen, die mir damals

den Veddic 7 abgewürgt hatte. Zwei Monate später wurde mir der Veddic 8 geklaut. Seitdem bin ich nie wieder einen Sony gefahren.«

Linda lächelt, dann schürzt sie die Lippen. »Zufrieden mit dieser nicht einstudierten Nummer?«

Art schüttelt fassungslos den Kopf. »Meine Güte, was für eine Geschichte!«

»Möchtest du mich jetzt küssen?«, fragt Linda im Plauderton.

»Ich glaube schon.«

Linda schlingt ihm einen Arm um den Hinterkopf, zieht ihn zu sich heran und schält sich aus dem Hausmantel. Als Art sein Hemd bis zu den Achselhöhlen hochschiebt, spürt er ihre erregend weiche Brust an seiner und stöhnt auf. Durch die Boxershorts hindurch reibt sich sein erigierter Penis an ihrem Schamhügel. Während sie seine Zunge in den Mund nimmt und heftig damit herumspielt, allerdings so vorsichtig, dass es noch nicht richtig wehtut, stöhnt er erneut. Sie löst sich von ihm und greift nach seinem Hosensack. Jetzt bäumt sich sein ganzer Körper in freudiger Erwartung auf und ...

... das Komset klingelt.

Schon wieder.

»Mist!«, flucht Art im selben Moment, als Linda »Scheiße!« brüllt, und beide prusten vor Lachen. Linda zieht seine Hand wieder zu ihrer Brustwarze hinunter, worauf Art ein Schauer über den Körper

läuft. Er stöhnt und greift gleichzeitig nach seinem Komset, das hartnäckig weiter klingelt.

»Ich bin's«, sagt Fede.

»Himmel, Fede. Was ist denn los?«

»Was los ist? Art, du bist seit einer Woche nicht mehr als vier Stunden im Büro gewesen. Es ist schon Mittag, und du bist immer noch nicht da.« Fedes Stimme klingt erregt und unbeherrscht.

Als Reaktion darauf gerät Art seinerseits in Wut. Wieso reißt Fede eigentlich derart die Klappe auf? Was nimmt er sich heraus? »Ja und, Fede? Arbeite ich etwa für *dich*? Ich hatte einige Sachen außerhalb der Firma zu erledigen.«

»Zweifellos warst du beschäftigt, das kann ich mir denken. Art, wenn *du* in Schwierigkeiten gerätst, reißt du mich mit hinein, und du weißt *ganz genau*, was ich damit meine.«

»Ich stecke aber nicht in Schwierigkeiten, Fede. Hab mir nur einen Tag freigenommen. Ruf mich doch einfach morgen an, ja?«

»Was, zum Teufel, soll das denn heißen? Du kannst dir nicht einfach so *einen Tag freinehmen*. Ich hab die dämliche Arbeitsvorschrift, die das regelt, doch selbst verfasst. Du musst erst ein Formular ausfüllen und es von deinem Vorgesetzten abzeichnen lassen. Die Sache muss *dokumentiert* werden. Versuchst du etwa, mir Knüppel zwischen die Beine zu werfen?«

»Du leidest wirklich unter Verfolgungswahn,

Federico. Ich bin gestern Abend überfallen worden, ja? Ich habe die letzten achtzehn Stunden ununterbrochen auf einer Polizeiwache verbracht. Und jetzt werde ich duschen, danach ein Nickerchen machen und mich später massieren lassen. Ich werde weder im Büro antanzen noch irgendein Formular ausfüllen. Zur Abwechslung geht's heute mal nicht um dich, sondern um mich.«

Während Fede kurz schweigt, spürt Art, dass sein Partner immer noch kocht und lediglich neue Munition sammelt. »Das ist mir alles scheißegal, Art. Wenn du nicht ins Büro kommst, hast du mir vorher Bescheid zu sagen, kapiert? Der Leiter der Personalabteilung ist am Ausrasten, und ich weiß auch, warum. Er hat uns auf dem Kieker, hast du mich verstanden? Mit jedem Tag, an dem du nicht erscheinst und ich mir irgendeine Ausrede für dich einfallen lassen muss, verstärkt sich sein Verdacht. Wenn du mit dieser Scheiße nicht sofort aufhörst, sind wir beide erledigt.«

»Ach, du kannst mich mal, Fede.« Art ist selbst überrascht, diese Worte aus seinem Mund zu hören. Aber da er sie nicht zurücknehmen kann, beschließt er, zu seiner Äußerung zu stehen. »Du darfst ja ruhig nach Herzenslust in deinem Verfolgungswahn schwelgen, aber lass mich dabei außen vor. Ich bin gestern Abend überfallen worden und hatte vor zwei Wochen einen fast tödlichen Verkehrsunfall. Wenn der Leiter der Personalabtei-

lung wissen will, warum ich nicht im Büro erschienen bin, kann er mir ja eine E-Mail schicken. Dann erzähl ich ihm in allen Einzelheiten, was passiert ist. Und wenn ihm das nicht gefällt, kann er mich am Arsch lecken. Aber dir bin ich keine Rechenschaft schuldig. Wenn du auf eine Diskussion aus bist, kannst du mich anrufen und dich endlich mal wie ein menschliches Wesen auführen. Morgen früh. Bis dann, Fedé.« Art beendet das Gespräch, knurrt das Komset an, schaltet es aus, deaktiviert auch die Notüberbrückung für Anrufe höchster Dringlichkeitsstufe und überlegt kurz, ob er das Komset nicht einfach aus dem Fenster schmeißen soll, auf die kostbaren englischen Pflastersteine da unten. Stattdessen schleudert er es in die weichen Polster des Sofas.

Während er sich wieder zu Linda umdreht, gibt er sich alle Mühe, das Zähnefletschen in ein Lächeln umzuwandeln. »Tut mir wirklich leid. Das war das letzte Mal, ich schwör's.« Auf allen vieren krabbelt er zu ihr hinüber, doch sie hüllt sich noch fester in ihren Hausmantel. Als er ihr einen Finger unter den Kragen schiebt, ihn herunterzieht und mit den Lippen auf die Mulde ihres Schlüsselbeins zielt, fährt sie zurück und lässt die Wange auf seine Schulter sinken, um ihn an weiteren Avancen zu hindern.

»Ich bin jetzt nicht ...«, murmelt sie. »Wir haben den richtigen Moment verpasst. Lass uns einfach nur kuscheln, ja?«

Am nächsten Tag saß Art an seinem Schreibtisch in O'Malley House, als Fede an seine Tür klopfte. Fede trug einen kleinen Geschenkbeutel – eine raffinierte Kombination aus grobem, handgeschöpftem Papier und glattem Polymer. Art blickte von seinem Komset auf und winkte zur Tür hinüber.

Als Fede eintrat und Art das Päckchen auf den Schreibtisch legte, sah Art ihn misstrauisch an, doch Fede gab ihm mit einem Wink zu verstehen, dass er es einfach aufmachen sollte. Art tastete nach dem Verschluss, um das Geschenk zu öffnen, ohne das Material zu zerreißen, fand ihn aber nicht gleich. Sofort griff er reflexartig nach seinem Komset und notierte sich, wie man eine verbesserte Version des Beutels schaffen konnte, indem man ihn mit optischen Hinweisen versah, damit man den Verschluss leichter fand. Fede erwischte ihn dabei, und sie grinsten sich gegenseitig an.

Nachdem Art noch ein bisschen an der Öffnung herumgefummelt hatte, entdeckte er den Verschluss. Der Beutel öffnete sich mit einem Geräusch, das wie ein Seufzer klang, fiel zu drei Blü-

tenblättern auseinander und enthüllte seinen Inhalt: ein mit Leder überzogenes Kästchen, das mit einem einfachen Messingriegel verschlossen war. Art löste den Riegel und spähte in das Kästchen: In einem maßgeschneiderten Schaumstoffpolster lag ein grauer Stein.

»Es ist ein Axtkopf«, erklärte Fede. »200.000 Jahre alt.«

Art hob ihn vorsichtig aus dem Kästchen, drehte ihn und bewunderte die sauberen Spuren, die vom Behauen und Bearbeiten des Steins zeugten. Er hatte ein gewisses Gewicht und wirkte überaus schlicht. Eine Verdünnung im Stein wies auf die Stelle hin, an der früher vermutlich ein Schaft festgezurr worden war. Art fuhr mit den Fingerspitzen über die glatten Schlagspuren und über die abgeflachte Seite, an der man den Stein in mühsamer Arbeit zu einer Schneide behauen hatte. Einfach perfekt.

Jetzt, da er das Ding in der Hand hielt, war es unübersehbar eine Axt. Man konnte es für nichts anderes halten. Es benötigte keine Beschreibung. Es erklärte sich selbst. *Ich bin eine Axt. Schlage etwas mit mir.* Art fand nicht die geringste Kleinigkeit, die man an diesem Werkzeug noch hätte verbessern können.

»Fede, das ist unglaublich ...«

»Ich hab mir gedacht, wir sollten das Kriegsbeil begraben, findest du nicht?«

»Gott, das ist ja furchtbar. Ein Tipp von mir: Wenn du etwas so Wertvolles verschenkst, spar dir die mickrigen Wortspiele, ja? Du hast es einfach nicht drauf.« Art klopfte ihm auf die Schulter, um zu zeigen, dass er nur scherzte, und legte die Axt ehrfürchtig in das Polster zurück. »Das ist wirklich ein tolles Geschenk, Fedo. Danke.«

Als Fedo die Hand ausstreckte und Art sie schüttelte, verflog ein Teil der tagelangen Spannung zwischen ihnen.

»Und jetzt könntest du mich zum Mittagessen einladen«, sagte Fedo.

»Abgemacht.«

Sie schlenderten zum Piccadilly, setzten sich an die Theke eines südindischen Restaurants und verzehrten ein Tagesessen, das aus Thali und dickem Mango-Lassi bestand. Das Joghurt-Getränk überzog ihre Gaumen mit einer alkalischen Süße, die die Schärfe des gewürzten Gemüses milderte. Beide Männer schwitzen, als sie ihre zweite Runde Lassi bestellten. Art legte die Hände auf den Bauch und staunte nicht zum ersten Mal darüber, dass etwas so wenig Gehaltvolles wie ein kleines Gemüsegericht und indisches Fladenbrot ihm derart den Magen füllen konnte.

»Woran arbeitest du gerade?«, fragte Fedo und unterdrückte einen vom Curry angeregten Rülpsen.

»Immer noch am selben Mist. Es gibt eine Million Möglichkeiten, wie der Service funktionieren

kann. Die Verwertungsgesellschaften bevorzugen eine Menge kleinerer Abrechnungen und Zahlung pro Benutzung. Den Betreibern der I-90 ist das gar nicht recht. Es ist ein elender Verwaltungsaufwand, und die Anklick-Lizenzen und Warnungen, die die Verwertungsgesellschaften durchdrücken wollen, sind schauerlich. Die Leute werden ihre Autos zu Schrott fahren, wenn sie dauernd auf den *Einverstanden*-Knopf klicken müssen. Ganz zu schweigen davon, dass sie eine Firmware-Überprüfung jedes Stereogeräts durchführen wollen, das einen Song lädt, um sicherzugehen, dass der aktuelle Kopierschutz installiert ist. Also zimmere ich all diese Nutzerstudien mit den Schwätzern aus den Rechtsabteilungen der Studios zusammen, wo sie nur herumsabbern und einem erzählen, mit welcher Freude sie dafür sorgen, dass die Künstler für ihre Werke vergütet werden, und wie dankbar sie dafür sind, dass sie mit dem Rest ihre Software auf dem neusten Stand halten können, und diesen ganzen Scheiß. Ich entwerfe gerade ein System, das schon jedes Mal ein Anklicken registriert, wenn man nur an den Anfang eines neuen Songs geht. Es wird perfekt: Die Verwertungsgesellschaften werden begeistert sein. Die Peer-Review-Gruppe bei V/DT hab ich handverlesen, nur komplette Arschlöcher ausgesucht, die auf Bedienungsanleitungen und die Einhaltung von Vorschriften stehen. Die Zulassung wird überhaupt kein Problem.«

Fede grunzte. »Hältst du das nicht für zu auffällig?«

Art lachte. »In diesem Kontext gibt es nichts, das zu auffällig ist, Mann. Diese Typen hassen den Endverbraucher. Und jahrelang sind sie mit solchen Sachen auch durchgekommen, weil ihre Kunden es von den Postämtern und U-Bahnhöfen her bereits gewöhnt waren, wie Dreck behandelt zu werden. Mensch, deren Kunden sind damit aufgewachsen, dass sie in ihre eigenen Küchenherde Münzen einwerfen mussten! Sie zahlen sogar Fernsehgebühren! Wenn man ihnen Scheiße vorsetzt, bitten sie noch um Nachschlag. Sie wollen's doch so haben! Und deshalb, nein: Ich halte es nicht für zu auffällig. Sie werden eine Simulation des ganzen Systems entwickeln und damit gleich bei den Betreibern der I-90 rein marschieren und dabei grinsen wie die Idioten. Mach dir keine Gedanken.«

»Na gut, ich hab's verstanden. Ich mach mir keine Gedanken.«

Art gab dem Mann hinter der Theke das Zeichen, dass sie zahlen wollten. Der Mann winkte so geistesabwesend wie ein gestresster Gastwirt, der es mit Stammgästen zu tun hat. Gleich darauf sagte er auf Koreanisch etwas zur Kellnerin, die zusammen mit dem vietnamesischen Küchenchef und dem kongolesischen Souschef der Imbissstube eine multikulturelle Aura verlieh. Vor allem

deswegen zählte dieser Schuppen zu den Lieblingslokalen der Schätzchen von O'Malley House, die ja alle furchtbar global agierten. Nachdem die Kellnerin einen Block gefunden hatte, addierte sie einige Zahlen und gab sie danach ins Point-of-Sale-Terminal ein, das die Rechnung für das Mittagessen an Arts Komset schickte. Diese merkwürdige Angewohnheit, alles erst handschriftlich zu notieren, bevor man es ins PoS-Terminal eingab, hatte Art rasend gemacht, als er es zum ersten Mal beobachtet hatte. Offenbar war die Benutzerschnittstelle des Terminals so beschaffen, dass eine Kellnerin ohne Computerkenntnisse Daten nicht zuverlässig eingeben konnte, ohne die Zahlen handschriftlich vor der Nase zu haben. Monatelang hatte er diese Sache in überflüssigen Online-Konferenzen als weiteren Beleg für die überall präsente Benutzerfeindlichkeit angeführt, die die ganze verdammte MGZ-Zone kennzeichnete.

Schließlich hatte er sehen wollen, wie der Mann hinter der Theke auf seine Kritik am PoS-System reagierte. Er hatte sich auf eine kleine antibritische Hetztirade eingestellt, den offenen Erfahrungsaustausch zwischen zwei Ausländern, zwei Flüchtlingen vor der englischen Kolonialknete. Doch zu seiner Tage und Wochen anhaltenden Verblüffung hatte der Mann das System energisch verteidigt und gesagt, er halte die Eingabe von

PoS-Daten auf diese Weise für völlig in Ordnung. Der Stapel abgerissener Zettel vom Quittungsblock der Kellnerin sei sogar eine gute Orientierungshilfe. Denn so könne er den Tagesumsatz sofort schwarz auf weiß sehen, er werfe jede Stunde einen Blick auf die aufgespießten Zettel neben der Kasse. In seinen Augen waren die mit Gummibändern zusammengehaltenen vergilbten Zettelstöße auf seinen Kellerregalen ein schöner, handgreiflicher Beweis für den wachsenden Erfolg seines kleinen Lokals. Art wusste, dass in dieser Geschichte eine Lektion steckte, er hatte sie bloß noch nicht begriffen. Benutzermythen waren oft schwer zu durchschauen.

Jedes Mal, wenn Art einen Trinkgeldbetrag in sein Komset eingab und an das PoS zurückschickte, dachte er über dieses kleine Rätsel nach. Auch heute starrte er dabei kurze Zeit ins Leere und wandte den Blick nach innen.

Als er seine Umgebung wieder zur Kenntnis nahm, bemerkte er einen jungen Kerl, der an der langen Seite des L saß, das die Theke bildete. Er hatte rattenkurze Haare, breite Schultern und ein spöttisches Lächeln auf den Lippen, das nicht mal ganz verschwand, als er sich mit dem biologisch abbaubaren Mittelding aus Bambus-Gabel und -Löffel das Linsencurry in den Mund schaufelte.

Art kannte den Kerl von irgendwoher. Er merkte, dass er angestarrt wurde, und ihre Blicke trafen

sich kurz. Und in diesem Moment fiel Art ein, wer er war: Tom. Bei ihrer letzten Begegnung hatte Tom einen Elektroschocker mit der zitternden Faust umklammert und mit wutverzerrtem Gesicht auf ihn gezielt. Diesmal trug Tom nicht seine Sportkiller-Montur, sondern unauffällige Sportkleidung, außerdem hatte er weder Lester noch Tony dabei, sondern war ganz allein. Aber er war es, kein Irrtum möglich. Art bemerkte, dass Tom den Kopf schräg legte, als könnte er auf diese Weise seinem Gedächtnis auf die Sprünge helfen. Und dann erkannte Tom ihn. Oha.

»Wir müssen gehen. Sofort«, sagte er zu Fede, stand auf und verließ eilig das Lokal, eine Hand an seinem Komset. Er war kurz davor, die 999 zu wählen, ließ es dann aber – er war nicht darauf aus, noch einmal eine ganze Nacht auf einer Polizeiwache zu verbringen. Er hatte schon den halben Weg zum Piccadilly zurückgelegt, ehe er einen Blick über die Schulter warf und sah, dass Fede sich mit mürrischem Gesicht durch das Mittagsgedränge rempelte. Ein paar Schritte hinter ihm folgte Tom, das Gesicht zu einer sadistischen, zähnefletschenden Maske verzogen.

Art zauderte einen Moment lang, ging einen Schritt auf Fede zu, wich einen zurück und sah Tom nochmals in die Augen. Der Anblick von Toms wild gebleckten Zähnen trieb ihn vorwärts. Er drehte sich abrupt um, verschwand im U-Bahn-

hof, richtete sein Komset auf ein Drehkreuz und tauchte in der dichten Menge unter, die sich die Treppe zum Bahnsteig der Linie Elephant and Castle hinunterwälzte. Sein Komset meldete sich.

»Was ist denn eigentlich los mit dir, Mann?«, fragte Fede.

»Einer der Typen, die mich überfallen haben, hat uns direkt gegenüber gesessen«, zischte Art. »Er ist ein paar Schritte hinter dir. Ich bin jetzt im U-Bahnhof. Ich fahre bis zur nächsten Station und nehme dann ein Taxi zurück ins Büro.«

»Er ist hinter mir? Wo?«

Auf dem Display von Arts Komset erschienen die grobkörnigen Live-Aufnahmen von Fedes Gerät. Das Bild wackelte, während Fede sich durch die Menge drängte.

»Um Himmels willen, Fede, bleib stehen! Geh nicht in den verdammten U-Bahnhof – er wird dir hierher folgen.«

»Wohin soll ich denn sonst gehen? Ich muss zurück ins Büro.«

»Geh auch nicht ins Büro. Nimm dir ein Taxi und fahr ein paar Mal um den Block. Führ ihn nicht zu uns.«

»Das ist doch idiotisch. Warum soll ich nicht einfach die Polizei anrufen?«

»Spar dir die Mühe. Die Polizei macht keinen Handschlag. Das hatte ich schon mal. Ich will die-

sen Typen nur abschütteln, und zwar so, dass er mich später nicht finden kann.«

»Junge, Junge.«

Art schrie leise auf, als Toms Gesicht in Nahaufnahme auf seinem Display auftauchte. Während er vorbeiging, warf er den Kopf hin und her. Er sah aus wie ein wütender Saurier auf der Pirsch.

»Was ist los?«, fragte Fedé.

»Das war er. Er ist gerade an dir vorbeigelaufen. Er darf nicht wissen, dass du etwas mit mir zu tun hast. Geh ins Büro zurück, wir treffen uns da.«

»Hänfling da vorn? Art, der ist gerade mal eins fünfzig groß!«

»Er ist ein kompletter Psycho, Fedé. Leg dich nicht mit ihm an, sonst verpasst er dir eine Tesla-Spritze.«

Fedé zuckte zusammen. »Ich kann Elektroschocker nicht ab.«

»Der Zug kommt. Wir unterhalten uns später.«

»Gut, gut.«

Art stellte sich mit den übrigen Fahrgästen in einer Reihe auf und schob sich am Gas-Chromatographen vorbei. Als das Gerät seinen persönlichen Umkreis nach Schwarzpulver abschnüffelte, wurde er leicht nervös. Im Zug riss er unverzüglich ein Hygienetuch von der Rolle unter der Decke ab, schenkte der aufgedruckten V/DT-Werbung nicht einen einzigen Blick, rieb das Edelstahlgeländer ab

und zerstampfte die Überreste des Tuches auf dem Boden.

Bewusst bemühte er sich, wieder normal zu atmen und sein rasendes Herz zu beruhigen. Immer noch strömte Adrenalin durch seinen Körper und in seinem Kopf drehte sich alles. Er wollte die Zeit konstruktiv nutzen, doch seine Gedanken schweiften ständig ab. Schließlich gab er auf und ließ ihnen freien Lauf.

Ihn beschäftigte irgendetwas, das mit dem Mann hinter der Theke, dessen Zetteln und mit der I-90 zu tun hatte. Es saß in seinem Hinterkopf, aber er kam einfach nicht dahinter, wie er es herauslocken konnte. Der Restaurantbesitzer bewahrte seine Zettel im Keller auf, damit er sich dort hinsetzen und nachsehen konnte, wie sein Geschäft gewachsen war. Jeder Zettel stand für einen Kunden, den er bedient hatte, ein Klingeln der Kasse, einen Geldbetrag auf der Bank. Autofahrer auf der I-90 nutzten Verkehrsstaus dazu, sich aus den Wagen nebenan Musik herunterzuladen und dann für die Lizenzen der Songs zu bezahlen. Nur bezahlten sie nicht. Sie umgingen das Zahlssystem, indem sie in Rudeln fuhren und von ihren Wagen aus Schwarzkopien anlegten, und das in einem Ausmaß, dass die gute alte Napster-Tauschbörse vor Neid erblasst wäre. Manche Leute gingen dabei völlig wahllos vor und sammelten jeden Song in jedem Wagen ein, der auf der maut-

pflichtigen Straße unterwegs war. Wie mobile Piratensender kreuzten sie durch die Tunnel, die Boston durchlöcherten, und schoben ihre Beute anderen Fahrern rüber, sobald es Zeit wurde, von der Mautstraße abzufahren und die Musik an der Mautstelle zu bezahlen.

Es waren diese Piraten, die den Betreibern der I-90 wirklich Kopfzerbrechen bereiteten. Zugegeben, sie hielten das System in Gang. Der durchschnittliche Furzmobilfahrer hatte höchstens zehn Songs in der Warteschlange. Und die Breitbandverbindung, die auf der I-90 zur Verfügung stand, hatte eine so geringe Reichweite, dass man sich, wenn man in einem Stau festhing, mit einer sehr begrenzten Auswahl begnügen musste. Im Gegensatz dazu agierten die Parasiten als mobile Jukeboxen. Die Polizeistreifen hatten hier schon Wagen mit 300.000 Titeln auf der Festplatte sichergestellt. Ohne diese gut gefüllten Cache-Speicher auf der Autobahn hätten die Manager der I-90 ein Vermögen dafür ausgeben müssen, das System mit Hilfe eigener mobiler Archive zu kopieren.

Die Piraten waren das kollektive Gedächtnis der Musikhörer auf der I-90.

Oh, was für eine schnuckelige Idee. *Das kollektive Gedächtnis der I-90.* Wie die Gelehrten des Mittelalters, die ganze Texte auswendig gelernt hatten, um sie vor den Verheerungen der Barbarei zu schützen und für die Zukunft zu retten, gaben die

Piraten ihre Sammlungen sorgfältig von Wagen zu Wagen weiter. Art hatte sich mit den Polizeiberichten über diese Typen befasst. Darin gab es Andeutungen, vage Hinweise auf eine organisierte Subkultur mit einer eigenen Hierarchie. Neulinge mussten die Bibliotheken erst einmal mit neuem und seltenem Material aufstocken, um die etablierte Elite davon zu überzeugen, dass sie eine würdige Bereicherung des kollektiven Gedächtnisses darstellten.

Die Piraten auf Beutezug als ein kollektives Gedächtnis zu betrachten, war ungefähr so, als ob man auf eine optische Täuschung starrte und zwei Gesichter sich plötzlich in eine Vase verwandelten. Arts bisherige Einstellung zu diesem Problem kehrte sich in seinem Kopf völlig um. Er hörte ein Keuchen: sein eigenes. Er hyperventilierte.

Wenn diese Typen das kollektive Gedächtnis der I-90 darstellten, bedeutete es, dass sie einen Dienst leisteten und die Kosten der I-90-Betreiber deutlich senkten. Es bedeutete, dass sie Trendsetter waren und neue Musikrichtungen in die statische Welt der Bostoner Autofahrer einführten. Hm. Dem sollte man nachgehen. Herausfinden, wie einflussreich sie waren. Irgendjemand würde es sicher wissen – die I-90-Leute führten Statistiken darüber, wie häufig Songs von einem Wagen zum anderen weitergegeben wurden. Ohne dass er Nachforschungen angestellt hatte, wusste Art

einfach, dass diese Typen Millionen Dollar an Marketingkosten aufwogen.

Hm. Hm. Sie *nährten* diese Kultur also. Piratenfahrer brauchten Hingabe, um sich in dieser Subkultur zu etablieren. Sie mussten vier oder fünf Stunden täglich über die Schnellstraßen kreuzen, um ihre Sammlungen aufzubauen und zu verbreiten. Sie konnten die I-90 überhaupt erst verlassen, wenn sie jemanden gefunden hatten, der ihre Sammlungen übernahm.

Angenommen, die Betreiber der I-90 würden diese Typen *belohnen*? Angenommen, sie würden jemandem mit, sagen wir, mehr als 50.000 Titeln im Cache *nichts* berechnen? Hastig zog Art sein Komset und die Tastatur aus der Tasche und machte sich Notizen. Jedes Mal, wenn ein Ruck durch den Zug ging und ihn umzuwerfen drohte, klammerte er sich mit der Hand, mit der er getippt hatte, am silbernen Geländer fest. So fanden ihn schließlich auch die U-Bahn-Sheriffs, die ihre Runden drehten, nachdem der Zug Elephant and Castle erreicht hatte. Höflich, aber bestimmt rissen sie ihn aus seiner Arbeit.

Ich habe einen Sonnenbrand und bin traurig, aber gleichzeitig so frei wie seit Wochen nicht mehr.

2. Warum zögere ich, weitere Maßnahmen zu ergreifen, damit jemand auf mich hier oben aufmerksam wird? Beispielsweise könnte ich ja einen Belüftungskamin umkippen, indem ich die Betonziegel wegschiebe, die dessen Dachpappenschürze festhalten, und ihm mit der Schulter einen Stoß versetzen. Oder einen Höllenlärm machen, indem ich eine Handvoll Kies in den Schlund des Kamins werfe, und damit die Psychopathen da unten aufwecken.

Ich könnte, aber ich tu's nicht. Vielleicht will ich einfach noch nicht zurück.

Sie haben das zusammen ausgeheckt. Die Kunden in Jersey, Fede und Linda. Ich hätte es wissen müssen.

Als ich in Logan landete, war ich putzmunter und bereit, meinen kriegstreiberischen Plan für die Kunden in Jersey auszuarbeiten und umzusetzen, um damit die Arbeit für die hehren Ziele des Stamms der Östlichen Zeitzone voranzutreiben. Fröhlich reiste ich die Küste entlang, spannte ein paar Tage in Manhattan aus und besuchte meine Oma in Toronto.

Dass Linda dabei war, machte alles noch schöner. Wir nahmen uns Leihwagen, fuhren von Stadt

zu Stadt, ließen die Autos vor den Stadtgrenzen stehen, um in erstklassige öffentliche ÖSZ-Verkehrsmittel umzusteigen, aßen erstklassige ÖSZ-Pizza und verdrehten die Köpfe, um den tadellos gekleideten, eleganten Paaren hinterher zu schauen, die Arm in Arm über die fußgängerfreundlichen Straßen schlenderten. In Brooklyn setzten wir uns zu alten Damen auf die kleinen Veranden vor ihren Häusern und unterhielten uns im Zwielight smoggetönter Sonnenuntergänge leise mit ihnen, während ihre Enkelkinder einander über die Straßen jagten. In Boston machten wir bei einem spontanen Straßenhockeyspiel mit, brüllten »ein Auto!« und räumten jedes Mal das Tor weg, wenn ein Furzmobil in die Sackgasse einbog.

Wir spielten wie Kinder. Während der normalen Arbeitszeit wurde ich angerufen, doch abends blieb ich von Summ-, Pieps- und Warntönen gnädig verschont. Deshalb war ich ja auch so verdattert, als ich von Fedes Verrat und Lindas Komplizenschaft erfuhr und plötzlich in der Touristenklasse nach London fliegen musste, um Fede einen Arschtritt zu versetzen. Was für ein Idiot ich doch bin.

Noch nie bin ich aus einem Streit mit Fede als Sieger hervorgegangen. Natürlich bildete ich es mir manchmal ein, aber ich hätte es besser wissen müssen. Ich war kaum einen Tag zurück in

Boston, als mich die Jungs in den weißen Kitteln abholten.

Gelassen und zu allem entschlossen tauchten sie oben im Novotel auf und öffneten das elektronische Schloss meines Zimmers mit jener Notüberbrückung, die den Abgesandten von Klapsmühlen bei akuten Krisen Vorrang einräumt. Es waren vier drahtige, fixe Kerle, mit denen nicht zu spaßen war. Sicher hatten sie schon ihre Erfahrungen mit äußerlich ruhigen Psychopathen gemacht, die unerwartet durchgedreht waren. Dass ich auf dem Balkon gerade ganz unschuldig eine Zigarette rauchte – was ich nur selten tat – und von der Dusche noch klitschnass war, beeindruckte sie nicht sonderlich. Sie klappten ihre Visiere herunter, stürmten auf den Balkon und umzingelten mich.

So als hätte er es mit einem Straftäter zu tun, belehrte mich einer von ihnen über meine Rechte und schloss mit den Worten »verstehen Sie«, was nicht unbedingt als Frage gemeint war, aber ich antwortete trotzdem. »Nein! Nein, ich verstehe das keineswegs! Wer, zum Teufel, sind Sie und was treiben Sie in meinem Hotelzimmer, verdammt noch mal?«

Doch im Inneren verstand ich sehr wohl. Ich hatte in meinem Leben schon so oft mit Halluzinationen als Folge von Schlafmangel herumkämpfen müssen, dass ich mir einen solchen Moment

während unzähliger Wahnsinnstrips ausgemalt hatte. Man wollte mich in eine Nervenheilanstalt einliefern, weil irgendwer irgendwo von den Hamstern und ihren Laufrädern in meinem Hirn erfahren hatte. Wurde auch Zeit.

Kaum hatte ich das Götz-Zitat ausgesprochen, zogen sie die Waffen. Ich versuchte, locker zu bleiben. Denn instinktiv wusste ich, dass sich aus dieser Situation entweder eine routinemäßig und sachlich durchgezogene Geschichte oder ein Riesentheater mit Geschrei, Tritten und Bissen entwickeln würde. Wenn ich in gelassenem Gemütszustand in der Aufnahme erschien, würden sie mir eher eine Beruhigungspille als eine chemische Zwangsjacke verpassen, so viel war mir klar.

Es waren nichttödliche Waffen verschiedener Bauart: zwei Sprühpistolen, ein *Dart Gun*, dessen Pfeile betäubende oder kurzfristig lähmende Substanzen enthielten, und ein Elektroschocker. Der Elektroschocker, der im Frühlingslüftchen zuckende, horizontale Entladungsblitze erzeugte, erregte meine Aufmerksamkeit. *Tesla-Spritzen* nennt man die Schocker in London. Angeblich benutzen Club-Kids sie in ihrer Freizeit zum Vergnügen, aber jeder von meinen Bekannten, der schon einmal mit einem solchen Ding in Berührung gekommen ist, hat das Erlebnis als durch und durch entsetzlich oder absolut widerlich beschrieben.

Langsam hob ich die Hände. »Ich möchte Sie

bitten, sich auszuweisen. Außerdem würde ich gern eine Tasche packen. Darf ich?« Ich bemühte mich, so beherrscht wie möglich zu wirken, aber das *darf ich* klang doch etwas wackelig.

Der Typ, der mir meine Rechte vorgelesen hatte, nickte bedächtig. »Sagen Sie uns, was Sie einpacken wollen, dann packen wir es für Sie ein. Wenn das erledigt ist, zeige ich Ihnen unsere Einweisungsbefugnis, einverstanden?«

»Danke«, sagte ich.

Während ich in der fest verschlossenen ausgepolsterten Kabine im abgetrennten hinteren Teil ihres Transporters lag, fuhren wir die Route 128 entlang. Sie hatten mich festgeschnallt – nicht nur an den Hüften, sondern auch an den Schultern, die in ebenfalls gepolsterten Sicherheitsgurten steckten, was mich an die Sicherungen in einem Achterbahnwagen erinnerte. Wir kamen nur langsam voran, mussten in regelmäßigen Abständen ruckartig bremsen und ständig die Spuren wechseln. Auf der 128 herrschte das typische Verkehrschaos.

Der Arzt an der Aufnahme scannte mich auf verbotene Substanzen oder Gegenstände, entnahm mir die üblichen Körperflüssigkeiten und plauderte zwischendurch nett mit mir. Ich hatte nur dieses eine Mal mit ihm zu tun. Ehe ich wusste, wie mir geschah, packte mich ein bulliger Krankenpfleger am Arm und führte mich in mein Zim-

mer. Er hatte einen stark ausgeprägten osteuropäischen Akzent und erklärte mir in abgehacktem Englisch die Hausordnung, während ich mich um Konzentration bemühte und versuchte, nicht an die glupschäugigen Patienten zu denken, die ich unterwegs gesehen hatte. Es gelang mir so weit, dass ich den Zusammenhang zwischen meiner Fußmanschette, dem Türrahmen und den Aufzügen begriff. Gleich darauf griff der Krankenpfleger in seine Kitteltasche und holte eine Injektionspistole hervor. »Zum Einschlafen«, sagte er.

Jetzt konnte ich nicht mehr anders, als der Panik, die ich seit meiner Einlieferung unterdrückt hatte, Luft zu machen. »Warten Sie! Was ist mit meinen Sachen? Ich hatte eine Tasche dabei.«

»Du morgen früh Arzt fragen.« Er machte sich an der Pistole zu schaffen, setzte eine Nadel- und Wirkstoff-Kartusche ein und entfernte mit einem Daumenschalter die sterile Verpackung. »Jetzt aber erst schlafen.« Er kam auf mich zu.

Ich hatte mir eingeredet, dieser Zwangsaufenthalt sei vielleicht eine Möglichkeit, mich endlich mal auszuruhen, zu entspannen und innerlich zu sammeln. Sicher würde ich die Sache mit den Ärzten klären können und bald wieder draußen sein. Ich hatte so viele Argumente auf meiner Seite, dass sie mich zweifellos ziehen lassen würden. Aber hier kam diese Comic-Figur, die mich an Boris Badenov erinnerte, mit der magischen Spritze,

und schon setzte mein Verstand aus. Ich krabbelte über das Bett und drückte mich ans Fenster.

»Es ist noch nicht mal drei«, protestierte ich, auch wenn ich die Uhrzeit in Ermangelung meines Komset nur schätzen konnte. »Ich bin nicht müde. Ich lege mich schlafen, wenn ich müde bin.«

»Ist nur Schlafmittel«, sagte er in einem Ton, der wohl beruhigend klingen sollte.

»Nein, nicht nötig. Ich bin schon müde. War gestern eine lange Nacht. Ich leg mich jetzt einfach hin und mach ein Nickerchen, einverstanden? Es geht auch ohne Spritze, ja?«

Als er mich am Handgelenk packte, versuchte ich mich loszureißen, mich ihm zu entwinden. Beim Tai-Chi lernt man eine Menge guter, altmodischer, schmutziger Kampftechniken – Augenquetschen, Schläge in die Weichteile, Methoden, um die Hände freizubekommen oder dem Gegner die Hände so schmerzhaft zu verbiegen, dass er einem wie ein Hündchen an der Leine folgt –, aber mir fiel keine ein. Ich zappelte wie ein Fisch am Haken, als er mir die Injektionspistole über die Armbeuge schob, bis die LED des Aderdetektors aufleuchtete. Im selben Moment drückte er zu und ich spürte einen Stich. Einen Moment lang glaubte ich, die Injektion sei in meinem Fall wirkungslos, denn im Laufe meines Stammeslebens habe ich so viele Schlafmittel geschluckt, dass ich gegen die meisten Varianten ziemlich resistent bin. Doch

dann spürte ich die typische Schwere der Augenlider und den Melatonin-Schub, die den gnadenlosen Ansturm von Müdigkeit signalisieren. Ich sackte auf dem Bett zusammen.

Am nächsten Tag war ich immer noch völlig zugedröhnt. Im Laufe der Jahre hatte ich zwar gelernt, auch in benommenem Zustand zu funktionieren, aber diese Situation war anders. Beispielsweise musste ich ohne Koffein auskommen. Sie fütterten mich und danach besuchte mich ein netter Arzt, der mir meine Lage erklärte. Ich sei zur Beobachtung hier, sagte er. In einer Woche werde man bei einer Anhörung über meine Zurechnungsfähigkeit befinden. Ich hätte sieben Tage, um zu beweisen, dass ich weder für mich noch für andere eine Gefahr darstelle. Sollte dieser Beweis überzeugend ausfallen, werde der Richter mich ziehen lassen.

»Sie behandeln mich so, als wäre ich drogenabhängig, wie?«, fragte ich den Arzt, der an seltsame Gedankensprünge offenbar gewöhnt war, wie seine Reaktion zeigte.

»Ja, könnte man so sagen.« Er rutschte auf dem harten Stuhl an meinem Bett hin und her und machte Anstalten zu gehen.

»Nein, wirklich, das ist nicht bloß Gerede. Es ist doch so: Ich persönlich glaube nicht, dass ich ein Problem habe, denn ich halte meine Lebensweise für völlig normal und ungefährlich. Wie jemand,

der ständig auf Speed ist und meint, dass er sich prächtig amüsiert, superproduktiv und allen anderen voraus ist. Dagegen sind dessen Freunde fest davon überzeugt, dass er sich selbst kaputt macht – sie sehen die Gefahr, in die er sich begibt, sie sehen, dass sich sein Gesundheitszustand verschlechtert. Und deshalb stecken sie ihn, auch wenn er sich mit Händen und Füßen dagegen wehrt, in eine Entzugsklinik, wo er so lange bleibt, bis er Einsicht zeigt. Nur bin ich nicht süchtig nach Speed, sondern danach, mich verrückt aufzuführen. Ich sehe die Welt ringsum aus irrationaler Perspektive, aus einer *verzerrten* Perspektive. Und Sie sollen als objektiver Beobachter fungieren, Doktor. Sollen sich Notizen machen und herausfinden, ob ich die Dinge angemessen oder durch den Nebel der Verrücktheit sehe.

Solange ich weiter meine Drogen nehme – soll heißen: meine Verrücktheiten auslebe –, behalten Sie mich hier. Sobald ich damit aufhöre, sobald ich die objektive Wahrheit der Realität akzeptiere, lassen Sie mich gehen. Und was dann? Bin ich dann ein Irrer auf dem Weg der Besserung? Soll ich mein Leben lang Wache schieben, damit der Sirengesang des Wahnsinns mich nicht verführt?«

Der Arzt fuhr sich mit den Händen durchs lange Haar und wackelte mit den Knien. »Ich nehme an, so könnte man es ausdrücken.«

»Dann sagen Sie mir, was der nächste Schritt ist. Wie kann ich am besten und am überzeugendsten beweisen, dass ich meine Weltanschauung geändert und meinen Überzeugungen abgeschworen habe?«

»Nun, an dieser Stelle hinkt der Vergleich. Es geht hier nicht um etwas, das eindeutig nachzuweisen ist. Bei unserer Diagnose beschränken wir uns nicht auf einen einzelnen Aspekt, sondern betrachten eine Vielzahl von Aspekten. Es gibt eine genau festgelegte medizinische Verfahrensweise für Ihre Beurteilung. Und unsere Beurteilung erfolgt auch nicht über Nacht. Sie wurden hier zwangseingeliefert, weil es Beweise dafür gibt, dass Sie Ihre Kollegen bedroht haben. Und zwar deshalb, weil Sie glaubten, diese Kollegen wollten Ihnen ans Leder.«

»Interessant. Können wir ein kleines Gedankenexperiment durchführen, Doktor? Angenommen, es gibt Kollegen, die Ihnen tatsächlich schaden wollen – so etwas ist ja zweifellos schon vorgekommen, nicht wahr? Diese Kollegen versuchen, Ihnen bei der Arbeit Knüppel zwischen die Beine zu werfen, weil Sie die Leute bei einem schrecklichen Verrat ertappt haben, und möchten Sie zum Schweigen bringen. Deshalb provozieren sie eine Reaktion von Ihnen und benutzen Ihr Verhalten als Vorwand für eine Zwangseinweisung in die Psychiatrie. Wie würden Sie als professioneller

Mediziner ein solches Szenario von einem anderen unterscheiden können, in dem der Patient tatsächlich paranoid ist und Wahnvorstellungen hat?«

Der Doktor wandte den Blick ab. »Durch unsere wissenschaftliche Verfahrensweise bekommen wir es heraus.«

»Verstehe.« Jetzt holte ich zum entscheidenden Schlag aus. »Ich verstehe. Wo kann ich nähere Informationen über diese wissenschaftliche Verfahrensweise einholen? Ich würde mich vor meiner Anhörung gern etwas eingehender damit befassen.«

»Tut mir leid, aber wir gewähren unseren Patienten keinen Einblick in medizinische Lehrbücher.«

»Warum nicht? Wie soll ich mich gegen einen Vorwurf verteidigen, wenn ich nicht weiß, nach welchen Maßstäben meine Verteidigung bewertet wird? Das finde ich wirklich nicht fair.«

Der Arzt stand auf, strich seinen Mantel glatt und drehte seine Dienstmarke so herum, dass das Foto nach außen zeigte. »Art, Sie sind nicht hier, um sich zu verteidigen. Sie sind hier, damit wir Sie uns ansehen und herausfinden können, was los ist. Falls Ihnen irgendjemand eine Falle gestellt hat, werden wir es schon merken ...«

»Wie ist Ihrer Erfahrung nach das prozentuale Verhältnis zwischen echten Paranoikern und Leuten, die hereingelegt worden sind?«

»Über solche Dinge führe ich keine Statistiken ...«

»Wie viele angebliche Paranoiker haben Sie bisher entlassen, weil deren Aussagen der Wahrheit entsprachen?«

»Da müsste ich meine Fallgeschichten durchgehen ...«

»Waren es mehr als zehn?«

»Nein, das glaube ich nicht ...«

»Mehr als fünf?«

»Art, ich glaube nicht, dass ...«

»Ist es überhaupt schon mal passiert, dass die Verdachtsmomente eines Paranoikers bestätigt wurden und er daraufhin entlassen wurde? Ist diese Beobachtungsphase nicht lediglich eine Formalität, die bei der Zwangseinweisung eingehalten werden muss? Kommen Sie schon, Doktor, ich will einfach nur wissen, wie meine Lage aussieht.«

»Wir stehen doch auf Ihrer Seite, Art. Wenn Sie es sich selbst leichter machen wollen, sollten Sie das einsehen. Die Krankenschwester bringt Ihnen in ein paar Minuten Ihr Mittagessen und Ihre Medikamente, danach dürfen Sie sich auf der Station frei bewegen. Dort können wir uns dann gern weiter unterhalten.«

»Doktor, es ist doch nur eine einfache Frage: Ist jemals jemand mit dem Verdacht auf paranoide Einbildungen in diese Anstalt eingeliefert und später wieder entlassen worden, weil er, wie sich

herausstellte, tatsächlich Opfer eines Komplotts war?«

»Art, es wäre nicht richtig, wenn ich mit Ihnen über die Fallgeschichten anderer Patienten diskutiere ...«

»Sie veröffentlichen doch sicher Fallstudien, nicht? Und bestimmt enthalten diese Fallstudien auch vertrauliche Informationen über Patienten, die allerdings durch Pseudonyme geschützt sind.«

»Darum geht es hier nicht ...«

»Um was geht es dann? Mir kommt's so vor, als würde ich hier am besten fahren, wenn ich Ihnen eingestehe, dass Fede und Linda keineswegs gegen mich intrigiert haben. Selbst wenn ich immer noch annehme, dass es der Wahrheit entspricht, selbst wenn es *wahr* ist. Stattdessen sollte ich wohl am besten einräumen, dass sie enge Freunde sind, die sich Sorgen um mich gemacht haben. Anders ausgedrückt: Wenn sie wirklich gegen mich intrigieren, muss ich an der falschen Annahme festhalten, dass dies nicht der Fall ist, nur um zu beweisen, dass ich keine Wahnvorstellungen habe.«

»Ich habe *Catch-22* auch gelesen, Art. Darum geht es hier zwar nicht, aber Ihre allgemeine Einstellung wird Ihnen hier drinnen sicher nicht helfen.« Der Arzt gab kurz etwas in sein Komset ein und tippte sich durch einige Menüs. Ich beugte mich vor und schaute auf das Display.

»Das sieht wie ein Rezept aus, Doktor.«

»Richtig. Ich verschreibe Ihnen ein mildes Beruhigungsmittel. Wir können Ihnen nicht helfen, solange Ihnen die innere Ruhe fehlt und Sie nicht bereit sind zuzuhören.«

»Ich bin doch völlig ruhig. Ich bin einfach nur anderer Meinung als Sie. Ich bin ein Mensch, der durch Diskussionen dazulernt. Das können Sie mir auch mit Medikamenten nicht austreiben.«

»Wir werden sehen.« Ehe ich etwas erwidern konnte, verließ der Arzt mein Zimmer.

Schließlich bekam ich die Erlaubnis, auf die Station zu gehen, bekleidet mit dem, was die Krankenschwestern *Tageskleidung* nennen – die Zivilklamotten, die ich im Hotel eingepackt hatte. Ein Krankenpfleger holte sie aus einem verschlossenen Schrank in meinem Zimmer. Die versammelten Verrückten schauten gerade Fernsehen für Bekloppte, starrten zum Fenster hinaus oder schaukelten hin und her, wobei sie herumzappelten und vor sich hin grummelten. Ich setzte mich neben eine eigentlich ganz hübsche Frau, deren langes, fettiges Haar in der Mitte so straff gescheitelt war, dass sich auf ihrem Schädel eine von Schuppen gesäumte Furche gebildet hatte. Sie war jung, vielleicht fünfundzwanzig, und schien mir von der ganzen Bande noch am klarsten im Kopf zu sein.

»Hallo«, begrüßte ich sie.

Sie lächelte schüchtern, dann kippte sie nach

vorn und kotzte geräuschvoll und ausgiebig auf den Boden, wobei sie die Knie abspreizte. Ich fuhr zurück und versuchte mir meinen Ekel nicht anmerken zu lassen. Gleich darauf eilte eine Krankenschwester herbei und hielt einen Plastikeimer unter den Strom von Kotze, der ihr immer noch aus dem Mund schoss, während ihr flacher Brustkorb von Beben erschüttert wurde.

»Hier, Sarah, hier hinein«, sagte die Schwester leicht verärgert.

»Kann ich irgendwie helfen?«, fragte ich blöderweise.

Sie sah mich scharf an. »Art, stimmt's? Warum sind Sie nicht in der Gruppentherapie? Es ist schon nach eins!«

»Gruppentherapie?«

»Die Gruppe sitzt dort drüben, in der Ecke.« Sie deutete auf mehrere ausgesessene Sofas, die unter einem der vergitterten Fenster standen. »Sie sind spät dran. Die haben schon ohne Sie angefangen.«

Vier Personen hatten dort Platz genommen: zwei Frauen, ein kleiner Junge und ein Arzt in Zivil, den man an seinen Schuhen (er trug keine Pantoffeln) und seiner Dienstmarke (dem obligatorischen Namensschild am Trageband) erkennen konnte.

Zwar empfand ich solchen Widerwillen gegen diese »Gruppentherapie«, dass mein Herz heftig

klopfte, doch ich zog mich von dem immer noch kotzenden Mädchen zurück, ging zu der Sitzgruppe hinüber und blieb am Rande stehen. Der Arzt räusperte sich. »Liebe Gruppe, das ist Art. Schön, dass Sie's hierher geschafft haben, Art. Sie sind zwar ein bisschen spät dran, aber wir haben gerade erst angefangen, deshalb ist es nicht weiter schlimm. Das sind Lucy, Fatima und Manuel. Warum setzen Sie sich nicht?« Seine Stimme klang professionell glatt und herablassend.

Als ich mich auf ein grell orangefarbenes Sofa fallen ließ, stieg eine Staubwolke auf, in der sich die durch das Fenster dringenden Sonnenstrahlen fingen. Außerdem stank dieses Sofa nach alten Fürzen, Kotze und Desinfektionsmitteln, ein *parfum de asylum*, das meine Nase nach und nach gegen alle anderen Gerüche auf der Station immun machte. Ich faltete die Hände im Schoß und versuchte ein aufmerksames Gesicht zu machen.

»Also gut, Art. Alle in dieser Gruppe sind noch ziemlich neu hier, deshalb brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen, wenn Ihnen nicht gleich klar ist, wie wir die Sache angehen. Es gibt hier kein richtiges oder falsches Verhalten. Die einzigen Regeln sind, dass man niemanden beim Reden unterbrechen darf, und wenn man etwas kritisieren will, dann darf man nur den Gedanken kritisieren, nicht aber die Person, die ihn geäußert hat. Alles klar?«

»Ja, meinetwegen können wir gleich anfangen.«

»Na, das ist die richtige Einstellung«, sagte der Arzt betont herzlich. »Gut. Manuel hat uns gerade etwas über seine Freunde erzählt.«

»Das sind nicht meine Freunde«, entgegnete Manuel wütend. »Die sind doch schuld daran, dass ich hier bin. Ich hasse sie.«

»Fahr fort«, sagte der Arzt.

»Ich hab's Ihnen doch schon gestern erzählt! Tony und Musafir wollen mich aus dem Weg haben. Die können mit mir nicht mithalten, deshalb wollen sie mich aus dem Weg haben.«

»Wieso meinst du, dass sie mit dir nicht mithalten können?«

»Weil ich mehr drauf hab als sie – ich bin schlauer, hab die besseren Klamotten, bekomme die besseren Noten, schieße mehr Tore. Und die Mädchen mögen mich lieber. Deswegen haben die beiden was gegen mich.«

»Klar, du bist ja auch der Tollste überhaupt«, warf Lucy ein. Sie war etwa fünfzehn und außerordentlich dick. Beim Reden verzog sie die vollen Lippen zu einem höhnischen Grinsen.

»Lucy.« Der Arzt bedachte sie mit einem nachsichtigen, gönnerhaften Lächeln. »Das ist nicht cool, kapiert? Kritisiere den Gedanken, nicht die Person, und das auch nur, wenn du an der Reihe bist, ja?«

Lucy verdrehte die Augen so vielsagend, wie es nur Teenager können.

»Gut, Manuel, danke. Liebe Gruppe, habt ihr einen konstruktiven Vorschlag für Manuel?«

Eisernes Schweigen.

»Na gut! Manuel, manche von uns beherrschen dieses, andere jenes. Keiner ist auf jedem Gebiet ein Ass. Deine Freunde hassen dich nicht. Und wenn du gründlich darüber nachdenkst, wirst du bestimmt zu dem Ergebnis kommen, dass du sie auch nicht hasst. Haben sie dich nicht letztes Wochenende besucht? Erfolgreiche Menschen sind beliebt, und du bist keine Ausnahme. Wir reden morgen wieder darüber. Wie wär's, wenn du dich bis dahin an drei Gelegenheiten erinnerst, bei denen deine Freunde dir bewiesen haben, dass sie dich mögen? Morgen kannst du uns dann davon erzählen, ja?«

Manuel starrte aus dem Fenster.

»Also gut. – Und jetzt heiße ich Art nochmals herzlich in der Gruppe willkommen. Sagen Sie uns, warum Sie hier sind.«

»Ich bin zur Beobachtung hier. Am Ende der Woche findet eine Anhörung zur Beurteilung meines Geisteszustands statt.«

Lisa prustete los, Fatima kicherte.

Der Arzt beachtete sie nicht. »Erzählen Sie uns doch bitte auch, *warum* Sie Ihrer Meinung nach hier drinnen gelandet sind.«

»Wollen Sie die ganze Geschichte hören?«

»Alle Teile, die Sie für wichtig halten.«

»Es ist eine Stammesangelegenheit.«

»Verstehe.«

»Die Sache verhält sich folgendermaßen: Früher fand man Freunde, indem man sich unter den Menschen seiner unmittelbaren Umgebung diejenigen aussuchte, mit denen man am ehesten übereinstimmte. Wenn man Glück hatte, lebten in der Nachbarschaft genügend Leute, mit denen man sich verstand. Als es noch kein Radio, Fernsehen und all diese Dinge gab, entstanden solche Freundschaften viel leichter als heute. In der Regel war man durch seine Erziehung so in den örtlichen Gepflogenheiten verwurzelt, dass man nicht einmal auf den Gedanken kam, sie in Frage zu stellen. War man zufällig ein Genie oder ein Psychopath, konnte es natürlich passieren, dass man völlig neue Anschauungen entwickelte. Und dann konnte man mit ein bisschen Glück Gesinnungsgenossen um sich scharen. Oder man ging fort, wanderte beispielsweise nach Amerika aus, wo man eine kleine Kolonie von Gesinnungsgenossen gründen konnte. Doch das war eher die Ausnahme als die Regel. Meistens blieb den Leuten, die mit ihren Nachbarn nicht zurechtkamen, nichts anderes übrig, als bis zu ihrem Lebensende einsam und traurig herumzuhocken.«

»Sehr interessant«, unterbrach mich der Arzt

mit glatter Stimme, »aber eigentlich wollten Sie uns doch erzählen, wie Sie hier gelandet sind.«

»Genau«, warf Lucy ein. »Wir sind hier nicht im Geschichtsunterricht, das ist die Gruppentherapie. Komm zur Sache, Schätzchen.«

»Gleich. Ich muss ein bisschen weiter ausholen, damit ihr die Sache versteht. Also: Je leichter Ideen sich verbreiten können, desto größer die Chancen, anderswo eine Gruppe von Leuten zu finden, mit denen man zurechtkommt. Beispielsweise konnte man in der Zeit, in der mein Vater aufwuchs, als Schwuler in einer Großstadt leicht herausbekommen, wo andere Schwule verkehrten und dort hingehen. Und dann«, ich fuchtelte mit den Händen herum, »war man einfach ein Schwuler unter anderen Schwulen, stimmt's? Aber auf dem Land wussten die Leute vielleicht nicht einmal, dass es so was wie Homosexualität überhaupt gibt und hielten sie schlicht für pervers. Doch mit der Zeit machten die Schwulen in den Großstädten immer mehr Tamtam um ihre sexuellen Vorlieben. Und weil alle Neuigkeiten, die auf dem Land ankamen, aus den Großstädten stammten, drang auch diese Information bis in die Dörfer und Kleinstädte vor. Bald darauf zogen immer mehr Homosexuelle in die Großstädte und bildeten dort eine eigene Schwulenszene, denn hier galt das Schwulsein als völlig normal. Als die Neue Welt entstand und ihre Grenzen und Territorien absteckte, wuchsen die

Informationen zu einer wahren Flut an. Es gab Telegrafien, den Pony-Express, Tausende von kleinen Zeitungen, die mit Zügen, Straßenbahnen oder Dampfzügen quer durchs Land befördert wurden. Und es dauerte nicht lange, bis jedermann selbst in Europa oder Asien wusste, welche Art von Menschen wo zu finden war. Die Leute wanderten in Nordamerika ein und suchten sich ihren Wohnort danach aus, mit welchen Menschen sie zusammenleben wollten und welche Vorstellungen ihnen am meisten zusagten. Viele Entscheidungen waren religiös motiviert, aber das war nur die Oberfläche – darunter war alles eine Frage der Ästhetik. Man ließ sich irgendwo nieder, wo die Mädchen auf die Weise schön waren, wie es den eigenen Vorstellungen von Schönheit entsprach, wo das Essen nach Essen roch und nicht nach Abfall, wo die Läden Waren verkauften, die man kannte. Natürlich waren auch noch viele andere Faktoren mit im Spiel – Arbeitsmöglichkeiten, rassistische Gesetze, die Schwarze diskriminierten, was weiß ich. Aber der Sog von Menschen, die so sind wie man selbst, wirkt wie die Gravitation. Es gibt viele Dinge, die gegen die Schwerkraft arbeiten, aber am Ende gewinnt die Schwerkraft immer. Letztendlich finden stets die Leute zusammen, die einander am ähnlichsten sind.«

Allmählich geriet ich in Fahrt, in jenen Zustand, den große Sportler gelegentlich erreichen,

wenn sie genau wissen, wie sie den Schläger schwingen und wie sie ihre Füße aufsetzen müssen. Mir war klar, dass ich zu schwadronieren begann.

»Und jetzt machen wir einen großen Sprung ins Zeitalter der E-Mails. Langsam, aber sicher kommt es dazu, dass wir fast die gesamte Kommunikation über Netzwerke abwickeln. Warum in ein anderes Zimmer gehen, um einem Kollegen eine Frage zu stellen, wenn man ihm einfach eine E-Mail schicken kann? Man muss ihn nicht unterbrechen und kann die eigene Arbeit fortsetzen. Und wenn jemand sich nicht mehr an die Antwort seines Kollegen erinnert, kann er die Nachricht einfach nochmals öffnen und einen Blick darauf werfen. Es gibt viele Möglichkeiten, mit seinen Freunden über das Netzwerk zu interagieren: Wir können gemeinsam mit ihnen in Simulationen eintauchen und uns mit Spielen vergnügen, chatten, einander Bilder schicken, Codes, Musik, lustige Artikel, jede Menge Pornos ... Das ist erstklassige Interaktion! Klar, wenn man ständig hinter dem Schreibtisch hockt, anstatt bis zum Zimmer am anderen Ende des Ganges zu laufen, um den Kumpel zu fragen, wo er zu Mittag essen möchte, legt man jedes Jahr drei Pfund zu, aber das nimmt man gern in Kauf. Stellt euch jemanden vor, der einem Fisch auf dem Trockenen ähnelt, denn er wohnt in Arizona und ist sechzehn, während alle

Nachbarn mindestens fünfundachtzig Jahre auf dem Buckel haben. Allerdings kann der Junge über Fernsehen und Computer Milliarden von Kanälen empfangen. Das ganze gute Zeug – alles, was ihn anmacht – stammt von einer Clique supercooler Club-Kids, die im Süden Philadelphias wohnen. Sie produzieren coole Kunst, coole Musik, coole Klamotten. Er hat ihre Mailing-Listen gelesen und weiß daher, dass sie genau die Leute sind, die ihn zu schätzen wüssten. In früheren Zeiten hätte er seine Sachen gepackt, wäre quer durchs Land getrampt und hätte sich ihrer Gemeinschaft angeschlossen. Aber da er erst sechzehn ist, hat er vor einem solchen Schritt doch ziemliche Muffen. Aber warum überhaupt umziehen? Diese Kids in Philly leben ja praktisch online. Beim Mittagessen, vor der Schule und die ganze Nacht hindurch kommunizieren sie miteinander, reden dummes Zeug, schicken Fotos rum, chatten. Online ist man unter seinesgleichen. Man kann in die Diskussionen einsteigen, bei den Spielen mitmachen und sich mit einer Hand einen runterholen, während man mit einem scharfen Mädchen in einigen tausend Kilometern Entfernung chattet. Nur klappt das nicht so, wie der Junge möchte. Denn diese Kids chatten um sieben Uhr morgens, während sie sich für die Schule fertig machen. Sie chatten um fünf Uhr nachmittags, während sie an ihren Hausaufgaben sitzen. Ihre *Online-Nacht* endet um drei

Uhr früh. Aber all das ist *deren* Ortszeit, nicht die Zeit, nach der dieser Sechzehnjährige in Arizona lebt. Wenn er um sieben aufsteht, sind sie bereits in der Schule, denn dort ist es schon zehn. Also ändert er seine Schlafgewohnheiten, steht um vier Uhr früh auf, damit er mit seinen Freunden chatten kann. Geht um neun ins Bett, weil sie auch um diese Zeit – bei ihnen ist es Mitternacht – ins Bett gehen. Früher haben höchstens Börsenmakler, Journalisten und Fabrikarbeiter so gelebt, aber heute macht es jeder so, der nicht richtig in seine Umgebung passt. Die Genies und Wahnsinnigen, denen die örtlichen Gepflogenheiten zuwider sind. Sie wählen ihre Gefährten auf der Grundlage von Gemeinsamkeiten aus, nicht nach geographischen Gesichtspunkten, und passen ihren Tag- und Nachtrhythmus entsprechend an. Doch man muss auch gewisse Zugeständnisse an die örtlichen Gegebenheiten machen – zur selben Zeit wie alle anderen auf der Arbeit sein, zur Bank gehen, wenn Schalterzeiten sind, und einkaufen, wenn die Läden geöffnet haben. Am Ende schläft man kaum noch, macht mitten am Tag oder nach dem Abendessen heimliche Nickerchen und versucht, die biologischen Gebote mit den kulturellen in Einklang zu bringen. Unnötig zu erwähnen, dass einen das noch weiter von den Menschen zu Hause entfremdet und immer mehr in die Arme der Online-Freunde treibt. So entstehen die Stäm-

me. Überall auf der Welt gibt es Menschen, die eigentlich Geheimagenten einer anderen Zeitzone sind, die Welt anders als ihre Mitmenschen sehen, einem anderen *Zeitgeist* anhängen. Anders als bei herkömmlichen Volksstämmen kann man seine Zugehörigkeit ganz leicht wechseln, indem man den Wecker einfach auf eine andere Zeit einstellt. Wie bei allen Stämmen gilt die Loyalität der Mitglieder in erster Linie einander; alle, die nicht zum Stamm gehören, werden nur als halbe Menschen betrachtet. Das mag sich übertrieben anhören, aber darauf läuft es hinaus.

Stämme haben etwas Programmatisches, sie haben gemeinsame ideelle Grundlagen: eine bestimmte Ästhetik, eine bestimmte Ethik, gemeinsame Traditionen. Eine spezielle Art, die Dinge anzupacken. Und sie konkurrieren auch miteinander. Nicht alle basieren auf Zeitzonen. Manche Stämme befassen sich mit Strickarbeiten, sind Fans von Vampir-Romanen oder christlicher Rockmusik. Solche Stämme hat es schon immer gegeben und in den meisten Fällen sind sie kaum von irgendeiner Subkultur zu unterscheiden. Erst die Organisation auf Basis von Zeitzonen hat einen weltumspannenden Zusammenhalt einzelner Stämme vorangetrieben, der die Subkulturen der Strickfreunde oder Vampir-Fans weit in den Schatten stellt. Diese neuen Stämme verfolgen sowohl kommerzielle und gewerbliche als auch kulturelle

und kulinarische Interessen. Ein Stammesangehöriger speist vorzugsweise im Restaurant eines Stammesgenossen, beschäftigt in seinem Unternehmen vorzugsweise Stammesgenossen, benutzt vorzugsweise die Taxis seiner Stammesgenossen. Nicht aufgrund von Fremdenfeindlichkeit, sondern aufgrund seiner Liebe zum Vertrauten, zu seinem Stamm. Ich weiß, dass mein Stammesbruder sein Taxi auf eine Weise durch den Verkehr lenkt, die mir genehm ist, ob ich nun in San Francisco, Boston, London oder Kalkutta bin. Ich weiß, dass das Essen in einem Stammesrestaurant schmeckt; dass das Buch, das ein Stammesgenosse geschrieben hat, sich zu lesen lohnt; dass Produkte, die ich bei einem Stammesunternehmen bestelle, genau nach den Standards meines Stammes gefertigt werden. Aber wie ich schon sagte: Wenn man nicht vor Ort, nicht in der Zeitzone wohnt, in welcher der eigene Stamm angesiedelt ist, kommt der Schlafrhythmus ganz schön durcheinander. Man lebt so lange mit ständigem Schlafmangel, Chats und geheimen Aktivitäten, dass man bald nichts anderes mehr kennt. Doch mit der Zeit wird man ziemlich wunderlich und verhält sich zunehmend irrational. Ein Beispiel: Während man auf der Schnellstraße fährt, schließt man kurz die Augen. Schon projizieren sich Traumbilder auf das Innere der Augenlider und nehmen einen völlig in Anspruch. Das Schlaf-

bedürfnis setzt sich fast so heftig und gnadenlos durch wie die Gravitationskraft. Bei den Stämmen gibt's häufig Zoff, gegenseitiges Angiften, Abspaltungen. Oft sind sie genauso zersplittert wie eingeschlagene Windschutzscheiben. Stammesanthropologen haben die unglaublichen Geschichten der Aufspaltungen festgehalten, die sich seit dem ersten Auftauchen der Stämme vollzogen haben. Die meisten davon kann man im Netz abrufen und einsehen. Wir fallen einander immer wieder in den Rücken, und das allein wegen der Halluzinationen, die der ständige Schlafmangel bei uns auslöst. Und deswegen bin ich hier gelandet. Ich gehöre zum Stamm der Östlichen Zeitzone. Wir sind hauptsächlich rund um New York aktiv, haben aber auch Zweige an der Küste, in Boston, Toronto und Philadelphia. Darüber hinaus zählen viele Englischsprachige in Montreal zu uns und ein paar Möchtegerns im Norden des Bundesstaates New York, rund um Buffalo und Schenectady. Ich war für den Stamm in London tätig, habe dort Stammesziele verfolgt und dabei mit Stammesgenossen zusammengearbeitet. Na ja, eigentlich nur mit einem einzigen Stammesbruder und mit meiner Freundin, von der ich annahm, sie sei an keinen Stamm gebunden. Es stellte sich aber heraus, dass beide Doppelagenten sind. Sie haben sich an den Stamm der Pazifischen Zeitzone verkauft, an lahmarschige Angeber drüben in Los Angeles, aal-

glatte Business-Development-Typen in Silicon Valley, Pseudo-Hipster in San Fran-Schiss-Ko. Als ich drohte, sie auffliegen zu lassen, haben sie mich reingelegt und mit einer Zwangseinweisung in diese Klinik abgeschoben.«

Ich sah in die Runde, stolz darauf, dass ich gerade einen wirklich lustigen kleinen Exkurs über ein Thema beendet hatte, das mir lieb und teuer war. Konsterniert und verständnislos erwiderte der Arzt meinen Blick. Sein Gesicht wirkte genauso versteinert wie die in Fels gehauenen Köpfe der Nationalheiligen von Mount Rushmore.

»Junge, Junge!« Lucy verdrehte erneut die Augen. »Du brauchst dringend eine weitere Dosis Medikamente.«

»Mag sein, aber ich hab mir das nicht zusammengesponnen. Gibt's auf der Station ein Komset? Wir können's uns zusammen ansehen.«

»Ja, klar, *das* würde es natürlich beweisen. Wenn's im Netz steht, muss es stimmen.«

»Das hab ich ja gar nicht behauptet. Es gibt einige von Fachleuten verfasste Artikel über die Stämme. Auf der sozialwissenschaftlichen Site von CBC wurde dem Thema letztes Jahr eine Titelseite gewidmet.«

»Was du nicht sagst. Direkt neben den Videos über Plattfußindianer, wie?«

»Ich rede hier nicht über die Site von *Colosseum Body Care*, sondern über die der *Canadian Broad-*

casting Corporation, Lucy. Komm, wir schauen's uns an.«

Lucy tat so, als zöge sie ein Komset aus dem Ausschnitt, und tippte mit einem unsichtbaren Stift darauf herum. Gleich darauf setzte sie sich eine unsichtbare Brille auf die Nase und nickte wise. »Oh ja, stimmt, wirklich interessantes Material.«

Da mir klar wurde, dass ich mich mit einer Verrückten herumstritt, wandte ich mich an den Arzt. »Sie haben doch bestimmt schon etwas über die Stämme gelesen, nicht wahr?«

Der Arzt verhielt sich so, als hätte er mich nicht gehört. »Das ist wirklich faszinierend, Art. Danke, dass Sie uns davon erzählt haben. Aber jetzt habe ich eine Frage an Sie, über die Sie in Ruhe nachdenken sollten. Vielleicht können Sie uns diese Frage morgen beantworten. Auf welche Weise haben Ihnen Ihre Freunde – die Menschen, von denen Sie behaupten, sie hätten Sie hereingelegt – früher gezeigt, dass sie Achtung vor Ihnen haben und Sie mögen? Denken Sie gründlich darüber nach. Ich glaube, Sie werden überrascht sein, zu welchem Schluss Sie kommen.«

»Was soll das denn heißen?«

»Was ich gesagt habe, Art. Denken Sie gründlich über den Umgang nach, den Sie früher mit Ihren beiden Freunden hatten. Dann werden Sie nämlich erkennen, dass Ihre Freunde Sie wirklich mögen.«

»Haben Sie denn nicht gehört, was ich Sie gerade eben gefragt habe? Haben Sie schon mal was von den Stämmen gehört?«

»Selbstverständlich. Aber es geht hier nicht um die Stämme, Art. Es geht hier um Sie«, er warf einen Blick auf sein Komset, »und um Fede und Linda. Sie bedeuten den beiden sehr viel und derzeit machen sie sich große Sorgen um Ihr Wohlbefinden. Denken Sie einfach mal darüber nach. Und jetzt«, er schlug die Beine übereinander, »zu Ihnen, Fatima. Gestern haben Sie uns von Ihrer Mutter erzählt und ich habe Sie gebeten, darüber nachzudenken, was sie empfindet. Können Sie der Gruppe berichten, was Sie herausgefunden haben?«

Doch Fatima war bereits in ein pharmazeutisches Wunderland abgedriftet, starrte mit glasigen Augen ins Leere und ließ den Unterkiefer hängen. Manuel stieß sie zunächst mit den Zehenspitzen an, aber da sie nicht reagierte, holte er aus, um ihr einen Tritt gegen das Schienbein zu versetzen. Der Arzt fing den Tritt jedoch rechtzeitig ab, indem er Manuels Fuß festhielt. »Schon gut, kommen wir zu Lucy.«

Ich klinkte mich aus, als Lucy, vom Doktor ermuntert, zu einem ebenso wortreichen wie trivialem Bericht über ihre Essgewohnheiten ausholte. Erst jetzt erkannte ich das ganze Dilemma dieser Situation. Ich konnte daraus nicht als Sieger her-

vorgehen. Falls ich beteuerte, Fede und Linda seien meine Busenfreunde, würde man mich trotzdem für unzurechnungsfähig halten – denn welche zurechnungsfähige Person bedroht schon seine engsten Freunde? Falls ich jedoch an meiner Geschichte festhielt, würde man mich erst recht als unzurechnungsfähig einstufen und so mit Medikamenten vollstopfen, dass der auf die Psyche einwirkende Cocktail mich in einen Zombie verwandeln würde. In einen Zombie wie die arme kleine Fatima.

Und jetzt sitze ich auf dem Dach fest, wo's allmählich wirklich ungemütlich wird. Sitze fest, weil ich offiziell als unzurechnungsfähig gelte und mir keine Hoffnungen machen kann, in absehbarer Zeit aus der Klinik entlassen zu werden. Sitze fest, weil jeder weitere Moment, den ich in dieser Klapsmühle verbringe, den Hamstern in meinem Kopf zusätzliche Zeit verschafft, die Tretmühle zu bedienen. Mal gelangen dabei die Selbstvorwürfe wegen meiner Naivität nach oben, mal die Ängste.

Sobald man mich hier entdeckt, wird man mich mit Medikamenten zudröhnen, verabreicht von strengen, liebevollen und gründlich enttäuschten Ärzten. Es ist mir noch immer nicht gelungen, mir deren Namen zu merken, denn einer ist wie der andere. Sie tragen gutes Schuhwerk und Namensschilder, reden in beruhigendem Ton auf mich ein, geben in keinem Punkt nach und wissen meine

rhetorischen Fähigkeiten überhaupt nicht zu schätzen.

Ich sitze fest. Die hohen Blechschornsteine auf diesem Dach sind unregelmäßig verteilt. Nach welchem seltsamen Prinzip, könnte man wohl nur mit Hilfe von Bauzeichnungen, Blaupausen, Schaubildern der mechanischen Prozesse und der Architektur feststellen. Doch mit Sicherheit sind sie dazu da, möglichst effizient heiße Luft aus dem riesigen Ziegelklotz abzusaugen und ins Freie zu pumpen.

Ich gehe zu dem Kamin hinüber, der der Treppe am nächsten ist. Er ist mit Teer verankert; die Schürze ist mit einer Doppelreihe von Betonziegeln beschwert, in deren Löchern sich Spinnweben und kleine Pfützen Brackwasser angesammelt haben. Ich stecke die Hand in den ersten Stein und ziehe ihn von der Schürze herunter. Dann den nächsten. Und den übernächsten.

Jetzt steht der Schornstein ganz allein in der Mitte eines nutzlosen Steinrings aus Betonziegeln. Mein *Stonehenge*. Von meinen dreckverschmierten Fingern tropft Jauche. Ich wische mir die Hände am feinen Kies ab und reibe sie an meinen Boxershorts trocken, dann umarme ich den Schornstein und beuge mich vor. Langsam gibt er ein wenig nach und federt zurück. Gleich darauf versetze ich ihm einen festeren Stoß, lege diesmal mein ganzes Körpergewicht hinein, aber er rührt sich nicht

von der Stelle. Zu spät bemerke ich, dass ich auf der Schürze stehe und mich selbst zusammen mit dem Schornstein anzuheben versuche.

Also trete ich einen Schritt zurück, beuge mich weit vor und versuche es noch einmal. Es ist schwierig, aber ich mache Fortschritte, biege mich wie ein Zollstock, drücke und hole die Kraft aus den Beinen und Lendenwirbeln. Plötzlich spüre ich, wie mein Kreuzbein knackt. Mir ist klar, dass ich diese Aktion zutiefst bereuen werde, wenn ich mir den Rücken vollends verrenke, aber wenn ich nicht weiter(!) drücke(!), waren alle Mühen für die Katz.

Unversehens gibt der Schornstein nach; gleichzeitig schwingt die Schürze hoch und trifft mich am Knie, so dass ich ebenfalls nach vorn kippe und mir das Kinn an der Kaminhaube aufschlage. Einen Moment lang bleibe ich wie ein erschöpfter Liebhaber auf dem Schornstein liegen, kann mich nicht rühren und empfinde große Ehrfurcht vor der eigenen Dummheit. Schließlich treibt mich der Geruch von Blut wieder in die Senkrechte. Als ich vorsichtig mein Kinn betaste, spüre ich den ausgezackten Rand eines Schnittes, der von der Kinnspitze über den Kieferknochen bis fast zum Ohr reicht. Der Schnitt ist noch zu frisch, um zu schmerzen, aber er blutet heftig, und mir ist klar, dass er bald teuflisch brennen wird. Ich richte mich auf, knie mich hin und brülle los. Als mein Kinn noch weiter einreißt, brülle ich erst recht.

Meine Knie und Schienbeine sind von tiefen, parallel verlaufenden Schnitten durchzogen, außerdem mit Dreck und Schotter übersät. Das Aufstehen schmerzt so sehr, dass ich gleich wieder auf die Knie sacke. Als sich weitere Kieselsteine in die Schnitte bohren, heule ich erneut vor Schmerzen auf. Was dazu führt, dass die Wunde in meinem Gesicht noch schlimmer aufreißt und ich noch heftiger brülle. Klebrig vor Blut, lege ich mich schließlich in Embryohaltung auf die Seite, weine leise vor mich hin und suhle mich in Selbstmitleid. Dieses Selbstmitleid empfinde ich nicht nur wegen der Schnitte und Schrammen, wegen des Verrats meiner engsten Freunde oder der zu erwartenden Bestrafung. Ich weine um mich selbst. Weine, weil ich nun mal so bin, wie ich bin. Weine, weil ich die Klugheit immer über das eigene Wohlbefinden gestellt habe. Weine bei dem Gedanken, dass ich jetzt jederzeit anders entscheiden würde, hätte ich die Wahl: Ich würde das Glück der Klugheit vorziehen.

Immer bin ich so verdammt schlau gewesen, dass ich mir selbst damit geschadet habe.

Ich kapiere's einfach nicht«, sagte Fede.

Art versuchte, sich nicht anmerken zu lassen, wie genervt er war. »Es ist doch ganz einfach. Es ist wie ein Autoradio oder ein Funkgerät mit einer Vorspultaste. Du fährst auf der I-90 rum und dein Wagen tauscht automatisch Daten mit Fahrzeugen in der unmittelbaren Nähe aus. Er registriert den aktuellen Song, den sich jemand auf seiner Stereoanlage anhört, und lädt ihn als Stream herunter. Du hörst ihn dir an. Wenn du nicht die Vorspultaste drückst, holt sich dein Wagen alles, was er von dem Nachbarfahrzeug laden kann, die gesamte Musik in der Stereoanlage, und spielt sie kontinuierlich ab. Sobald dieser Pool ausgeschöpft ist, fragt er von deinem Peer die Liste seiner Peers ab – die Wagen, von denen er selbst Musik bekommt – und überprüft, ob sich einer davon in Reichweite befindet. Wenn ja, lädt er weitere Daten von dort herunter. Es ist so ähnlich, als würdest du ein Netzwerk des musikalischen Geschmacks durchforsten. Du durchsuchst den Verkehr automatisch und gezielt nach dem Wagen, dessen Besitzer deine Lieblingsmusik gesammelt hat.«

»Angenommen, ich mag deine Musik nicht und will dein Zeug nicht hören.«

»Auch gut. Dafür ist die Vorspultaste da. Damit springst du zu einem anderen Wagen und lädst einen Datenstrom von seiner Festplatte.« Fede wollte etwas sagen, doch Art streckte abwehrend die Hand hoch. »Und wenn du alle verfügbaren Wagen erschöpft hast, beginnt der Vorgang von vorn. Nur fragt das System diesmal seine Peers nach Dateien ab, die aus anderen Quellen stammen. Vielleicht gefallen dir die Songs nicht, die ich von Al runtergeladen habe, aber die Songs, die ich von Bennie habe, sind genau nach deinem Geschmack. Das Rückgrat des ganzen Systems sind die Piratenfahrer. Sie besitzen die größten Sammlungen auf der Schnellstraße und verfügen noch am ehesten über sorgfältig durchdachte Abspiellisten. Sie haben ganze Genre-Archive auf der Festplatte – beispielsweise die gesamte Geschichte des Blues, angefangen vom Bottleneck Blues. Deshalb unterstützen wir sie. Wenn du an einer Zahlstelle – einem Mauthäuschen – vorbeifährst, berechnen wir dir das Zeug, das du nicht mit der Vorspultaste übersprungen hast, also die Musik, die du dir angehört und behalten hast. Es sei denn, du hast mehr als 10.000 Titel geladen. Dann kostet es nichts. Ich weiß, es widerspricht dem gesunden Menschenverstand, aber sieh dir nur die Zahlen an.«

»Gut, gut. Ein Radio mit einer Vorspultaste. Ich glaube, ich hab's kapiert.«

»Aber?«

»Aber wer will so was benutzen? Es ist unvorhersehbar. Man hat keine Garantie, dass man die Songs bekommt, die man hören will.«

Art lächelte. »Genau!«

Fede forderte ihn mit einer Geste zum Weiterreden auf.

»Verstehst du denn nicht? Das ist es, was das Heroin zum Crack macht! Der Nervenkitzel der Jagd. Niemand hat Spaß daran, auf einer Nebenstraße, die kaum befahren ist, Stoff zu geben. Aber wenn man nach einem harten Arbeitstag auf die M-5 biegt und zwei Stunden lang mit 100 km/h fahren kann, ohne einmal aufs Bremspedal treten zu müssen, ist es so, als hätte Gott das Rote Meer für einen geteilt. Man hat das Gefühl, vorwärts zu kommen! Die meiste Zeit spielt die Stereoanlage im Wagen denselben Mist, den man immer hört, nur als Hintergrundmusik, aber manchmal, ah! Manchmal findet man eine Sahnestelle und bekommt die besten Songs, die man je gehört hat. Wenn man eine Ratte in einen Käfig mit einem Hebel steckt, der kein Futter hergibt, drückt sie den Hebel ein paar Mal und gibt dann auf. Wenn man es so einrichtet, dass bei Betätigung des Hebels stets Futter auftaucht, wird sie den Hebel immer drücken, wenn sie hungrig ist. Wenn er *nur*

manchmal Futter spendet, drückt sie so lange auf dem Hebel herum, bis sie das Bewusstsein verliert.«

»He, guter Vortrag.«

»Und?«

»Und es ist wirklich cool.« Fedes Blick verlor sich kurz in der Ferne. »Funk plus Vorspultaste. Das ist wirklich stark. Enorm. Super!« Er schnappte sich den Axtkopf aus dem Kästchen auf Arts Schreibtisch und vollführte unter lautem Geschrei einen kleinen Kriegstanz. Art verfolgte den Tanz von seinem ergonomischen Stuhl aus und schwenkte hin und her, während die Puffer an der Unterseite bei dem Versuch, seine diversen Knochen und Muskeln fest abzustützen, wie Vögelchen zwitscherten.

Da Arts Arbeitszimmer eher einem Modell im Dreifünftel-Maßstab als einem richtigen Büro glich, ein typisches Beispiel des in London bevorzugten Liliputaner-Stils, war der Tanz nicht ganz so eindrucksvoll, wie ihn Fede in einem Zimmer mit größeren Entfaltungsmöglichkeiten vielleicht hinbekommen hätte. »Der Plan gefällt dir also«, sagte Art, als Fede die Luft ausgegangen war.

»Gefällt mir, gefällt mir, gefällt mir!«

»Wunderbar.«

»Wunderbar.«

»Also ...«

»Ja?«

»Also, was machen wir jetzt damit? Soll ich einen offiziellen Vorschlag ausarbeiten und ihn nach Jersey schicken? Wie detailliert? Mit Skizzen? Codefragmenten? Soll ich das Interface und das Netzwerkmodell nachbauen?«

Fede hob eine Augenbraue. »Wovon redest du?«

»Ist doch klar, wir schicken's nach Jersey, sie reichen den Vorschlag ein und holen sich den Vertrag, nicht? Das ist doch unsere Aufgabe, oder?«

»Nein, Art, das ist nicht unsere Aufgabe. Wir sollen nicht dafür sorgen, dass Jersey einen guten Vorschlag einreicht, sondern V/DT einen schlechten. Dein Konzept ist eine große Sache. Wenn wir es richtig aufziehen, weit größer als das I-90-Projekt. Wir können dieses System auf jeder verdammten Mautstraße der Welt etablieren! Jersey wird nichts dafür bezahlen – jedenfalls jetzt noch nicht –, aber irgendjemand sollte es tun.«

»Du willst ihnen das Konzept verkaufen?«

»Na ja, verkaufen will ich's schon. Aber an wen, ist eine andere Frage.«

Art fuchtelte verwirrt mit den Händen herum. »Das soll doch wohl ein Witz sein, nicht?«

Fede kauerte sich neben Art hin und sah ihm in die Augen. »Nein, Art, ich meine es todernst. Das ist eine große Sache, und für Projekte in dieser Größenordnung haben wir keinen Vertrag unterzeichnet. Wir beide, du und ich, können mit dieser Sache richtig Kohle machen. Aber nicht, indem wir

den denkfaulen Typen in Jersey dieses schlaue Konzept auf dem Silbertablett servieren und dann um einen Bonus betteln.«

»Von was redest du? Wer sollte sonst dafür bezahlen?«

»Da fragst du noch? V/DT zum Beispiel. Jeder, der an einem Angebot für die I-90, für TollPass, FastPass oder EuroPass arbeitet.«

»Aber wir können das doch nicht an *jeden* verkaufen, Fede!«

»Wieso nicht?«

»Himmel, wieso nicht? Wegen der Stämme.«

Fede lächelte ihn verschmitzt an. »Klar, wegen der Stämme.«

»Was soll das denn heißen?«

»Art, du weißt doch, dass dieser Kram zu vier Fünfteln Blödsinn ist, nicht? Es ist nur ein Spiel. Wenn es um dein persönliches Wohlbefinden geht, kannst du dich nicht auf Zeitzonen verlassen. Weißt du, das hier ist eher ein Job als eine Berufung.«

Art zuckte zusammen und lief im Gesicht rot an. »Viele von uns nehmen diesen Kram aber ernst, Fede. Es ist nicht bloß irgendein Psychospielchen. Bedeutet dir Loyalität denn gar nichts?«

Fede lachte fies. »Loyalität! Wenn du all das aus Loyalität machst, warum kassierst du dann einen Gehaltsscheck? Hör mal, ich hätte auch nichts dagegen, wenn wir dieses Konzept nach Jersey

schicken. Die Leute sind ja ganz anständig und im Laufe der Jahre habe ich bei denen gut abkassiert, aber für diese Sache haben sie nicht bezahlt. Sie würden uns ja auch keinen Freifahrtschein geben, warum also sollten wir ihnen einen schenken? Ich will damit sagen: Natürlich können wir das Konzept Jersey anbieten, aber sie müssen dafür auf dem freien Markt auch ihrerseits ein Angebot machen. Ich möchte sie ja gar nicht übers Ohr hauen. Ich will nur einen fairen Marktpreis für unsere Waren.«

»Willst du damit sagen, dass du niemandem gegenüber eine grundsätzliche Loyalität empfindest, Fede?«

»Genau das will ich damit sagen.«

»Und du meinst, dass ich ein Trottel bin, wenn ich Loyalität über persönlichen Gewinn stelle – denn so dumm ist ja sonst keiner, nicht?«

»Genau.«

»Wie ist diese Idee dann überhaupt zu *unserer Idee* geworden, Fede? Eigentlich hatte ich sie doch.«

Fedes fieses Grinsen verschwand. »Es gibt solche und solche Loyalität.«

»Aha.«

»Nein, wirklich. Wir beide sind ein Team. Ich verlass mich auf dich, du verlässt dich auf mich. Unsere Loyalität bezieht sich auf etwas Konkretes – auf uns beide. Dagegen ist der Stamm der Östlichen Zeitzone eine Abstraktion. Es zählen

sehr viele Leute dazu, und die meisten mögen wir beide nicht einmal. Er ist nett und nützlich, aber man darf Institutionen nicht vertrauen – sonst landet man beim Nazismus.«

»Und Patriotismus.«

»Blindem Patriotismus.«

»Und eine Alternative gibt es nicht? Nur den Hurratriotismus? Loyalität darf man nur gegenüber seinem engen Freundeskreis empfinden, andernfalls ist man ein verblendeter Trottel?«

»Nein, das hab ich nicht gesagt.«

»Aber wo hört begründete Loyalität auf und wo fängt blinder Patriotismus an? Wenn ich über die Loyalität zum Stamm rede, reagierst du herablassend. Und V/DT oder den Leuten in Jersey gegenüber verhältst du dich ganz gewiss nicht loyal. Empfindest du überhaupt für irgendetwas oder irgendwen Loyalität, wenn's nicht gerade um deinen eigenen Bauchnabel geht?«

»Ja, der Menschheit gegenüber, zum Beispiel.«

»Ach ja? Und was ist das, wenn's drauf ankommt?«

»Hä?«

»Wie drückt man Loyalität gegenüber etwas so Großem und Abstraktem wie der ›Menschheit‹ aus?«

»Ich würde sagen, das ist eine Frage der Moral, nicht? Indem man nichts tut, was die Welt vergiftet. Indem man Steuern zahlt. Bettlern Klein-

geld gibt. Wohlfahrtseinrichtungen Geld spendet.«
Fede trommelte mit den Fingern auf seinen Oberschenkeln herum. »Indem man nicht mordet oder vergewaltigt. Du weißt schon, was ich meine. Indem man ein anständiger Mensch ist, ein Mensch mit Moral.«

»Gut, das ist ein schöner Verhaltenscodex. Ich bin auch gegen Mord und Vergewaltigung. Und nicht bloß, weil es falsch ist, sondern weil ich in einer Welt, in der Mord und Vergewaltigung soziale Normen sind, nicht leben kann.«

»Genau.«

»Das ist der Zweck von Moral und Loyalität, nicht? Soziale Normen zu schaffen, die eine Welt hervorbringen, in der man leben kann.«

»Genau! Und das ist der Grund, warum persönliche Loyalität so wichtig ist.«

Art lächelte. Die Falle war gelegt und zugeschnappt. »Gut. Loyalität einer Institution gegenüber – also solche, die sich auf einen Stamm oder eine Nation bezieht – ist demnach keine wichtige soziale Norm. Wenn's nach dir ginge, könnten wir auf jede Vortäuschung von Loyalität Institutionen gegenüber verzichten.« Art senkte die Stimme. »Demnach kann man ruhig für die Jungs in Jersey arbeiten und Virgin/Deutsche Telekom sabotieren, sofern die Jungs bereit sind, einen dafür zu bezahlen. Es hat nichts mit Stammesloyalität zu tun. Es ist nur ein Job.«

Fede schien sich nicht ganz wohl zu fühlen. Vermutlich ahnte er schon, dass ich ihn verbal gleich in den Schwitzkasten nehmen würde. Er nickte vorsichtig.

»Was bedeutet, dass die Jungs in Jersey auch keinen Grund haben, sich dir gegenüber loyal zu verhalten. Auch für sie ist es nur ein Job. Wenn sie also eine Gelegenheit hätten, sich einen Vorteil zu verschaffen, indem sie dich austricksen und wie eine Witzfigur behandeln, nun, dann können sie's doch einfach tun, stimmt's?«

»Äh ...«

»Mach dir keine Sorgen, es ist eine rein rhetorische Frage. Angenommen, die Jungs in Jersey tricksen dich aus. Dann musst du die Suppe für sie auslöffeln und sie sind fein raus. Wenn es in diesem Fall keine wechselseitige Loyalität gibt, könnte die Sache für dich genauso ausgehen, nicht wahr? Und genau das ist die soziale Norm, die du anstrebst.«

»Nein, natürlich nicht.«

»Nein, natürlich nicht. Du wünschst dir eine soziale Norm, die es dem Individuum erlaubt, sich gegenüber dem Kollektiv illoyal zu verhalten, aber nicht umgekehrt.«

»Kann sein.«

»Kann sein, aber Loyalität ist keine Einbahnstraße. Du kannst von irgendeiner Institution keine Loyalität erwarten, wenn du dich ihr gegenüber illoyal verhältst.«

»Mag sein.«

»Du weißt es. Ich weiß es. Die Loyalität Institutionen gegenüber dient ebenso den eigenen Interessen wie die Loyalität, die man einzelnen Menschen entgegenbringt. Der Stamm sorgt für mich, ich Sorge für den Stamm. Wir werden mit den Jungs in Jersey eine separate Bezahlung für dieses Konzept aushandeln – schließlich sprengt es den Rahmen der Arbeit, für die wir bezahlt werden –, und dann teilen wir uns das Geld, jeder bekommt die Hälfte. Wir werden mit Jersey auch die Zahlung weiterer Tantiemen vereinbaren, denn dieses Konzept ist ja nicht nur auf die I-90 anwendbar, sondern lässt sich noch weiter verkaufen, wie du ganz richtig gesagt hast. Die Idee ist wirklich gut und originell, also wird sie sich auch auszahlen. In Ordnung?«

»Fragst du mich tatsächlich nach meiner Meinung oder teilst du mir nur eine beschlossene Sache mit?«

»Ich frage dich. Bei dieser Sache müssen wir Hand in Hand arbeiten. Ich muss mir einen Vorwand ausdenken, um in die Staaten zu fliegen, ihnen das Konzept erklären und die Entwicklung eines ersten Modells überwachen. Du musst hier bei V/DT die Stellung halten und dafür sorgen, dass mir niemand dazwischenfunkelt. Und wenn du diese Idee anderswo verkaufen willst, nun, dann bist du auf meine Kooperation angewiesen, zu-

mindest auf mein Schweigen. Denn wenn ich V/DT darüber unterrichte, werden sie dich wegen Industriespionage einlochen lassen. Also sind wir aufeinander angewiesen.«

Art stand auf und sah auf Fede hinunter, der gut zehn Zentimeter kleiner war als er, blickte auf Fedes Oberlippe, an der sich Schweiß gesammelt hatte, und auf dessen gerunzelte Stirn. »Wir sind ein gutes Team, Fede. Ich will eine solche Gelegenheit nicht zum Teufel gehen lassen, aber ich will sie auch nicht auf Kosten meiner Moral nutzen. Bist du einverstanden, dass wir in dieser Angelegenheit zusammenarbeiten, und traust du mir zu, die Sache richtig anzupacken?«

Fede blickte auf. »Ja«, sagte er. Als Art später noch einmal darüber nachdachte, hatte er den Eindruck, dieses *ja* sei allzu schnell gekommen, doch in diesem Moment war er lediglich erleichtert darüber, dass Fede einverstanden schien. »Selbstverständlich«, bekräftigte Fede. »Genauso machen wir's.«

»Wunderbar. Dann machen wir uns am besten gleich an die Arbeit.«

Sie teilten sich die Arbeit wie üblich auf: Art konzipierte mehrere Pläne, die den jeweiligen Nutzen für die Konsumenten aufzeigten, teilte jeden Plan in Schritte der Umsetzung auf und entwickelte danach Verfahrensweisen für Benutzertests, die prüfen sollten, was sich in der Praxis am besten

bewährte. Fede arbeitete an der Logistik, berechnete die Kosten der Flugtickets, veranschlagte die nötige Arbeitszeit und das einzuplanende Budget und skizzierte Schaubilder, die die Entscheidungspfade darstellten. Getrennt voneinander arbeiteten sie Seite an Seite, benutzten aber die bewährten Instrumente der Zusammenarbeit, die Art schon seit frühester Jugend kannte. Diese Instrumente erlaubten es, die von Art und Fede separat erstellten Komponenten in eine übergreifende Projektstruktur einzufügen, Zeitpläne und Abwicklung optimal aufeinander abzustimmen und notfalls Ausweichmöglichkeiten zu finden. Während sie einander routiniert zuarbeiteten, waren sie so in ihre jeweiligen Eingaben vertieft, dass einer die Gegenwart des anderen im Zimmer kaum bemerkte. *Genau das, dachte Art, ist typisch für einen Stammesangehörigen. Es ist eine Norm, eine Vorgehensweise, eine Lebensweise, die nicht zwischen Kommunikation von Angesicht zu Angesicht und Kommunikation über große Entfernungen hinweg unterscheidet.* Aus diesen Gedanken riss ihn der Anruf der Empfangsdame, die ihm über Komset mitteilte, eine gewisse Linderrr (diese bekloppten Engländer mit ihrer noch bekloppteren Aussprache!) wolle ihn sprechen.

»Linderrr?«, fragte Fede, der mitgehört hatte, und zog eine Augenbraue hoch.

»Ich hab sie mit dem Wagen angefahren.«.

»Aha. Wie gerissen.«

Art winkte ungeduldig ab und ging ins Foyer hinüber, um Linda abzuholen. Die Empfangsdame vergeudete ungern Zeit mit privaten Besuchern, und Linda, in Trainingshose und Kapuzenpulli, war ganz offensichtlich nicht zu einem Geschäftstermin hier. Deshalb starrte die Empfangsdame ihn finster an, als er ins Foyer eilte und Linda eine Hand entgegenstreckte. Linda legte sich seine Hand auf die Schultern, tätschelte seinen Hintern, drückte ihre Hüfte gegen seine und schob ihm die Zunge ins Ohr. »Du hast mir gefehlt«, hauchte sie ihm direkt in die Ohrmuschel. Er zuckte zusammen. »Und ich trage heute kein Höschen«, fuhr sie so laut fort, dass die Empfangsdame es nicht überhören konnte. Art spürte, wie ihm Gesicht, Hals und Ohren rot anliefen.

Verdammt noch mal, wieso dachte er in diesem Augenblick nur an die blöde Empfangsdame? »Linda«, sagte er und ging auf Abstand. *Stell sie vor, dachte er. Stell sie einander vor, dann wird's nicht ganz so peinlich. Die Engländer können peinliche Situationen nicht ausstehen.* »Linda, darf ich dir ...« Weiter kam er nicht, denn in diesem Moment fiel ihm ein, dass er gar nicht wusste, wie die Empfangsdame hieß.

Ihr grellroter Schopf, zu einem kurzen Bubikopf geschnitten, war so mit Haarlack überzogen, dass er an einen glasierten Zuckerapfel denken musste. Während sie ihn finster musterte, kniff sie die überaus dramatisch umrandeten Augen zusam-

men. Sie sah aus, als wäre sie einem Kubrick-Film entsprungen.

»Ich heiße Tonaishah«, fauchte sie. Vielleicht hatte sie aber auch Tanya Iseah oder Taneesha gesagt. Er war genauso schlau wie zuvor.

»Und das ist Linda«, erklärte er mit dünner Stimme. »Wir gehen heute Abend aus.«

»Und werden bestimmt einen Mordspaß miteinander haben, nicht?«, fragte Tonaishah.

»Ganz bestimmt.«

»Na denn.«

Art eilte zur Tür, griff erst an der Klinke vorbei, bekam sie dann doch noch zu fassen, packte Lindas Hand und zog sie auf den Gang.

»Ich bin heute ein bisschen geil«, raunte sie ihm direkt ins Ohr. »'tschuldigung.« Sie kicherte.

»Ich muss dir erst noch jemanden vorstellen.« Er langte nach unten und rückte seine Hose zurecht, damit niemand seine Latte bemerkte.

»Was, gleich hier in deinem Büro?« Linda legte ihre Hände auf seine, die noch am Schritt fummelten.

»Jemanden mit zwei Augenschlitzen.« Er schob ihre Hand höher hinauf, auf seine Hüfte.

»Oh, was für eine Enttäuschung.«

»Ich mein's ernst. Ich möchte, dass du meinen Freund Fede kennenlernst. Ich glaube, ihr zwei werdet euch wirklich gut verstehen.«

»Halt mal. Ist das nicht ein schwerwiegender

Schritt? Mir deine Freunde vorzustellen? Sind wir denn schon so weit? Ist es schon so ernst mit uns beiden?»

»Ich denke schon.« Art schlang ihr einen Arm um die Schulter und legte die Fingerspitzen auf ihren Brustansatz, doch sie duckte sich unter seinem Arm weg und blieb wie angewurzelt stehen. »Also, da bin ich anderer Meinung. Hab ich denn kein Wörtchen mitzureden?»

»Wobei?»

»Bei der Frage, ob die Zeit schon reif ist, deine Freunde kennenzulernen. Werde ich gar nicht gefragt?»

»Linda, ich will dich doch nur mit einem Kollegen bekanntmachen, ehe wir ausgehen. Er sitzt in meinem Büro – und ich muss dort sowieso noch meine Jacke holen.«

»Moment mal, ist er ein Freund oder ein Kollege?»

»Er ist ein Freund, mit dem ich zusammenarbeite. Komm schon, was ist denn schon dabei?»

»Also, erst überfällst du mich damit, dann erzählst du mir eine andere Geschichte und behauptest, er sei nur ein Kollege, und plötzlich ist er wieder ein Freund. Ich will nicht, dass du mich deinen Freunden einfach so vorführst. Wenn wir uns mit deinen Freunden treffen, will ich mich entsprechend anziehen und schminken. Das hier ist einfach nicht fair.«

»Linda ...«

»Nein, scheiß drauf! Ich bin nicht hier, um deine Freunde kennenzulernen. Ich bin durch die ganze Stadt gefahren, um dich in deinem Büro abzuholen, weil du nach der Arbeit in deine Wohnung gehen wolltest, und jetzt treibst du solche miesen Spielchen mit mir?«

»Na gut. Dann bring ich dich eben zurück ins Foyer und du kannst bei Tonaishah warten, während ich meine Jacke hole.«

»Red nicht in diesem Ton mit mir!«

»Was soll das denn heißen? Mein Gott nochmal! Du kannst nicht einfach hier auf dem Gang warten, das verstößt gegen die Betriebsvorschriften. Du hast weder einen Dienstausweis noch einen Besucherausweis, also musst du mich entweder begleiten oder im Foyer warten. Es ist mir scheißegal, ob du Fede kennenlernst oder nicht.«

»Ich sag's nicht noch einmal, Art. Mäßige deinen Ton. Ich lass mich nicht gern anschreien.«

Art versuchte das Gespräch zu rekapitulieren, um herauszufinden, wieso sie einander inzwischen dermaßen anmotzten, doch es gelang ihm nicht. Verhielt Linda sich wirklich so bescheuert? Oder hatte er sie einfach falsch verstanden, vielleicht auch ohne böse Absicht provoziert?

»Noch mal von vorn.« Er griff nach ihren Händen. »Ich muss meine Jacke aus dem Büro holen. Du kannst mich begleiten, falls du möchtest, und

meinen Freund Fede kennenlernen. Wenn nicht, kannst du im Foyer warten, es dauert nicht lange.«

»Na gut, dann stell mich Fede vor. Ich hoffe nur, er hat nichts Besonderes erwartet, denn ich bin nicht richtig dafür angezogen.«

Er verkniff sich eine schnodderige Bemerkung. Nach all dem Theater wollte sie Fede jetzt doch noch kennenlernen? Warum, zum Teufel, hatten sie dann überhaupt miteinander gestritten? Wenigstens hatte er sich in diesem Streit durchgesetzt! Er nahm sie bei der Hand und führte sie zu seinem Büro. Hinter jeder offenen Tür, an der sie vorbeigingen, saß irgendein Erlebnis-Designer der V/DT, der so tat, als hätte er sie gar nicht bemerkt, obwohl dank der vertrackten Akustik in den Gebäuden des O'Malley-Komplexes vermutlich jeder den ganzen Streit mitbekommen hatte.

»Fede«, sagte Art steif. »Das ist Linda. Linda, das ist Fede.«

Fede stand auf und begrüßte Linda mit einem breiten, charmanten Grinsen. Fede mochte zwar etwas kurz geraten sein und an paranoiden Einbildungen leiden, aber er war fit und sehr gepflegt, bis hin zu dem adretten Schnauzbart. (Wenn man einen solchen Bart nicht jeden Morgen stutzt, sieht er aus wie eine verwesende Raupe.) Er trieb viel Sport, hatte eine schmale Taille, einen Waschbrettbauch und trug gern enge Hemden, die seinen durchtrainierten Körper betonten und ihn da-

mit zu einer Ausnahmeerscheinung unter den schwabbeligen Maus-Akrobaten der Geschäftswelt machten. Art hatte nie viel darüber nachgedacht, aber jetzt, als er mit Fede und Linda in seinem winzigen Büro stand, Fedes Rasierwasserdüfte (*Lilac-Vegetal*) und den Neuwagen-Geruch von Lindas Shampoo einatmete, fühlte er sich ungepflegt und fett um den Bauch.

»Ah.« Fede griff nach Lindas Hand. »Die Dame, die du angefahren hast. Ist mir ein Vergnügen. Sieht so aus, als hätten Sie sich gut erholt.«

Linda lächelte und gab ihm ein Küsschen auf die Wange. Als sie den Kopf wieder zurückzog, verfangen sich Strähnen ihres kinnlangen Haars wie Spinnweben in seinem Schnurrbart.

»War ja nicht viel schlimmer als ein Knutschfleck«, erwiderte sie. »Kein dauerhafter Schaden.«

»Fede stammt aus New York«, erklärte Art. »Die Jungs aus den Kolonien sind im Büro gern unter sich. Und Linda kommt aus Los Angeles.«

»Gibt's denn überhaupt noch Engländer in London?« Linda zog die Nase kraus.

»Ja, zum Beispiel Tonaishah.«

»Wer ist das denn?«, fragte Fede.

»Die Dame am Empfang«, sagte Linda. »Keine besonders nette Person.«

»Die mit den komischen Augen?« Fede ließ die Finger um die Schläfen kreisen, um das übertriebene Augen-Make-up anzudeuten.

»Genau die.«

»Ziemliche Pfuscharbeit«, bemerkte Fede. »Ich hab ihr noch nie getraut.«

»Sie sind doch bestimmt keiner dieser komischen Typen, die sich mit den Erfahrungen von Benutzern befassen, oder?«, fragte Linda, musterte Fede von oben bis unten und verpasste Art einen freundschaftlichen Rippenstoß.

»Wer, ich? Ach was. Ich bin Unternehmensberater. Ich arbeite hauptsächlich in Chelsea, aber wenn's mich in die Niederungen Piccadillys verschlägt, nehme ich immer gern Arts Büro in Beschlag. Für einen Online-Spinner ist er gar nicht so übel.«

»Keineswegs übel.« Linda legte Art einen Arm um die Hüfte und hakte die Finger unter seinen Hosenbund. »Wolltest du nicht deine Jacke holen, Schatz?«

Arts Jacke hing innen an der Bürotür. Um sie vom Haken zu nehmen, musste er sich eng an Linda drücken und die Tür zuziehen. Er spürte ihre weichen Brüste an seinem Oberkörper, während ihr Atem sein Ohr kitzelte. Der Streit im Gang war längst vergessen.

»Na gut.« Ebenso erregt wie nervös warf Art sich die Jacke mit einem Finger über die Schulter. »Dann nichts wie los.«

»War nett, Sie kennenzulernen, Fede.« Linda gab ihm zum Abschied die Hand.

»Danke gleichfalls.«

>>>>>>>>>>>>> 15

Es folgte wilder Sex.

vor, um einen Knutschfleck zu küssen, den er auf ihrer Schulter hinterlassen hatte.

In diesem Moment machte sein Rücken *knack*.

Irgendwo unten im Lendenbereich, knapp über dem Steißbein, war ein tiefes, gnadenloses Knacken zu hören, genauso unheilverkündend wie das Schnappen eines Revolverabzugs. Als er die Stelle berührte, fühlte sich alles ganz normal an, also ließ er sich vorsichtig zurücksinken. Doch auf halbem Weg verkrampfte sich unversehens die ganze untere Rückenpartie; jemand schien ihm glühende Nadeln in die Beine und Weichteile zu stechen.

Er krümmte sich zusammen und *bellte* vor Schmerz. Er hatte gar nicht gewusst, dass er derart tierische Laute von sich geben konnte. Die schnelle Entleerung seiner Lungen verstärkte den Krampf nur noch, so dass er zu wimmern begann. Schlaftrunken machte Linda ein Auge auf und legte ihm die Hand auf die Schulter. »Was ist los, Schatz?«

Er versuchte sich gerade hinzulegen und eine Position zu finden, in der er den schrecklichen, erbarmungslosen Schmerz wenigstens nicht ununterbrochen spürte. Jede Bewegung war eine Qual, doch schließlich ließ der Schmerz nach. Er lag so da, dass er von oben wie eine Brezel aussehen musste: die Knie angezogen, den Körper zur linken, den Kopf zur rechten Seite gedreht. Er wagte

sich nicht zu rühren, weil er fürchtete, der Schmerz werde sonst wiederkehren.

»Mein Rücken«, keuchte er.

»Was ist mit deinem Rücken?«

»Ich ... ich hab mir was ausgerenkt. Ist mir seit Jahren nicht mehr passiert. Ich brauche einen Eisbeutel, ja? Im Arzneischränk sind auch ein paar Kopfschmerztabletten. Drei davon.«

»Im Ernst?«

»Hör mal, ich würde sie mir ja gern selber holen, aber ich kann mich nicht einmal aufsetzen, gehen schon gar nicht. Ich muss die Stelle kühlen, bevor sich alles entzündet.«

»Wie ist das passiert?«

»So was passiert manchmal einfach. Tai-Chi hilft. Bitte, ich brauche Eis.«

Eine halbe Stunde später hatte er sich vorsichtig so ausgestreckt, dass er mit angezogenen Knien und geraden Hüften dalag. In der Hoffnung, der Krampf werde sich auf diese Weise lösen, atmete er regelmäßig tief durch.

»Was jetzt? Soll ich einen Arzt holen?«

»Er würde mir nur irgendein Schmerzmittel geben und mir sagen, dass ich abnehmen soll. Wahrscheinlich werde ich mich eine Woche damit herumschlagen. Scheiße. Fede wird mich umbringen, ich soll Freitag nämlich eigentlich nach Boston fliegen.«

»Nach Boston? Wozu? Und für wie lange?«

Art grub die Fäuste ins Bettlaken. Er hatte ihr noch gar nicht von Boston erzählen wollen – er und Fede mussten sich erst noch eine Tarngeschichte ausdenken. »Wegen Besprechungen. Nur für zwei oder drei Tage. Ich wollte auch ein bisschen Freizeit einplanen und meine Familie besuchen. Elender Mist. Gibst du mir bitte mal mein Komset?«

»Willst du jetzt etwa arbeiten?«

»Ich werde Fede eine Nachricht schicken und ein Muskelrelaxans bestellen. Am Bahnhof Paddington gibt's eine Apotheke, die rund um die Uhr geöffnet ist und auch ausliefert.«

»Ich mach das schon, leg du dich hin.«

Und so fing es an. Schlimm genug, wenn man sich nicht rühren kann, hilflos und schwach ist wie ein neugeborenes Kätzchen. Aber noch viel schlimmer ist es, auf Gedeih und Verderb einem anderen Menschen ausgeliefert zu sein und jedes Mal begründen zu müssen, warum man das Komset benutzen oder durch die Wohnung krabbeln will. Lieber Gott! »Reich mir bitte einfach mein Komset. Es geht schneller, wenn ich's selber mache, als ich wenn ich's dir erkläre.«

Nach sechsunddreißig Stunden war er so weit, dass er am liebsten jedem, der mit ihm zu kommunizieren versuchte, den Hals umgedreht hätte. Er hatte Linda aus der Wohnung gescheucht, war auf dem Fußboden zur Küche gerobbt und hatte

sich aus Kissen und Sofapolstern mühsam ein Nest gebaut, das nur wenige Schritte vom Kühl-schrank, von den Schmerzmitteln und der Toilette entfernt war. Seine Vermieterin – eine unfreundliche Chinesin, die früher in Hongkong nach eigenen Angaben in Reichtümern geschwelgt hatte und sich mit ihrem sozialen Abstieg hier nicht abfinden konnte – war wenigstens so nett, mit ihrer Unterschrift den Erhalt der Lebensmittel zu bestätigen, die er sich von verschiedenen Einzelhändlern in London kommen ließ.

Er zog sich auch noch eine schlimme Verzer- rung in Hals und Schultern zu, weil er auf dem Rücken liegend arbeitete und dabei das Komset über den Kopf hielt. Die Schmerzmittel machten seine Arme schwer und grummelten in seinen Eingeweiden. Mindestens zweimal pro Stunde wälzte er sich herum, um eine angenehmere Hal- tung zu finden, und vergaß dabei die empfind- lichen Stellen am Rücken. Jedes Mal kreischte er genauso auf wie seine lädierten Nerven.

Nach zwei Tagen war er nur noch ein Schatten seiner selbst, ein verlottertes, unrasiertes Wesen, das in der winzigen Küche hauste. Sein Nest war grau von Schweiß und völlig versifft, weil er mit den Fertig-Currys herumgekleckert hatte. Er vermutete, dass er viel zu viele Medikamente schluckte, denn er vergaß immer wieder, ob er sei- ne Tabletten schon genommen hatte, und warf

dann sicherheitshalber eine weitere Dosis ein. In einem seiner wacheren Momente erkannte er, dass es ein ewiger Teufelskreis war: Je mehr Tabletten er schluckte, desto schlechter konnte er beurteilen, ob er seine Tabletten bereits genommen hatte, also schluckte er noch mehr. Er grübelte ziellos über dieses Problem nach, dachte an eine Tablettendose mit Zeitschaltuhr, die sich in Gang setzte, wenn man den Deckel aufmachte, und ein Warnsignal ertönen ließ, sobald man den Deckel vor Ablauf der eingestellten Zeitspanne erneut öffnete. Als er nach seinem Komset suchte, weil er sich ein paar Notizen machen wollte, fand er es schließlich unter seinen Knöcheln. Die Batterien waren leer und es klebte vor Schweiß. Seit mindestens einem Jahrzehnt hatte er sein Komset nicht mehr leerlaufen lassen.

Am vierten Tag ließ seine Wirtin Linda ins Haus, während er unruhig schlief, ein Kissen über dem Gesicht, weil das Licht vom Fenster ihn blendete. Gestern – oder war es vorgestern gewesen? – hatte er die Vorhänge zuzuziehen versucht, aber aufgegeben, denn als er sich an der Fensterbank hochziehen wollte, waren ihm die Schmerzen so durch den Körper geschossen, dass er zusammengesackt war. Linda kauerte sich neben seinem Kopf nieder und streichelte sein fettiges Haar, bis er mit einer Halsbewegung das Kissen vom Gesicht schleuderte. Mit zusammengekniffenen Au-

gen musterte er sie: Dieses unglaublich frische, unversehrte Wesen passte überhaupt nicht in seine eigene Welt, die Welt eingeschränkter Bewegungsfreiheit.

»Art. Art. Art. Art! Du siehst ja furchtbar aus, Art! Mein Gott, warum liegst du nicht im Bett?«

»Zu weit weg.«

»Was würde deine Großmutter dazu sagen? Du meine Güte! Mach schon, ich helf dir auf und bring dich ins Bett. Und dann werde ich einen Arzt und einen Masseur kommen lassen. Außerdem brauchst du ein schönes heißes Bad. Das wird dir guttun, von der Hygiene mal ganz abgesehen.«

»Hab keine Wanne«, erwiderte er gereizt.

»Ich weiß, ich weiß. Mach dir keine Sorgen darum. Ich krieg das schon hin.«

Sofort übernahm Linda die Regie. Sie half ihm auf die Beine, brachte ihn ins Bett, nahm seine Hausschlüssel an sich, verschwand auf unbestimmte Zeit und kehrte mit frischer, noch verpackter Bettwäsche zurück, die sie sorgfältig auf dem Bett ausbreitete und, wie in Krankenhäusern üblich, unter den Ecken fest einklemmte. Während sie das Bett frisch bezog, wälzte sie ihn, geschickt und resolut wie eine Krankenschwester, von einer Seite auf die andere. Er hörte sie in der Küche herumklappern, die Wasserhähne öffnen, die Möbel rücken. Ihm fiel ein, dass er sie bitten

wollte, das Komset ans Ladegerät anzuschließen, doch er vergaß es gleich wieder.

»Na los, wird Zeit, wieder aufzustehen.« Behutsam zog sie ihm die Decke weg.

»Ist schon gut so.« Er winkte schwach ab.

»Ja, genau. Hoch mit dir.« Sie fasste ihn an den Fersen und drehte ihn langsam auf dem Bett herum, bis seine Füße auf dem Boden aufsetzten; dann packte sie ihn unter den stinkenden Achseln und half ihm auf die Beine. Er stolperte mit ihr ins enge Wohnzimmer und nahm dabei vage die ringsum aufgestapelten Möbel wahr. Linda sagte, er solle sich am Türrahmen festhalten, und begann ihn zu entkleiden. Sie brauchte tatsächlich eine Schere, um ihn von dem befleckten T-Shirt und den Boxershorts zu befreien. »Dann mal los«, sagte sie. »Ab in die Wanne.«

»Hab keine Wanne.«

»Guck doch mal, Art.«

Mitten im Wohnzimmer stand ein aufblasbares Planschbecken, flankiert von dem hochkant gestellten Couchtisch und dem auf die Seite gekippten Sofa. Das Planschbecken war mit dampfendem Wasser gefüllt, das irgendwie trübe aussah. »Da ist jede Menge Eukalyptusöl und Epsom-Salz drin. Du wirst es genießen.«

Noch am selben Abend schaffte es Art, eine Hand auf die Lendenwirbelsäule gepresst, allein in die Küche zu wanken, um sich ein Glas Wasser zu

holen. Die kühle Luft im Apartment ließ das mentholhaltige Einreibemittel auf seinem Rücken verdunsten und bereitete ihm am ganzen Körper eine Gänsehaut. Nach Tagen mit bleischweren Gliedern fühlte er sich plötzlich leicht und sauber. Seine Sinne öffneten sich, als wäre er gerade aus einem Fieber erwacht. Während er das Wasser trank, löste er das Komset vom Ladegerät. Nachdem er am Kopfende des Bettes mehrere Kissen aufgestapelt hatte, schaltete er es ein. Sofort begann es zu summen, zu brummen, zu zwitschern, zu blinken und Warntöne von sich zu geben, die an dringende Nachrichten, eingegangene Seiten und unerledigte Anrufe erinnerten. Die Leichtigkeit, die er empfunden hatte, verflog sofort wieder, als er sich an die nervende Arbeit machte, den Posteingang durchzusehen.

Unverzüglich stach eines ins Auge: Fede brauchte ihn dringend. Fede wollte unbedingt, dass er nach Boston flog.

Die Kunden in Jersey hatten die Appetitmacher, die Fede an sie weitergeleitet hatte, mit Haut und Haaren geschluckt. Sie waren sogar völlig aus dem Häuschen deswegen und geiferten nach mehr. Für den Fall, dass es zu einer Einigung kam, hatte Fede einen ordentlichen Batzen Geld mit ihnen ausgehandelt, nur würde Art sich aufraffen und mit ihnen reden müssen. Die Kunden in Jersey hatten in der nächsten Woche eine Sitzung mit wichtigen

Entscheidungsträgern der I-90-Betreiber arrangiert, und mittlerweile gerieten sie in Panik, weil sie nichts vorweisen konnten *außer* den Appetitmachern, die Fede ihnen geschickt hatte.

Du solltest wirklich versuchen, nach Boston zu fliegen, Art. Wir brauchen dich in Boston, Art. Du musst nach Boston fliegen, Art. Art, flieg nach Boston. Nach Boston, Art. Nach Boston.

Linda wälzte sich im Bett herum und blickte auf. »Du arbeitest doch wohl nicht schon wieder, oder?«

»Nicht aufregen, Süße. Wenn ich die Sachen vor mir her schiebe, sammeln sie sich nur an, und das macht noch mehr Stress.«

»Und warum runzelst du so die Stirn?«

»Ich muss nach Boston fliegen. Übermorgen, glaube ich.«

»Himmel, bist du verrückt? Willst du dich selbst zum Krüppel machen?«

»Ich kann mich in einem Hotelzimmer genauso gut erholen wie hier. Jetzt brauche ich sowieso nur noch ein bisschen Ruhe. Und in einem Hotel gibt's bestimmt auch eine Badewanne.«

»Ich kann's nicht fassen. Du wirst dich in Boston *keineswegs* erholen, denn dort wirst du nur auf Sitzungen herumhocken. Mein Gott noch mal!«

»Es geht aber nicht anders. Ich muss mir nur noch überlegen, wie. Ich werde Business-Klasse fliegen, ein Lendenkissen mitnehmen und jede

Minute, die ich nicht an einer Sitzung teilnehmen muss, in der Wanne verbringen. Oder damit, mich massieren zu lassen. Ich könnte im Moment sowieso mal einen kleinen Tapetenwechsel vertragen.«

»Du bist ein elender Idiot, weißt du das?«

Art wusste es. Aber er wusste auch, dass dies eine gute Gelegenheit war, sich wieder an die Östliche Standardzeit zu gewöhnen, bei den Kunden in Jersey Eindruck zu schinden, sich bei seinem Stamm einen Namen zu machen und einen Batzen Kohle einzustreichen. Zum Teufel mit seinem Rücken – er war es sowieso leid, die ganze Zeit nur herumzuliegen. »Ich muss einfach fliegen, Linda.«

»Es ist *dein* Leben.« Sie warf die Bettdecke zurück. »Aber ich muss ja nicht auch noch dabei zusehen, wie du dich selbst kaputtmachst.« Sie verschwand in den Flur. Als sie zurückkehrte, hatte sie sich angezogen und den Mantel über die Schultern geworfen. »Ich muss hier raus.«

»Linda ...«

»Nein, halt die Klappe. Warum sollte es mich kümmern, wie's dir geht, wenn dir selbst deine Gesundheit scheißegal ist, hä? Ich hau ab. Also, bis irgendwann mal.«

»Komm schon, lass uns darüber reden.«

Ostküsten-Pizza. Die flache, näselnde Aussprache der Bostoner. Die Studenten am Harvard Square und, oh ja, vielleicht war auch ein Abstecher nach New York

drin oder auch einer nach Toronto. Ein Roti in einem der guyanischen Halal-Restaurants an der Queen Street. Mühsam stemmte er sich aus dem Bett und humpelte ins Wohnzimmer, wo Linda über ihr Komset mit dem Fahrdienstleiter einer Taxizentrale herumstritt und ihn zu überreden versuchte, ihr um zwei Uhr morgens einen Wagen zu schicken.

»Komm schon«, sagte Art. »Leg auf. Reden wir darüber.«

Sie warf ihm einen boshaften Blick zu, drehte sich wieder um und schrie über ihr Komset weiter auf den Fahrdienstleiter ein.

»Linda, lass das. Komm schon.«

»Ich telefoniere gerade!« Sie bedeckte die Sprechmuschel mit der Hand. »Hältst du jetzt endlich die Klappe?« Sie zog die Hand wieder weg. »Hallo? Hallo?« Der Fahrdienstleiter hatte aufgelegt. Sie ließ das Komset zuschnappen und schleuderte es in ihre Handtasche. Mit geblähten Nasenflügeln wirbelte sie herum und starrte Art an. Ihr Gesicht war vor Wut derart verzerrt, dass Art zurückfuhr, wobei er erneut einen Stich im Rücken spürte. Er legte eine Hand auf die Stelle und ließ sich langsam aufs Sofa sinken.

»Lass es sein, ja?«, sagte er. »Ich brauche Unterstützung, keine Predigten.«

»Was soll man da noch sagen? Du hast dich ja schon entschieden. Du willst unbedingt fliegen und dich wie ein verdammter Idiot verhalten, der

sich selber zum Krüppel macht. Nur zu, pfeif doch auf das, was ich davon halte.«

»Bitte setz dich, Linda, und rede mit mir. Darf ich dir nicht wenigstens meinen Plan und meine Gründe darlegen? Danach werde ich dir zuhören. Vielleicht können wir die Sache klären, und wenn wir Glück haben, verstehen wir am Ende den Standpunkt des anderen.«

»Na schön.« Als sie sich aufs Sofa warf, hüpfte Art wegen des Schwungs von seinem Platz hoch. Reflexartig betastete er seinen Rücken und wartete auf den Schmerz, aber bis auf ein leichtes Pochen war alles in Ordnung.

»In Boston wird mir gerade eine Riesenchance geboten. Eine, die wirklich mein ganzes Leben verändern könnte. Natürlich geht's dabei um Geld, aber auch um Ansehen und Profil. Es ist eine Chance, von der man sonst nur träumen kann. Ich muss nur an ein, zwei Sitzungen teilnehmen, danach kann ich ein paar Tage frei machen. Ich werde Fede überreden, einen Flug in der Ersten Klasse zu buchen. Wir haben Gutscheine, die wir benutzen können, um auf die Upper Class von Virgin umzusteigen; da gibt's sogar Whirlpools und Massage. Ich werde mich in einem Kurhotel einquartieren – an der Route 128 gibt's ein paar – und mir jeden Morgen einen Masseur und jeden Abend einen Physiotherapeuten aufs Zimmer bestellen. Ich kann mir das hier nicht leisten, aber Fede wird

die Spesen gern genehmigen, wenn ich dafür nach Boston fliege. Ich werde ein braver Junge sein, das verspreche ich dir.«

»Ich halte dich immer noch für einen Idioten. Warum kann Fede denn nicht selber fliegen?«

»Weil ich dieses Geschäft ausgetüftelt hab.«

»Und warum können die Leute, mit denen du dich treffen willst, nicht nach London kommen?«

»Das ist schwierig.«

»Blödsinn, weich nicht aus. Ich dachte, du wolltest darüber reden?«

»Will ich ja auch. Nur über diese eine Sache kann und darf ich nicht reden.«

»Wieso nicht? Hast du Angst, dass ich irgendwas herumtratsche? Meine Güte, Art. Du könntest mir wirklich ein bisschen mehr vertrauen. Und wem, zum Teufel, sollte ich das überhaupt erzählen?«

»Hör zu, Linda, es ist ein vertrauliches Geschäft – ein geheimes Geschäft. Ein Geheimnis ist aber nur so lange eines, wie man es nicht weiter erzählt, richtig? Und deshalb erzähl ich's dir nicht. Für unsere Diskussion ist es sowieso unerheblich.«

»Art. Art. Art. Art, bei dir klingt immer alles so vernünftig. Du kannst es in beliebige Worte kleiden, aber unterm Strich wissen wir doch beide, dass du hier Mist baust. Wie immer du es machst, es wäre *in jedem Fall* besser für dich, hier im Bett zu

bleiben. Wenn Fede das Problem ist, rede ich gern mal mit ihm.«

»Alles, nur das nicht!«

»Wieso nicht?«

»So etwas macht man einfach nicht, Linda. Es ist eine berufliche Angelegenheit. Es wäre einfach unprofessionell. Gut, ich gebe zu, dass das Fliegen und die Sitzungen anstrengender sind, als einfach im Bett zu bleiben, aber nimm es einfach hin, dass ich *wirklich* nach Boston fliegen muss. Können wir uns nicht darauf einigen und dann überlegen, wie wir Schadensbegrenzung betreiben können?«

»Lieber Himmel, du bist wirklich ein Schwachkopf.« Aber sie lächelte fast dabei.

»Wenigstens ein Schwachkopf, der dich als Ausgleich an der Seite hat, stimmt's?«

»Klar.« Und dann lächelte sie tatsächlich und kuschelte sich an ihn. »In Virgins Erster Klasse gibt's doch wohl nicht wirklich *Whirlpools*, oder?«

»Doch.« Art küsste ihr Ohrfläppchen. »Doch, die gibt's dort.«

Als der Strahl, der mir aus den Schienbeinen schießt, nach und nach versiegt und das Blut gerinnt, sehe ich mir die Verletzung näher an. Die Schnitte sind relativ flach, sicher weniger ernst, als es mir meine Amok laufende Fantasie weismachen wollte. Im Geiste hatte ich schon weiße Knochen durch das aufgeschlitzte Fleisch schimmern sehen. Vorsichtig entferne ich die größeren Schottersteine aus den Wunden und wende meine Aufmerksamkeit der Wirbelsäule zu.

Ich habe mir etwas am Rücken zugezogen, so viel steht fest. Meine alten Freunde, die Darm-Kreuzbeingelenke, fühlen sich so unnachgiebig wie Trommelbespannungen an und knirschen bedenklich, als ich mich in eine sitzende Position aufrichte und mit dem Rücken gegen das hintere Ende des Schornsteins lehne. Die Aluminiumschürze kühlt meine Haut angenehm. Es fängt gerade erst an zu zwicken – eine Vorahnung der Qualen, die mir noch bevorstehen.

Allerdings tut mir der Kiefer ganz schön weh. Mein ganzes Gesicht fühlt sich geschwollen an,

und wenn ich den Mund aufmache, fängt es wieder an zu bluten.

Wissen Sie, wenn ich noch einmal nüchtern darüber nachdenke, war es wirklich eine schlechte Idee, aufs Dach zu klettern.

Ich ziehe mich am Schornstein hoch und gehe einmal um ihn herum, um genauer nachzusehen, welchen Schaden ich angerichtet habe. Wo früher der Schornstein stand, klafft jetzt ein sauberes kreisrundes Loch im Dach, aus dem mir warme Luft ins Gesicht schlägt, als ich hinunterblicke. Im Loch endet ein glänzendes Metallrohr vom Durchmesser eines Basketballkorbs. Als ich den Kopf hineinstecke, höre ich irgendwo auf dem Dachboden des Gebäudes das weiße Rauschen eines Ventilators. Ich werfe einige Schottersteine in das Rohr und lausche dem Widerhall, als sie mit einem *Ping* von den Ventilatorblättern abprallen. Es ist ein schönes, lautes Geräusch, dessen Echo sicher durch das ganze Gebäude dringen wird.

Während ich den Kies zu handlichen Häufchen zusammenscharre und eine Handvoll Schotter nach der anderen durch das Belüftungsrohr rieseln lasse, folge ich unbewusst einem trägen Rhythmus. Mit der Zeit werden mir die Handflächen dabei wund. Bald muss ich in größerer Entfernung vom Kamin Steinchen zusammenschieben, eine Hand an der Lende, vorgebeugt wie

ein Schimpanse, die Knie gespreizt, um meine strapazierten Waden zu entlasten.

Ich kann hören, dass ich dem armen Ventilator wirklich schwer zu schaffen mache. Das Prasseln der Kieselsteine, die auf seinen Flügeln aufschlagen, klingt wie das Gewehrfeuer an einem Schießstand, wird jetzt aber schwächer. Hin und wieder ist ein zweites Prasseln zu hören, wenn Kieselsteine in die Ventilatorblätter zurückgeschleudert werden. Ich weiß nicht, was ich tun werde, wenn der Ventilator den Geist aufgibt, ehe mich jemand hier oben entdeckt hat.

Wie sich herausstellt, habe ich in dieser Hinsicht nichts zu befürchten, denn die schwere Feuertür hinter dem Kamin schwingt plötzlich auf und eine ziemlich dicke Wartungstechnikerin der Klinik tritt aufs Dach. Sie trägt einen Overall und jede Menge Werkzeug- und Patronengürtel. Vom Aufstieg ist ihr Gesicht rot angelaufen, so dass sie ein bisschen wie eine dicke rotbackige Bäckerin oder Süßwarenhändlerin aus dem Märchen aussieht. Sie verstärkt diesen Eindruck, indem sie ihre plumpen Hände auf ihren gewaltigen Busen legt und bei meinem Anblick japst.

Mir wird klar, dass ich bestimmt ziemlich abstoßend auf sie wirken muss: Ich bin blutverschmiert, habe Sonnenbrand und einen wirren Blick, stehe gebückt wie ein Affe da und mein verschorfter Kiefer steht nicht nur in einem verrück-

ten Winkel zu meinem Gesicht, sondern lässt mich auch verrückt erscheinen. Ganz zu schweigen davon, dass ich fast nackt bin, was sicher nicht ihrer Vorstellung von einer netten Unterhaltungseinlage entspricht. »He«, sage ich zur Begrüßung, »ich, äh, hänge hier fest, weil die Tür zugefallen ist.« Durch das Sprechen platzt die Wunde an meinem Kiefer wieder auf und ich spüre, wie mir erneut Blut am Hals hinunterrinnt. »Leider hab ich nur diese eine Chance, mich bei Ihnen vorzustellen, und ich möchte nicht, dass Sie einen falschen Eindruck von mir bekommen. Wissen Sie, eigentlich bin ich gar nicht verrückt. Mir war nur langweilig, deshalb hab ich mich ein bisschen umgeschaut, bin hier gelandet, hab auf mich aufmerksam zu machen versucht und hatte ein paar kleine Unfälle ... Es ist eine lange Geschichte. He! Mein Name ist Art. Und wie heißen Sie?«

»Oh, mein Gott!« Ihre Hände fahren zu dem Hammer am Werkzeuggurt, den sie sich um den dicken Bauch geschlungen hat, und umklammern ihn fest.

»Bitte!« Ich strecke die leeren Hände so aus, dass sie sie sehen kann. »Bitte keine Angst haben. Ich bin nur verletzt, nichts weiter. Ich bin hier raufgeklettert, um ein bisschen frische Luft zu schnappen, und die Tür ist hinter mir zugefallen. Ich bin ausgerutscht, als ich den Schornstein umgekippt habe, um auf mich aufmerksam zu ma-

chen. Ich bin nicht gefährlich. Bitte helfen Sie mir nur zurück in den zwanzigsten Stock – ich glaube, ich brauche eine Bahre und Träger. Mein Rücken macht mir ziemlich zu schaffen.«

»Caitlin«, sagt sie plötzlich.

»Wie bitte?«

»Ich heiÙe Caitlin.«

»Hallo, Caitlin.« Ich strecke die Hand aus, aber sie verzichtet darauf, die zehn Meter zu mir zurückzulegen, um mir die Hand zu schütteln. Ich überlege, ob ich auf sie zugehen soll, lasse es aber lieber.

»Sie wollen doch nicht hier runter springen, oder?«

»Springen? Um Gottes willen, nein! Ich hänge hier nur fest, das ist alles.«

Lindas dämlicher Freund hat sich ausgiebig mit Roger Fishers Verhandlungs- und Konfliktlösungs-techniken befasst, mit unterschwelligem Taktiken, um Harmonie und Übereinstimmung zu erzeugen, und ähnlichem Quatsch. Einmal haben Linda und ich einen ganzen Nachmittag am Kinderkarussell im Riverbank State Park oben in Manhattan damit verbracht, uns über seine New-Age-Theorien lustig zu machen. Als besonders witzig ist mir die Synchronisierung des Atmens in Erinnerung geblieben: »Was du bedrängst, widerstrebt dir, deshalb musst du Widerstand in Beistand verwandeln«, rezitierte Linda damals. Wenn man

seine Atmung fünfzehn Atemzüge lang mit dem des Gegenübers in Einklang bringt, öffnet der oder die Betreffende sich angeblich unbewusst den eigenen Vorschlägen. Da ich befürchte, dass Caitlin gleich abtauchen, durch die Tür stürzen, mit ihren dicken kleinen Beinen die Treppe hinuntertrampeln und mich hier oben allein zurücklassen wird, versuche ich's einfach mal und passe meine Atmung an die Bewegungen ihres wogenden Busens an. Nach dem anstrengenden Aufstieg japst sie immer noch, so dass die fünfzehn Atemzüge schnell getan sind. Während das Schweigen sich in die Länge zieht, versuche ich mich daran zu erinnern, was ich als Nächstes tun soll. *Leite dein Gegenüber an*, das ist es. Als ich meine Atmung nach und nach verlangsame, beruhigt sich ihre Atmung erstaunlicherweise im Einklang mit meiner, bis wir beide lange, tiefe Atemzüge machen. Es funktioniert – zwar ist es exzentrischer, alberner Scheiß aus Kalifornien, aber es funktioniert.

»Caitlin«, sage ich ruhig, wobei ich ausatme.

»Ja?« Sie ist immer noch auf der Hut.

»Haben Sie ein Komset dabei?«

»Ja, hab ich.«

»Könnten Sie unten anrufen und die Leute bitten, eine Bahre und Sanitäter aufs Dach zu schicken? Ich hab mir den Rücken verletzt und schaffe die Treppe nicht.«

»Kann ich tun, ja.«

»Danke, Caitlin.«

Ich komme mir wie ein Schwindler vor. Es ist gar nicht nötig gewesen, sie verbal einzuschüchtern oder ihr durch Erklärungen das Misstrauen zu nehmen. Es ging nur darum, so etwas wie eine persönliche Beziehung herzustellen und mich ein bisschen in sie hineinzusetzen. Ich kann nicht fassen, dass es funktioniert hat, doch Caitlin zieht tatsächlich ein robustes Komset aus dem Halter an ihrer Hüfte und gibt auf ruhige, effiziente Art eine Meldung durch.

»Danke, Caitlin«, wiederhole ich. Ich will mich hinsetzen, aber mein Rücken gibt nach, so dass ich aufs Dach knalle und mir wimmernd beide Hände auf die verkrampfte Lende presse. Unversehens ist Caitlin an meiner Seite, schiebt meine Hände weg und gräbt ihre kräftigen Daumen in die verhärteten Muskeln rings um das Iliosakralgelenk, streckt und glättet sie, verfolgt die glühenden Nervenbahnen bis zu den Wurzeln der Gelenke zurück und knetet geduldig die Krämpfe weg, bis der Schmerz zu einem leichten Pochen verebbt.

»Mein alter Herr hatte auch immer diese Beschwerden«, erklärt sie. »Wir Kinder mussten ihn abwechselnd massieren.« Während ich auf dem Rücken liege, blicke ich über ihre Kurven und Speckrollen hinweg auf das ernste sommersprossige Gesicht. »Mein Gott, das tut gut.«

»Das hat mein alter Herr auch immer gesagt.

Eigentlich sind Sie noch zu jung für Rückenbeschwerden.«

»Finde ich auch.«

»Na gut. Ich werde jetzt Ihre Knie aufstellen und Ihren Kopf nach unten betten. Ich muss mir diesen Ventilator nämlich mal näher ansehen.«

Ich ziehe eine Grimasse. »Ich fürchte, ich hab ganz schönen Mist gebaut. Tut mir leid.«

Sie winkt mit ihrer sommersprossigen Hand nur ab, was wohl *halb so wild* bedeuten soll, und geht zum Kamin hinüber, während ich mit aufgestellten Knien daliege, zum Himmel aufschaue und auf die Träger mit der Bahre warte.

Als sie endlich kommen, sieht Caitlin zu, wie die Sanitäter mich auf die Liegefläche schnallen – fester, als es aus Sicherheitsgründen unbedingt erforderlich ist. Plötzlich wird mir klar, dass sie mich nicht *festbinden*, sondern *fesseln*.

»Danke, Caitlin«, sage ich zum Abschied.

»Gern geschehen, Art.«

»Und viel Glück mit dem Ventilator – Entschuldigung noch mal.«

»Schon in Ordnung, Junge. Schließlich ist das mein Job.«

Die Whirlpools in der Upper Class von Virgin waren theoretisch zwar ein netter Komfort, boten praktisch jedoch wenig Linderung. Aus Gründen der Sparsamkeit und um Spritzer und ein Überlaufen zu verhindern, hatten sie ziemlich hohe Wände und einen recht niedrigen Wasserpegel. Nach der Massage ging Art durch die winzige Sauna mit Dusche und stieg ins Becken, während die Maschine sich irgendwo über Neufundland befand und in eine Turbulenz geriet. Er wurde so hin und her geschleudert, dass das chlorierte Wasser ihm in die Nase schoss und in die Augen geriet, die sofort höllisch brannten. Die Zeitschrift zum Thema Offshore-Investitionen, die er in der Ablage seines Sitzes gefunden hatte, war sofort völlig durchnässt.

Als sie auf dem New Yorker John-F.-Kennedy-Flughafen landeten, roch er immer noch nach Chlor, Sandelholz-Massageöl und der Hautcreme mit Melonenduft, die in den extravaganten Toiletten angeboten wurde. Während er zur Haltestelle des Pendelbusses schlenderte, fiel die Spannung nach und nach von ihm ab. Die Luft hatte ein un-

bestimmtes heimatliches Flair; vielleicht lag es aber auch am Sonnenlicht, dass er sich hier sofort wie auf vertrautem Territorium vorkam. Die Amateuranthropologen der Stämme diskutierten untereinander gern über das Licht und behaupteten, die Wirkungen der Sonne variierten von Breitengrad zu Breitengrad, abhängig von den jeweiligen Emissionen der Regionen oder Städte, die die Strahlen filterten.

Ob es nun am Licht lag oder an der Luft, am Breitengrad oder am Smog: Jedenfalls fühlte er sich hier zu Hause. Beruhigend selbstsicher bewegten sich die Frauen auf ihren hohen Absätzen über das harte Pflaster (*klack-klack-klack*); lauter als unbedingt nötig sprachen die Männer miteinander oder in ihre Komsets. Die Leute waren ein wildes Völkergemisch, und ihre Äußerungen summierten sich zu einem entfesselten Babel aus Akzenten, Dialekten und Sprachen. Aggressive Brezelverkäufer wetteiferten mit aggressiven Schnorrern um das Kleingeld der Leute, die auf den Pendelbus warteten. Art kaufte eine altbackene, dampfende Brezel, die mit einer ungenießbar dicken Kruste aus vergilbtem Salz umhüllt war, und warf ein paar Dollar einem Bettler zu, der ihn mit stark jamaikanischem Zungenschlag belästigt hatte, sich jedoch in näselndem Brooklyner Dialekt bedankte.

Als er in der Anschlussmaschine nach Logan

Platz genommen hatte, zitterten seine Knie unkontrolliert, denn er konnte seine Freude kaum bändigen. Er bekam eine Dose mit widerlich wässrigem Budweiser, stellte sie neben die ungenießbare Brezel auf sein Tablett am Sitz und arrangierte beides zu einer Art Stilleben all der Dinge, die dem Stamm der Östlichen Zeitzone lieb und teuer waren.

Später rief er Fede aus einem der vielen Tunnel an, die Boston wie mit einem Wabenmuster überziehen. Als Fede abhob, wurde ihm mit einem prickelnden Gefühl klar, dass es in London, nach der nominellen MGZ+0, schon zwei Uhr morgens war, hier dagegen, bei MGZ-5 – am temporären Nullpunkt, in der Standard-Zeitzone seines persönlichen Lebens, Lebensunterhalts und Lebensstils – erst neun Uhr abends.

»Fede!«

»He, Art!«, erwiderte Fede mit der vorgetäuschten Munterkeit, die Art nur zu gut aus eigener Erfahrung kannte, denn unzählige Male hatte er selbst so auf Anrufe mitten in der Nacht reagiert.

Er hatte sich einmal ein billiges malaysisches Komset zugelegt, das wegen seiner Standby-Funktion angepriesen wurde. Es konnte nämlich aus den tiefsten Tiefen des Energiesparmodus in die strahlenden Höhen der Aktivität hochfahren, ohne die obligatorische, dreißig Sekunden lange Inventurroutine zu durchlaufen, die die Festplatte rat-

tern ließ. Während der Routine bauten die üblichen Komsets die Netzwerkverbindung wieder auf, überprüften das Dateisystem und den Arbeitsspeicher und pingten die Empfänger auf der Freundesliste nach Status- und Positionsinformationen an. Doch dieses malaysische Komset, *Kracher* genannt, hatte die unheimliche Fähigkeit, für unbestimmte Zeit ins digitale Koma zu fallen und trotzdem in Bruchteilen von Sekunden die Arbeitsumgebung wieder aufs Display zu bringen.

Als Art das Gerät endlich in die Finger bekam, nachdem es per Schiff, korrupten MGZ+8-Post- und Telegrafentämtern, Kurierdiensten mit logistischem Overkill und den Zolleintreibern der kanadischen Finanzbehörden eine Irrfahrt um die halbe Welt hinter sich hatte, war er von dieser Funktion fasziniert. Er konnte das Gerät in den Standby-Modus versetzen, den Deckel zuklappen, und wenn er den Deckel wieder öffnete, *zack!*, waren all seine Fenster wieder da. Er brauchte drei Tage und einen interessanten Systemcrash, bis er dahinterkam, dass er seine Arbeitsumgebung zwar sofort sehen, aber dreißig Sekunden lang nicht mit ihr interagieren konnte. Der Systemabsturz machte ihn – Glück im Unglück – darauf aufmerksam, dass die Festplatte vor dem Übergang in den Standby-Modus einen Screenshot der Arbeitsumgebung speicherte. So wurde ihm klar, dass das Gerät ihn mit dem Display des Screen-

shot täuschte, nur so tat, als wäre es betriebsbereit, wenn er es aktivierte, und zwar so lange, wie es im Hintergrund für die Inventurroutine brauchte. Mit Hilfe einer Stoppuhr stellte er fest, dass sich die Aktivierungszeit durch diese Täuschung sogar um drei Sekunden verlängerte. Auf diese Weise erhielt er seine erste Lektion in Sachen Benutzererfahrung: Der Eindruck, dass alles funktioniert, ist wichtiger als die tatsächliche Funktionsfähigkeit.

Und jetzt tat Fede mit einem verbalen Screenshot so, als wäre er hellwach und zu jeder Aktivität bereit, während im Hintergrund seine persönliche Festplatte ratterte und die Inventurroutine ihn in echte Betriebsbereitschaft versetzte. »Fede, ich bin angekommen, ich bin in Boston!«

»Gut, Art, gut. Wie war der Flug?«

»Wunderbar. Die Upper Class von Virgin war fantastisch – tanzende Mädchen, Zwergencatzen, Haschischplätzchen ...«

»Na prima.«

»Und jetzt fahre ich im Untergrund von Boston gerade durch eine Strandsegler-Regatta. Ein Trubel wie auf dem Rummelplatz, aber ich glaube, ich hab mich fast schon zum Hotel durchgeschunkelt.«

»Freut mich zu hören.« Art hörte leise Wasser plätschern und merkte, dass Fede gerade pinkelte.

»Ich treffe mich morgen mit den Jungs aus Jersey. Zum Brunch in einem Stripclub.«

»Prima, prima, sehr witzig. Ich bin jetzt völlig wach. Was steht an?«

»Nichts. Ich wollte mich nur bei dir melden und Bescheid geben, dass ich gesund und munter angekommen bin. Wie läuft's in London?«

»Deine Freundin hat mich angerufen.«

»Linda?«

»Hast du denn noch eine andere?«

»Was wollte sie?«

»Mich zusammenstauchen, weil ich dich mit einer ›Rückenverletzung, bei der Lähmungsgefahr besteht‹, über den Teich geschickt hab. Sie will mich zur Verantwortung ziehen, falls dir drüben was passiert.«

»Lieber Himmel, Fede, das tut mir leid. Ich hab sie nicht auf die Idee gebracht oder so ...«

»Mach dir keine Gedanken. Ich bin froh, dass es jemanden gibt, der sich um dich sorgt. Wir gehen heute Abend zusammen essen.«

»Weißt du, Fede, ich finde Linda ja wirklich toll, aber sie ist manchmal, na ja, ein bisschen zickig.«

»Art, jeder in O'Malley House weiß genau, wie zickig sie sein kann. ›Ich sag's nicht noch einmal, Art. Mäßige deinen Ton. Ich lass mich nicht gern anschreien.«

»Himmel, das hast du auch gehört?«

»Mach dir keine Gedanken deswegen. Sie ist cool, ich mag sie. Und es macht mir nichts aus, wenn ich ein bisschen zusammengeschissen wer-

de. Was hast du gesagt, wann triffst du dich mit Perceptronics?»

Das Wort schockierte ihn. Sie hatten den Namen der Kunden in Jersey noch nie ausgesprochen. Es hatte als ein Spiel angefangen, doch Fede hatte die Geheimhaltung des Kunden schnell in seine paranoiden Prozeduren einbezogen.

Sie waren jetzt in der Schlussphase angelangt. Binnen weniger Wochen würden sie bei V/DT ihre Kündigungen einreichen, ihren letzten Flug über den Atlantik antreten, endgültig in die MGZ-5 zurückkehren und nicht mehr als Provokateure agieren.

»Morgen Nachmittag. Wir fangen spät an, damit ich eine Nacht durchschlafen kann.« Das letzte Konferenzgespräch mit Perceptronics war fantastisch gelaufen. Seine üblichen Ansprechpartner – mürrische Männer, die sich voller Argwohn an unbedeutende Nebenaspekte in der Strategie von V/DT klammerten und so darauf herumritten, bis sie düstere, raffinierte Verschwörungen vermuteten, wo keine waren – hatten daran nicht teilgenommen. Stattdessen hatte er mit gerissenen, gewitzten Produktdesignern und Technikern vier lustige Stunden an der Strippe verbracht und in atemberaubendem Tempo Ideen ausgetauscht. Selbst übers Telefon hatte er die gelassenen Stimmen und Standpunkte als irgendwie angenehm und vertraut empfunden. Sie waren sehr gern be-

reit gewesen, ihm zuliebe die Besprechung vor Ort auf die zweite Tageshälfte zu verlegen, und hatten vorgeschlagen, bis in den Abend hinein zu tagen und danach gemeinsam eine Kneipe zu besuchen, wo Burger in Kinderkopfgöße serviert wurden. »Wir treffen uns morgen und übermorgen in der Zweigstelle von Perceptronics in Acton, danach geht's auf die I-90. Die Jungs von Perceptronics klingen wirklich begeistert.« Schon den Namen der Firma auszusprechen war ein Nervenkitzel.

»Das ist wirklich hervorragend, Art. Aber geh's locker an ...«

»Ach, mach dir keine Sorgen. Mein Rücken fühlt sich schon um Längen besser an.« Und das stimmte auch: locker und geschmeidig wie nach einer guten Trainingsstunde.

»Schön zu hören, aber das hab ich nicht gemeint. Wir verhandeln immer noch, denn wir sind uns noch nicht über die Bezahlung einig. Ich brauche vielleicht noch einen Tag, um die Sache zu regeln. Also geh's morgen locker an. Sorg dafür, dass ich ein bisschen Druck machen kann, ja?«

»Das versteh ich nicht. Ich dachte, wir sind uns schon einig.«

»Nur was ich schwarz auf weiß besitz ... – du weißt schon. Sie meckern über die Tantiemenregelung ...« Fede hatte vorgeschlagen, Perceptronics eine exklusive Lizenz für das Patent an dem Geschäftsmodell zu verkaufen, das er mit Hilfe

von Arts Notizen entwickelt hatte, im Austausch für Jobs, ein Pauschalhonorar und eine Beteiligung an allen Sublizenzen, die Perceptronics an die gebührenpflichtigen Straßen der Welt verkaufen würde. »... und wir verhandeln neu. Sie wollen halt mit harten Bandagen kämpfen. Ich brauche höchstens noch einen Tag, dann hab ich's geregelt.«

»Ich versteh nicht ganz. Was erwartest du denn von mir?«

»Ach, weißt du, halt sie einfach ein bisschen hin. Tauch etwas später bei denen auf als vereinbart. Rede dich auf deinen Jetlag heraus. Bleib nicht zu lange. Du weißt schon, sorg einfach dafür, dass noch keine Nägel mit Köpfen gemacht werden. Benutz deine Fantasie.«

»Wollen wir das Geschäft mit Perceptronics abschließen oder nicht, Fede?«

»Selbstverständlich wollen wir das. Ich mach meine Arbeit, mach du deine, und ehe wir uns versehen, sind wir beide steinreich und leben in New York. Alles klar?«

»Eigentlich nicht.«

»Wie auch immer, das muss jetzt erst mal reichen. Meine Güte, Art, ich gebe hier mein Bestes, kapiert?«

»Grüß Linda von mir, ja?«

»Es gibt keinen Grund, sauer auf mich zu sein.«

»Ich bin nicht sauer. Also gut, ich werde sie ein bisschen hinhalten. Mach du deine Arbeit; inzwi-

schen lass ich es locker angehen und kuriere meinen Rücken aus.«

»Na prima. Amüsier dich gut, ja?«

»Mach ich, Fedo.«

Als er auflegte, war Art erschöpft und verärgert. Er folgte den Schildern im Tunnel bis zur nächsten Auffahrt, denn er wollte Tageslicht und interessante Architektur sehen, um seine Laune aufzubessern. Ein mickriger BMW-Floh hupte wie bescheuert, als er die Spur wechselte. Hatte er den Wagen geschnitten? Er schaute immer noch in die falsche Richtung, erwartete den Gegenverkehr auf der rechten Seite. Um sich zu entschuldigen, hob er die Hand und winkte.

Doch dem Fahrer des Flohs genügte das nicht. Der Wagen fuhr bis an seine Stoßstange auf, zog auf die Nebenspur hinüber, beschleunigte und schnitt ihn seinerseits, wobei er um ein Haar einen Unfall verursacht hätte. Unter den gegebenen Umständen musste Art auf die Standspur der Massachusetts Avenue ausscheren – aber wie war er überhaupt auf der Mass Ave gelandet? Mein Gott, er hatte sich schon verfahren – nur um diesem Idioten auszuweichen. Der Floh ließ sich etwas zurückfallen, wechselte erneut die Spur und beschleunigte, bis er auf gleicher Höhe mit ihm war. Der Fahrer kurbelte das Seitenfenster herunter. »Na, wie gefällt dir das, du Arsch? Komm bloß nie wieder auf die Idee, mich zu schneiden!« Der

Weißer mittleren Alters trug einen Anzug und fuhr einen Wagen, der Art ein ganzes Jahresgehalt gekostet hätte. Sein Gesicht war knallrot angelaufen und er stierte Art voller Wut an.

Art spürte, wie er die Beherrschung verlor. »Wenn ich deine Meinung hören will, werde ich sie aus dir rausprügeln, du dummes Stück Scheiße!«, brüllte er zurück. »Mir kocht die Galle über, wenn ich daran denke, dass Abschaum wie du anderen Leuten die Luft zum Atmen nimmt! Also, dreh das Scheißfenster wieder hoch und verpiss dich mit deiner Bonzenkarre, bevor ich dir den Schädel einschlage!«

Vor Schreck verstummte er. Was redete er da eigentlich für einen Schwachsinn? Wieso stand er plötzlich neben seinem Wagen, schrie den anderen Fahrer an und stakste mit geballten Fäusten auf den Floh zu? Wieso ließ er sich überhaupt auf einen Streit mit diesem Widerling ein? Ein Jahr im friedlichen London, wo kaum jemand Waffen im Wagen mitführte, hatte seine normalen Abwehrreflexe gegen Psychopathen im Straßenverkehr offenbar einrosten lassen. Doch plötzlich waren sie wieder präsent und er fragte sich, ob der Verkehrsrowdy, den er gerade angebrüllt hatte, ihn unter Berufung auf den Zweiten Zusatzartikel zur Amerikanischen Verfassung einfach abknallen würde. Aber Arts Kontrahent war in Anbetracht dieser Schimpfkanonade offenbar genauso scho-

ckiert wie Art selbst, denn er kurbelte unverzüglich das Fenster hoch, raste davon und bog mit quietschenden Reifen um die nächste Ecke – Richtung Brookline, wie Art feststellte. Art stieg wieder in seinen Leihwagen, fuhr von der Standspur herunter und bat sein Komset, die günstigste Route zum Hotel zu berechnen. Den Rest der Strecke legte er in dumpfem Schweigen zurück.

Als ich zwei Tage hier war, ließen sie mich mit meiner Großmutter telefonieren. Ich war mir völlig sicher, dass Linda sie bereits angerufen und über meinen angeblichen Nervenzusammenbruch unterrichtet hatte. Bestimmt hatte Linda perfekt hysterische Besorgnis geheuchelt und Oma damit jeden Zweifel an meinem Ausrasten genommen. Zumal Oma ohnehin schon lange den Verdacht hegte, bei mir müsse eine Schraube locker sein.

»Hallo, Oma«, meldete ich mich.

»Arthur! Mein Gott, wie geht's dir?«

»Gut, Oma. Das Ganze ist sowieso nur ein Irrtum.«

»Ein Irrtum? Deine Freundin hat mich angerufen und mir erzählt, was du in London getan hast. Arthur, du brauchst Hilfe.«

»Was hat Linda denn gesagt?«

»Dass du einem Kollegen mit Mord gedroht hast und auch ihr gedroht hast, du würdest sie umbringen. Dass du ein Messer dabei hattest. Oh, Arthur, ich mache mir solche Sorgen ...«

»Das ist nicht wahr, Oma. Sie hat dich angelogen.«

»Sie hat schon angekündigt, dass du das behaupten würdest.«

»Wundert mich nicht. Sie und Fede – ein Kerl, mit dem ich in London zusammengearbeitet habe – wollen mich loswerden. Sie haben mich einsperren lassen. Ich hatte eine geschäftliche Vereinbarung mit Fede. Wir wollten eine meiner Ideen an eine Firma in New Jersey verkaufen. Aber Linda hat ihn dazu überredet, sie stattdessen an einige Bekannte von ihr in Los Angeles zu verkaufen, deshalb haben sie etwas ausgeheckt, um mich aus dem Geschäft rauszudrängen. Als ich dahintergekommen bin, haben sie mich abholen lassen. Lass mich raten: Sie hat dir gesagt, dass ich auch das behaupten würde, stimmt's?«

»Arthur, ich weiß ...«

»Du weißt, dass ich ein netter Junge bin, schließlich hast du mich großgezogen. Ich bin nicht verrückt, verstehst du? Sie wollten mich einfach so lange aus dem Weg haben, bis ihr Geschäft abgeschlossen ist. In ein, zwei Wochen bin ich wieder draußen, aber dann ist es zu spät. Meinst du nicht, dass du mich besser kennst als irgendein Mädchen, das ich erst vor einem Monat kennengelernt habe?«

»Aber natürlich, Arthur. Aber warum sollte man dich in eine Klinik stecken, wenn ...«

»Wenn ich nicht verrückt wäre? Ich bin nur zur Beobachtung hier – man will feststellen, ob ich

wirklich verrückt bin. Wenn's *die Ärzte* schon nicht genau wissen, kannst du dir doch auch nicht so sicher sein, oder?«

»Da hast du recht. Ach, ich war ganz krank vor Sorge.«

»Tut mir leid, Oma. Ich muss nur diese Woche durchstehen, dann ist die Sache geklärt und sie müssen mich entlassen. Und dann komm ich zurück nach Toronto.«

»Ich wollte dich eigentlich besuchen kommen, aber Linda hat mir erzählt, Besuch sei dort nicht erlaubt. Stimmt das?«

»Nein, stimmt nicht.« Bei dem Gedanken daran, dass Oma mich auf der Station inmitten all der Schreihälse, Sabbernden, Kotzenden und *Masturbierenden* sehen könnte, schrak ich zusammen. »Aber wenn du mich besuchen möchtest, komm bitte zur Anhörung am Ende der Woche. Im Moment kannst du hier nichts tun.«

»Auch wenn ich nicht helfen kann, würde ich dich gern sehen. Es war so schön, als du hier warst.«

»Ich weiß, ich weiß. Ich komm hier bald raus, keine Sorge.«

Wenn Oma mich jetzt sehen könnte, mit einem Vierpunkt-Gurt auf dem Untersuchungstisch festgeschnallt. Ein Glück, dass ihr das erspart bleibt.

Ein Arzt beugt sich über mich. »Wie geht's Ihnen, Art?«

»Es ging schon mal besser.« Ich hoffe, er merkt, wie vernünftig und humorvoll das klingt. Schließlich behauptet man ja, dass Verrückte keinen Humor haben, stimmt's? »Ich hab einen Spaziergang gemacht und dabei ist die Tür hinter mir zuge schlagen.«

»Tja, das haben Türen so an sich. Übrigens heiÙe ich Szandor.« Er schüttelt mir die gefesselte Hand.

»Freut mich, Sie kennenzulernen. Sie sind doch ein echter Doktor, nicht?«

»Ein Doktor der Medizin? Ja. Aber ich bin hier nicht der einzige.«

»Aber ein Seelenklempner sind Sie doch sicher nicht?«

»Nein. Wie sind Sie darauf gekommen?«

»Das merkt man daran, wie Sie mit Ihren Patienten umgehen. Sie verhalten sich nicht so herablassend.«

Dr. Szandor versucht ein Grinsen zu unterdrücken, aber es gelingt ihm nicht. »Wir alle hier geben unser Bestes. – Wie sind Sie denn überhaupt aufs Dach gekommen, ohne die Alarmanlage in Ihrem Zimmer auszulösen?«

»Wenn ich Ihnen erkläre, wie ich's gemacht hab, kann ich den Trick nicht wiederholen«, erwidere ich scherzhaft. Im Moment tupft er mir die Schienbeine mit einem Mittel ab, das zugleich brennt und kühlt. Ab und zu nimmt er eine Pin-

zette, zieht einen Kieselstein oder einen Dreckbrocken aus den Wunden und lässt ihn auf ein Stahltablett auf einem Rolltisch an seiner Seite fallen. Er geht so behutsam zu Werk, dass ich kaum etwas spüre.

»Haben Sie denn noch nie von der Schweigepflicht der Ärzte gehört?«

»Gibt's die etwa immer noch?«

»Aber natürlich! Gestern erst hat ein Pflichtseminar zu diesem Thema stattgefunden. Solche Seminare machen immer viel Spaß.«

»Also sind Sie ein Experte im Bewahren von Geheimnissen, wie? Ich nehme an, in diesem Fall könnte ich's ausspucken.« Und genau das mache ich auch und erkläre ihm, wie ich die Tür so austricksen konnte, dass es den Anschein hatte, ich sei ins Zimmer zurückgekehrt.

»Na so was. Jetzt, wo Sie's erklären, klingt es ganz einfach.«

»Das ist mein Job. Ich werde dafür bezahlt, dass ich mir überlege, wie man etwas am einfachsten bewerkstelligen kann.«

Und schon unterhalten wir uns über meinen Job bei V/DT. Schnell ufert das Gespräch in eine Diskussion über Theorie und Praxis des benutzerfreundlichen Designs aus, die nur etwas ins Stocken gerät, als er mir das geronnene Blut vom Kiefer kratzt und ihn mit ein paar flinken Stichen zusammennäht. Plötzlich kommt mir der Gedan-

ke, dass er mich nur ablenken will, dass er über eine hoch entwickelte Fähigkeit verfügt, Psychopathen durch Small Talk zu besänftigen, während er ihre Körper wieder zusammenflickt. Aber es ist mir egal. Es macht mir einfach Spaß, über ein Thema zu plaudern, auf das ich fast wie ein Autist fixiert bin, und die Umstände sind so, dass ich mir dabei vernünftig, klug, charmant und gelegentlich sogar atemberaubend geistreich vorkommen darf.

»...und das Ganze finanziert sich selbst über das Mautsystem EZPass, indem Gebühren für die heruntergeladene Musik eingezogen werden, während man auf der Straße ist.« Als ich mit dem Geschwafel aufhöre, fällt mir auf, dass ich ihn abgelenkt habe. Er steht da und hält in einer Hand die Pinzette, in der anderen einen Tupfer.

»Klasse!«, sagt er. »Und wann geht's los?«

»Sie würden mitmachen?«

»Aber klar! Im Moment habe ich mindestens zwanzig-, dreißigtausend Songs im Wagen! Wenn ich Sie richtig verstanden habe, kann ich, während ich im Stau stehe, die Stereoanlagen der anderen beliebig und kostenlos abräumen und das ganze Zeug behalten. Und weil ich ein – wie nannten Sie das, *Super-Peer*? –, ein *Super-Peer* bin, ist alles gebührenfrei und legal? Spitze!«

»Na ja, es könnte eine Weile dauern, bis das System an der Ostküste eingeführt wird. Wahr-

scheinlich wird's in Los Angeles losgehen, danach in San Francisco und Seattle ...«

»Was? Wieso?«

»Das ist eine lange Geschichte. Und sie endet damit, dass ich in einem gottverdammten Irrenhaus an der Route 128 lande und auf dessen Dach eine Einmann-Hommage an die Komikertruppe Drei Stooges zum Besten gebe.«

Drei Tage später begriff Art schließlich, dass etwas Großes und Übles im Anzug war. Fede hatte ihm mehrmals einen Besuch bei Perceptronics ausgedet, immer fadenscheinigere Argumente vorgeschoben und ihn abgelenkt, indem er die Rezeption des Hotels anrief und ihm Masseur auf Zimmer schickte. Selbstverständlich ohne Voranmeldung. Sie störten Art, während er im eigenen Saft schmorte. Innerlich kochte er vor Wut darüber, dass er trotz der Rückenverletzung tausende Klicks weit gereist war, nur um in einem öden Hotel an einer öden Schnellstraße einzuchecken, Däumchen zu drehen und darauf zu warten, dass Fede – der mit seinem fetten Arsch immer noch in London saß – den Schlamassel endlich klärte. Er wollte sich endlich in den Büros von Perceptronics in Acton sehen lassen und die Typen dort auf die gemeinsame Besprechung mit den I-90-Betreibern einstimmen, die in immer weitere Ferne rückte.

»Meine Güte, Federico, wieso, zum Teufel, bin ich überhaupt hier?«

»Ich weiß ja, Art, ich weiß.« Art wählte für seine

Anrufe bei Fede bewusst solche Zeiten, die dessen Tag-Nacht-Rhythmus empfindlich störten. Mal rief er ihn um drei Uhr morgens Londoner Zeit an, mal um elf Uhr abends, mal zur Mittagszeit – ein kleiner Racheakt, denn er wollte, dass auch Fede unter der Situation litt. »Ich hab's versaut«, sagte Fede gähnend. »Ich hab's versaut, und jetzt müssen wir beide den Preis dafür bezahlen. Du hast deinen Teil der Arbeit glänzend erledigt, ich hab meinen Teil vermässelt. Aber ich werd's wiedergutmachen und dich dafür entschädigen.«

»Ich will keine weiteren Massagen, Fede. Ich will, dass die Scheiße erledigt wird, und dann will ich wieder nach Hause, zu meiner Freundin.«

Fede kicherte.

»Was ist so komisch daran?«

»Ach, nichts. Warte einfach noch ein paar Minuten ab, ja? Wenn's passiert ist, ruf mich wieder an und sag mir, was du vorhast, einverstanden?«

»Wenn was passiert ist?«

»Du wirst schon sehen.«

Natürlich war es Linda. Zehn Minuten später klopfte sie an Arts Zimmertür, schlang die Arme – und Beine – um ihn und bumste ihn bis zur Besinnungslosigkeit, halb auf und halb neben dem Hotelbett. Erst ritt sie ihn, dann ließ sie sich von ihm reiten, sabberte dabei, war so feucht und geil, dass am Ende beide ausgestreckt, dehydriert und japsend auf dem hübschen Perserteppich des Hotel-

zimmers liegen blieben. Danach rief Art Fede an und erfuhr von ihm, dass es noch zwei Wochen dauern könne, bis alles geregelt sei. Ob Linda und er nicht Lust hätten, sich in der Zwischenzeit ein Auto zu mieten und die Sehenswürdigkeiten an der Ostküste abzuklappern?

Ja, sie hatten Lust. Sie fingen in Boston an, fuhren in Cambridge herum, sahen auf den Straßen süße Nerd-Jungs und Geek-Mädchen schlendern, die hitzige technische Diskussionen führten und in der schweißtreibenden Sommerhitze halbfer-tige technologische Wunderwerke mit sich herumschleppten. Cambridge war ein wahres Babel urbaner Akzente und hochgestochenen Ingenieurs-jargons.

Danach verbrachten sie eine Woche in New York, wo sie durch die Gegend spazierten, bis sie ihre Füße nicht mehr spürten, den Kopf unentwegt in den Nacken gelegt, um an den unabsehbar hohen Häusertürmen von Manhattan empor zu gaffen. Der *Lärm Lärm Lärm* Manhattans klingelte ihnen in den Ohren, ein kaum definierbares lautes Dröhnen, zusammengesetzt aus den Geräuschen von Autos, Fußgängern, U-Bahnen, Dampfleitungen, Sirenen, Musik, Gesprächen, Klingeltönen, dem Geschrei von Straßenhändlern und schizophre-nen Rednern – ein veritables Las Vegas der Kakophonie. Linda fühlte sich in dem Krach sehr unwohl, ausgerechnet sie, die im säuselnden wei-

ßen Rauschen von L.A.s Schnellstraßen-Dschungel aufgewachsen war. Für Art war der Lärm dagegen wie Musik. Er ließ sein Komset ausgeschaltet; allerdings brachten ihn die Vibrationen der U-Bahn unter seinen Füßen dazu, hundert Mal am Tag nach dem Gerät zu greifen, weil er überzeugt war, dessen Vibrationsalarm zu hören.

Mit einem Bummelzug fuhren sie nach Toronto, ratterten durch verschlafene Städtchen im Hinterland von New York, vorbei an Seen und sanft geschwungenen Hügeln in voller Sommerpracht. Im Aussichtswagen tranken Art und Linda Ingwerbier, versetzt mit Rum aus der kleinen Flasche, die Linda an einem Riemen stets mit sich herumschleppte – was sie nur deshalb tat, damit sie ungezogen unter ihr knappes Sommerkleid greifen und körperwarmen Alkohol aus dem Flachmann hervorzaubern konnte, dessen glänzende Seiten durch den Schweiß ihrer Oberschenkel etwas matt geworden waren.

An der Grenze trennte die Kanadische Zoll- und Einwanderungsbehörde sie voneinander. Art wurde gründlich durchsucht – ein Privileg, das er als kanadischer Staatsbürger deshalb genoss, weil er wie jeder seiner Landsleute unter dem Pauschalverdacht stand, Güter aus dem Steuerparadies USA ins Land zu schmuggeln. Linda musste währenddessen in der kleinen Pullman-Kabine warten, die der Zoll in Beschlag genommen hatte.

Nachdem die Bürokratie Art aus ihren Krallen gelassen hatte, nicht ohne vorher sein ganzes Leben gründlich zu durchleuchten, fand er Linda auf dem Bahnsteig, wo sie mit dem Rücken an einer Säule lehnte. Einen Fuß hatte sie gegen den Stein gestemmt, so dass das vorgewölbte Knie und ihr Rock den unsteten Winden des Bahnhofs ausgesetzt waren. Sie war in einen Strahl frühabendlichen Sonnenlichts getaucht, der ihr Haar tief-schwarz glänzen ließ. Aus Arts Perspektive wirkte sie wie eine Lichtgestalt, eine schimmernde Vision. Während sie lebhaft in ihr Komset sprach, umspielte das Sonnenlicht ihren kräftigen Kiefer. Plötzlich hatte Art das Bedürfnis, sich von hinten an sie heranzuschleichen und mit der Zunge die Linie entlangzufahren, die von der Kante des Unterkiefers bis zu dem winzigen Grübchen am Kinn verlief, und danach bis zu den weichen Lippen vorzudringen, um sie zu küssen.

Er setzte den Gedanken gleich in die Tat um, pirschte sich von hinten an sie heran und konnte im leichten Wind den Duft ihres Shampoos riechen, der ihn stets an den Geruch in einem Neuwagen erinnerte. Er wollte gerade die Zunge ausstrecken, als sie keifte: »Ach, leck mich doch! Ruf mich nie wieder an!« Sie klappte das Komset zu und stapfte wütend in Richtung des Zuges davon. Arts romantische Anwandlung verflog sofort. Ernüchtert blieb er auf der anderen Seite der Säule

stehen, folgte Linda kurz darauf vorsichtig und kehrte zu ihrem kleinen Abteil zurück. Als er die Hand nach dem Touchpad ausstreckte, um die Tür zu öffnen, hörte er ihre erregte Stimme: »Nein, verflucht noch mal, nein! Noch nicht. Und wenn du mich weiterhin anrufst, wird es niemals klappen, kapiertst du das denn nicht?«

Als Art die Tür schließlich öffnete, saß Linda, die Schultern an die Polster gelehnt, völlig beherrscht, hübsch und adrett auf ihrem Plüschsitz und lächelte zuckersüß. »Hallo Schatz, hat der böse Zollinspektor dich endlich gehen lassen?«

»Allerdings. – Das da eben klang aber nicht gerade nach einem netten Telefongespräch. Was ist denn los?«

»Frag besser nicht.«

»Na gut.« Art nahm ihr gegenüber Platz, so dass sich ihre Knie berührten, und beugte sich vor, um ihr einen Kuss auf den entblößten Oberschenkel zu drücken. »Ich will's auch gar nicht wissen.«

»Und das ist auch gut so.«

Er arbeitete sich mit Küssen langsam den Oberschenkel hinauf. »Nur ...«

»Ja?«

»Ich glaube, ich will's doch wissen. Neugier ist einer meiner schlimmsten Charakterfehler.«

»Wirklich?«

»Allerdings.« Inzwischen hatte er ihr Sommerkleid bis zum Rand des Baumwollslips hochge-

schoben und zupfte mit den Zähnen an einem Schamhaar, das unter dem Gummi hervorlugte.

Sie kreischte und stieß ihn weg. »Was ist, wenn uns jemand sieht? Das hier ist ein Grenzübergang, kein Bordell!«

Er lehnte sich zurück, doch ehe Linda ihr Kleid glattstreichen konnte, schob er einen Finger unter den Slip, so dass die Spitze in ihrer Schrittfalte ruhte.

»Du bist wirklich *unverschämt!*«

»Und neugierig«, pflichtete Art ihr bei und wackelte spielerisch mit der Fingerspitze.

»Ich geb's auf. Das war mein bescheuerter Ex. So werde ich ihn von jetzt an nennen. ›Mein bescheuerter Ex.‹ Mein bescheuerter, nervtötender, weinerlicher Ex. Mein bescheuerter Ex, der sich mit mir aussprechen will, obwohl es schon seit Monaten vorbei ist. Meine Anrufzeiten haben ihm verraten, dass ich in den Staaten bin, und er will sich unbedingt mit mir treffen und alles in Ordnung bringen. Ein für alle Mal.«

»O je.«

»Der Junge hat mehr L.A. in sich, als ihm guttut. Es gibt kein Problem, das sich nicht durch ein vernünftiges Gespräch lösen lässt, meint er.«

»Eigentlich haben wir noch nie richtig über ihn gesprochen.«

»Nein, ganz sicher nicht.«

»Willst du jetzt über ihn reden, Linda?«

»Willst du jetzt über ihn reden, Linda? Aber ja doch, Art. Wie konntest du das nur wissen?!« Sie schob seine Hand weg und verschränkte gleichzeitig Arme und Beine.

»Halt mal, ich versteh nicht, was das heißen soll. Willst du nun über ihn reden oder lieber nicht?«

»Na gut, reden wir über ihn. Also, was willst du über meinen bescheuerten Ex wissen?«

Art widerstand dem heftigen Drang, noch Öl ins Feuer zu gießen und genauso aggressiv zu antworten, wie ihre Stimme klang. »Hör zu, wenn du nicht über ihn reden willst, dann lassen wir's eben«, brachte er mit Mühe über die Lippen.

»Nein, wir sollten unbedingt über meinen bescheuerten Ex reden.« Die nächsten Sätze leierte sie herunter und zählte die einzelnen Punkte an den Fingern ab. »Er heißt Toby, ist halb Japaner und halb weiß. Er ist ungefähr so groß wie du. Dein Schwanz ist größer, aber er ist besser im Bett. Er arbeitet als Designer für Benutzer-Szenarien bei Lucas-SGI in Studio City, Los Angeles. Er kann einfach nicht die Klappe halten, wenn er meint, dass hier oder dort was nicht stimmt. Wir haben uns zwei Jahre lang regelmäßig getroffen, ein Jahr zusammengelebt und uns getrennt, kurz bevor ich dich kennenlernte. Ich hab ihn abserviert, denn er hat mich total verrückt gemacht und wollte unbedingt, dass ich aus London zurückkomme und bei

ihm wohne. Ich dagegen wollte das ganze Jahr in England bleiben, wieder in mein eigenes Apartment ziehen und mir vielleicht einen anderen Freund suchen. Als er mir die Pistole auf die Brust gesetzt hat, hab ich mich gegen ihn entschieden. Reicht dir das als Einstieg, Arthur?»

»Ich bin durchaus zufrieden damit«, erwiderte Art. Lindas wutverzerrtes Gesicht war inzwischen puterrot angelaufen. Sie spie die Worte so aus, dass ihr Speichelflöckchen von den Lippen flogen. »Vielen Dank auch.«

Sie nahm seine Hände und küsste die Knöchel seiner Daumen. »Hör zu, ich rede einfach nicht gern darüber – es tut mir weh. Außerdem tut es mir leid, dass er unseren Urlaub kaputtmacht. Ich geh einfach nicht mehr ran, wenn er anruft, ja?«

»Ist mir egal, Linda, ehrlich. Es interessiert mich einen Dreck, ob du mit deinem Ex telefonierst. Ich hab nur gemerkt, dass du dich aufgereggt hast, und gedacht, es könnte dir vielleicht helfen, wenn wir darüber reden.«

»Das weiß ich doch, Schatz. Aber es gibt ein paar Dinge, mit denen ich allein klarkommen muss. Vielleicht unternehme ich einen kleinen Abstecker in den Westen und spreche mich mal mit ihm aus. Du kannst mitkommen, wenn du willst – in West Hollywood gibt's ein paar abgefahrene Bars.«

»Ist schon gut«, wehrte Art ab, zermürbt

von Lindas unbegreiflichen Stimmungswechseln.
»Aber wenn du unbedingt musst, dann fahr hin.
Ich hab in Toronto genügend alte Freunde, mit
denen ich um die Häuser ziehen kann.«

»Du bist immer so verständnisvoll«, sagte sie
mit Kleinmädchenstimme. »Erzähl mir noch mal
von deiner Großmutter. Meinst du, sie wird mich
mögen?«

»Sie wird dich lieben. Sie liebt jedes weibliche
Wesen, das in gebärfähigem Alter ist und mit mir
zusammen bei ihr auftaucht. Sie setzt nämlich
große – wenn auch völlig wirklichkeitsfremde –
Hoffnungen darauf, dass ich ihr eines Tages Ur-
enkelchen präsentiere.«

»Gluck.«

»Gluck?«

»Ich übe schon mal die Bruthenne.«

Doktor Szandor ist eine gute Seele. Er hält die Seelenklempner in Schach und verbringt mehr Zeit mit mir als unbedingt notwendig. Ich hoffe, er vernachlässigt seine Patienten nicht, aber mein letztes normales Gespräch liegt schon so weit zurück, dass ich einfach nicht auf ihn verzichten kann. Außerdem habe ich den Eindruck, dass Doktor Szandor die nervigen Gespräche mit Psychopathen und Psychotherapeuten ebenso satt hat wie ich und es ihm guttut, zwischendurch ein bisschen mit jemandem zu plaudern, der weder an Halluzinationen leidet noch andere vor Halluzinationen zu bewahren versucht.

»Wie, zum Teufel, wird man eigentlich Experte für Benutzer-Szenarien?«

»Durch einen eigensinnigen Kopf«, erwidere ich grinsend. »Ich war einfach zur richtigen Zeit am richtigen Ort. Ich hatte damals einen Kumpel in New York, der für eine Biotech-Firma arbeitete. Diese Firma produzierte künstliche Schwellkörpergewebe.«

»Schwellkörpergewebe?«

»Genau. Synthetische Schildkrötenpimmel. Klein

und biegsam, aber in der Lage, im Handumdrehen groß und hart zu werden.«

»Hört sich ja toll an.«

»Oh, es war schon nicht schlecht. Sie kennen doch sicher den Witz über den Beschneider, der sich eine Brieftasche aus Vorhäuten fertigt?«

»Ja, den kenne ich noch aus dem Grundstudium. Er reibt an der Brieftasche herum, und schon wird ein Koffer daraus, stimmt's?«

»Genau der. Die Typen haben ernsthaft überlegt, aus dem Zeug Zugbrücken, provisorische Unterkünfte und dergleichen zu fertigen. Sie hatten sogar einen süßen Namen dafür: *Eregin*.«

»Ho, ho, ho.«

»Ja. Sie hatten also ein recht spezialisiertes Sortiment, um es vorsichtig auszudrücken. Damals verbrachte ich ein paar Wochen in Manhattan und passte auf die Wohnung meines Freundes auf, während er zu Thanksgiving seine Familie in Wisconsin besuchte. Er hatte Berge von dem Zeug in seinem Apartment herumliegen, und wenn ich mir draußen die Füße platt gelaufen hatte und es mir vor dem Fernseher gemütlich machte, spielte ich damit herum. Ich nahm auch etwas in den Madison Square Park mit und spielte dort damit herum. In dem Park hielt ich mich gern auf, weil dort jede Menge dieser supersüßen isländischen Au-pair-Mädchen mit ihren Bälgern spazieren gingen. Ich war schließlich ein ziemlich ansehnlicher junger

Mann mit einem Wortschatz von etwa zweihundert isländischen Vokabeln, die ich von der Mutter eines Schulfreundes gelernt hatte. Die Mädchen waren begeistert von mir und ich hielt sie für blonde Göttinnen. Mit einer namens Marta hab ich mich angefreundet. Marta, oh Gott! Merken Sie sich Marta, Doktor Szandor. Ich komm noch auf sie zurück, wenn wir beide uns besser kennen. Marta passte auf Maschinchen und Geizhalschen auf, schrecklich verzogene Monsterkinder. Die Eltern waren leitende Angestellte der Werbeagentur BBDO. Die beiden hatten sich innerhalb eines Jahres von der Kunstakademie bis in die Vorstandshöhen der Agentur hinaufgearbeitet, nachdem dort die meisten grauen Eminenzen mit einem Arschtritt in den Ruhestand befördert worden waren. Maschinchen war drei und schlug gern irgendwelche Gegenstände gegeneinander, völlig unrhythmisch übrigens, und kreischte dazu in den höchsten Tönen. Geizhalschen war fünf, konnte noch nicht allein auf die Toilette gehen und fiel dauernd auf die Nase. Ich brachte Marta aus dem Stinkbucks-Laden an der Dreiundzwanzigsten Straße immer einen Becher von diesem grässlichen Kaffee-Verschnitt mit, der eigentlich nur ein aufgemotzter Milchshake ist, und wir tranken ihn zusammen, während Maschinchen und Geizhalschen mit den anderen Kindern im Park in irgendein schauerliches, lebensgefährliches Spiel vertieft waren.«

Ich holte kurz Luft. »Ich zeigte Marta, was ich dabei hatte, war aber taktvoll genug, es nicht als *synthetischen Schildkrötenpimmel* zu bezeichnen, denn Marta war zwar ein bodenständiges Mädchen, aber so bodenständig nun auch wieder nicht. Ehrlich gesagt, machte es mich irgendwie an, als ich zusah, wie ihre langen, blassblauen Finger das weiche Gewebe streichelten und danach den Schaltkreis auslösten, worauf das Zeug sofort hart wurde. Auf einmal kommt Maschinchen rüber, reißt Marta das Ding aus der Hand, drischt damit auf Geizhalschen ein und hat eine diebische Freude daran, dass das Zeug, wenn man's drückt, abwechselnd hart und weich wird. Geizhalschen balgt sich mit ihm herum, nimmt ihm das Ding weg und flitzt damit zu einer Traube von Kindern hinüber. Als ich dort ankam, hatten sich alle um sie versammelt und waren völlig fasziniert. Ich fuhr mit einem Taxi ins Apartment meines Kumpels zurück und nahm alles Eregin, das ich in die Finger bekam, in den Park mit. In den nächsten Stunden hab ich dann eine improvisierte Zielgruppenanalyse durchgeführt, indem ich die Kinder und ihre scharfen Kinder mädchen dabei beobachtete, wie sie mit dem Zeug herumspielten. Als Marta mich mit ihren langen, kühlen Fingern an der Hand berührte und sagte, es sei jetzt Zeit, die Kinder für ein Nickerchen nach Hause zu bringen, hatte ich bereits

fünfundzwanzig Ideen für Spielzeug, hatte mir acht verschiedene Möglichkeiten ausgedacht, wie man das Zeug als Kleiderverschluss verwenden kann, und diverse andere Einsatzmöglichkeiten ausgetüftelt, darunter die für ein transportables Kinderbett. Noch am selben Nachmittag rief ich meinen Kumpel an und erzählte ihm die ganze Geschichte; er wiederum rief seinen Chef an. Es endete damit, dass ich das Thanksgiving-Dinner im Haus seines Chefs in Westchester einnahm.«

»Hatten Sie denn keine Angst, dass er sich Ihre Ideen unter den Nagel reißen würde, ohne etwas dafür zu bezahlen?« Szandor ist von der Geschichte so gefesselt, dass er unbewusst eine Bandage auf- und wieder abwickelt.

»Der Gedanke ist mir gar nicht gekommen. Natürlich hat er genau das versucht, aber es hat ihm nichts genützt. Diese Leute waren Techniker; sie hatten keine Ahnung, wie normale Menschen mit ihrer Umgebung interagieren. Und man sah dem Zeug nicht ohne weiteres an, welche Vorzüge es hatte – da konnten sie sich noch so viele tolle Funktionsmöglichkeiten ausdenken und ein drei Finger dickes Handbuch erstellen. Nachdem sie sechs Monate an Prototypen herumgebastelt hatten, riefen sie mich an und boten mir eine zwei-prozentige Beteiligung an allen Produkten an, die ich für sie entwarf.«

»Das muss doch ein Vermögen gewesen sein«, wirft Szandor ein.

»Würde man annehmen, nicht? Leider haben sie Pleite gemacht, ehe sie etwas auf den Markt bringen konnten. Sie hatten ihr ganzes Kapital in die Forschung und Entwicklung gesteckt und später nichts mehr übrig, um zu produzieren. Aber mein Kumpel fand bald eine neue Stelle in einer Firma, die an neuartigen Küchenutensilien aus osmotischen Einweg-Materialien arbeitete. Er zeigte den Leuten die Sachen, die ich mit dem Eregin angestellt hatte, und von jetzt auf nachher machte ich dort eine spitzenmäßige Karriere.«

»Hört sich wirklich toll an.«

»Ist auch toll. In meinem Job fungiere ich als Anwalt des Benutzers. Ich beobachte, was die Benutzer eines Produkts machen und wie sie es machen, versuche herauszufinden, was sie eigentlich machen wollen, und dementsprechend scheuche ich die Techniker herum und Sorge dafür, dass sie die Barrieren entfernen, die sie errichtet haben. Techniker sind nämlich im Grunde hoch spezialisierte Autisten, die keine Ahnung haben, wie normale Menschen etwas anpacken.«

Der Arzt kichert. »Hören Sie«, er holt sich ein Nikotinsubstitut hervor, eine dieser Zigarettentrappen, die die orale, chemische und gewohnheitsmäßige Abhängigkeit befriedigen, aber ohne den gesundheitsschädlichen Rauch. »Es fällt zwar

nicht in mein Fachgebiet, aber Sie scheinen ein im Grunde vernünftiger Mensch zu sein, mal abgesehen von Ihrem Ausflug aufs Dach. Jedenfalls sind Sie nicht so wie die meisten Menschen, die wir hier untergebracht haben. Was machen Sie hier überhaupt?«

Erst jetzt fällt mir auf, wie jung Doktor Szandor ist, noch jünger als ich. Vielleicht sechsundzwanzig. Ich kann unter seinem Hemdkragen einige ausgefallene Tätowierungen hervorblitzen sehen und die langen zotteligen Strähnen zeugen noch von einem modischen Haarschnitt. Er dürfte der jüngste aller Mitarbeiter sein, die ich hier kennengelernt habe, und hat ein ganz anderes Temperament als die Zombies in den Laborkitteln, die die Zombies in den Filzlatschen beaufsichtigen.

Und deshalb erzähle ich ihm meine Geschichte, zumindest deren Höhepunkte. Je mehr ich über Linda und Fede rede, desto dämlicher kommt mir mein eigenes Verhalten vor.

»Warum haben Sie sich mit dieser Linda überhaupt eingelassen?« Szandor saugt an seinem Zigarettensatz.

»Vermutlich aus den üblichen Gründen.«

»Jetzt will ich Ihnen mal was erzählen.« Inzwischen hat er die Füße auf den Tisch gelegt und die Hände im Nacken verschränkt. »Es ist das Klügste, was mein Vater je zu mir gesagt hat. Damals, kurz vor dem Medizinstudium, war ich gerade

drauf und dran, mich von meiner Schulfreundin zu trennen. Sie war eigentlich ganz nett, aber, nun ja, etwas *labil*. Inzwischen war ich schon so weit, dass ich mich jedes Mal duckte und in Deckung ging, wenn ich anderer Meinung war als sie, weil ich damit rechnen musste, dass sie wieder mal einen Tobsuchtsanfall bekommen würde. Also nahm mein Vater mich zur Seite, legte seinen Arm um mich und sagte: »Szandor, du weißt, ich mag deine Freundin, aber sie ist verrückt. Nicht nur leicht verrückt, sondern völlig verrückt. Vielleicht wird sich das eines Tages geben, aber wenn es besser wird, dann ganz bestimmt nicht deinetwegen. Vertrau mir, ich kenn mich damit aus. Durch Ficken kannst du ein durchgeknalltes Mädchen nicht wieder zu Verstand bringen, mein Sohn.«

Ich lächelte unwillkürlich. »Ein wahres Wort. Aber hart.«

»Hart ist relativ. Wie hart ist es zum Beispiel, wenn jemand aufgrund von fabrizierten Indizien in eine Nervenheilanstalt eingeliefert wird? Mittels einer Zwangseinweisung?«

Allmählich habe ich den Eindruck, dass Doktor Szandor mir glaubt. »Allmählich habe ich den Eindruck, dass Sie mir glauben.«

Er kaut nervös auf seinem Zigarettensatz herum. »Nun ja, warum auch nicht? Sie sind nicht verrückter als ich, so viel steht für mich fest. Sie

haben hübsche Ideen. Und ihre Geschichte klingt recht plausibel.«

Ich bin ganz aus dem Häuschen, weil ich mich über sein Vertrauen so freue. »Ist das Ihre professionelle Meinung?«

»Tut mir leid, nein. Ich bin kein Facharzt für Psychiatrie, deshalb kann ich mir gar kein professionelles Urteil über Ihren Geisteszustand erlauben. Ich spreche hier nur als Laie.«

»Oh, na gut.«

»Und was sagen die Profis hier zu Ihrem Befinden?«

»Na ja, die sagen mir nicht viel, aber soweit ich Einblick habe, sitze ich hier vorläufig fest. Das Gericht hat mich als unzurechnungsfähig eingestuft und angeordnet, dass ich bleiben muss, bis ich wieder zurechnungsfähig bin. Leider hat mir niemand erklärt, was einen Menschen als zurechnungsfähig ausweist und wie man dahin gelangt. Wenn ich um eine Erklärung bitte, wirft man mir vor, ich würde Zicken machen. Und natürlich hab ich noch mehr Zicken gemacht, als ich aufs Dach ausgebüchst bin. Ich hab das Gefühl, ganz schön in der Scheiße zu stecken. Wissen Ihre Kollegen eigentlich von dem Wagen?«

»Von welchem Wagen?«

»Ich meine den auf dem Parkplatz, der explodiert ist.«

Doktor Szandor lacht so laut, dass sein Zigaret-

tenersatz durchs Zimmer fliegt und in einem Eimer für medizinischen Sondermüll landet. »Sie Schweinehund – das waren Sie?«

»Ja.« Ich trommle mit den Füßen gegen die Blechschränke unter dem Untersuchungstisch.

»Mensch, das war *mein* Wagen!«

»Oh, Scheiße. Tut mir wirklich sehr leid.«

»Nein, nein.« Er fingert in seiner Tasche herum und wickelt ein frisches Substitut aus. »Macht nichts. Die Versicherung bezahlt alles. Ich kauf mir ein Motorrad. *Wrumm, wrumm!* Aber trotzdem, was für ein Zufall.«

Zufall. Als er an seinem Schnuller saugt, macht er ekelhafte Geräusche, wie ein mampfender Hamster im Käfig. »Sagen Sie mal, Szandor, verdrücken Sie sich manchmal ins Treppenhaus, um eine Zigarette zu rauchen? Und benutzen Sie dort ein Stückchen Alufolie als Aschenbecher? Und stellen Sie etwas in die Tür, damit sie nicht zufällt?«

»Wieso fragen Sie?«

»So bin ich nämlich aufs Dach gekommen.«

»Oh Scheiße.«

»Das bleibt unter uns. Wenn man mich fragt, sage ich einfach, dass ich nicht weiß, wie ich entkommen bin. Schließlich bin ich unzurechnungsfähig, nicht?«

»Sie sind ein prima Kerl, Art. Wie, zum Teufel, kriegen wir Sie hier raus?«

»He, was?«

»Nein, ehrlich. Es gibt doch keinen vernünftigen Grund für Sie hierzubleiben, nicht? Sie belegen nur ein wertvolles Klinikbett.«

»Na ja, ich weiß Ihr Mitgefühl wirklich zu schätzen, aber ich fürchte, sobald Sie mich ziehen lassen, werden Ihre Kollegen mich für eine ganze Weile mit Drogen vollpumpen.«

Er verzieht das Gesicht. »Da könnten Sie recht haben. Die Jungs stehen auf so was. Leben Ihre Eltern noch?«

»Was? Nein, sie sind beide tot.«

»Aha. Plötzlich gestorben?«

»Ja. Papa ist ertrunken. Und Mama ist gestürzt, als ...«

»Ja, ja! Psst. Mama ist plötzlich gestorben. Sie hat wahrscheinlich Haldol geschluckt, als es geschah, niedrig dosiert, gegen Angst und Unruhe, stimmt's?«

»Hä?«

»Vermutlich war es so. Wahrscheinlich hatten die Medikamente bei ihr eine fatale Nebenwirkung, sie hat allergisch reagiert. Sekudentod-Syndrom. Die allergische Reaktion ist erblich. Und Sie sagen, sie ist gestürzt? Sicher ein Anfall. Wir werden Sie auf die Warteliste für die Computertomografie setzen, aber es wird mindestens einen Monat dauern, bis Sie rankommen. Gut möglich, dass Sie ein Epileptiker sind, ohne es zu wissen.

Mann, es erfordert hier schon eine Woche Papierkram, nur um die radioaktiven Isotope für die Untersuchung zu besorgen. Sie dürfen kein Thorazin schlucken, junger Mann, solange wir nicht mit Sicherheit ausschließen können, dass es Sie auf der Stelle umbringt. Der Rechtsberater der Klinik hat vor nicht einmal einem Monat einen sehr eindringlichen Vortrag zu diesem Thema gehalten. Ich werde in Ihre medizinische Vorgeschichte einen entsprechenden Vermerk eintragen.« Er nahm sein Komset und kritzelte irgendetwas.

»Wäre mir nie in den Sinn gekommen. Ich bin beeindruckt.«

»Es gehört zu den Dingen, mit denen ich schon eine ganze Weile herumspiele. Natürlich halte ich psychiatrische Betreuung für einen Segen, aber ich finde, man könnte sie besser umsetzen. Ein guter Anfang wäre es zum Beispiel, den Ärzten in der Psychiatrie die Rezeptblöcke wegzunehmen.«

»Oder man könnte offizielle Statistiken darüber führen, welcher Arzt welche Medikamente wie oft verschrieben hat. Die Liste könnte man dann in den Stationen aushängen, zur Information für die Angehörigen der Patienten.«

»Das ist wirklich *fies*! Gefällt mir. Man soll uns haftbar machen können, richtig? Was fällt Ihnen sonst noch ein?«

»Geben Sie den Patienten einen guten Grund, ihre Lokalisierungsmanschetten zu tragen. Am

besten modifiziert man diese Manschetten so, dass sie statistische Daten über die Beweglichkeit und die körperlichen Werte liefern. Dann kann man diese Daten mit der Medikation und anderen therapeutischen Maßnahmen abgleichen. Richten Sie einen Selbsthilfedienst ein, der automatisch Patienten zusammenführt, die auf Therapien ähnlich reagieren, damit sie ihre Erfahrungen miteinander austauschen können. Oh, und wenn man die Daten des einen Patienten mit den Lokalisierungsdaten anderer vergleicht, erhält man auch Aufschluss darüber, welche Therapien einen Patienten umgänglicher und geselliger machen. Man muss dazu nur erfassen, welche Patienten wie häufig Zeit mit anderen Patienten verbringen. Auf diese Weise würden Sie auch empirische Anhaltspunkte für Therapieerfolge bekommen.«

»Mann, das ist ja toll. Verdammt schlau! Wie stellen Sie das an?«

Vor Stolz schwillt mir mal wieder der Kamm. Es gefällt mir, wenn Leute merken, wie gut ich in meinem Job bin. Die Arbeit für V/DT hat meinem Ego heftig zugesetzt; was kein Wunder ist, schließlich hatte ich dort einen echten Scheißjob und habe die schlechtesten Benutzer-Szenarien entworfen, die man den Leuten überhaupt noch unterjubeln konnte. Meine Güte, hab ich das tatsächlich volle zwei Jahre durchgestanden?

»Das ist mein Job.« Ich zuckte bescheiden die Achseln.

»Was berechnen Sie für eine solche Arbeit?«

»Wieso, wollen Sie in den Markt einsteigen?«

»Wer weiß? Wenn mir eingefallen ist, wie ich Sie hier raus bringen kann, könnten wir uns vielleicht zusammentun, eine Firma gründen und neuartige Klapsmühlen entwerfen.«

Lindas erster Besuch bei Arts Großmutter verlief reibungslos. Als sie Art und Linda an der Union Station empfing, hatte Oma einen hinfälligen Gepäckträger dabei, der ungefähr so alt war wie sie, ein Überbleibsel aus einer vornehmeren Epoche des Schienenverkehrs, in der die Zugpassagiere noch sperriges Gepäck mit sich herumschleppten. Schon sein Anblick genügte – sofort schwirrten Art Pläne für Förderbandsysteme, Gepäckaufzüge und Gepäckwagen-Ausgaben durchs Hirn. Art und Linda hatten so wenig Gepäck dabei, dass es sich kaum lohnte, den alten Herrn zu bemühen, aber er markierte ihre Gepäckstücke pflichtbewusst mit einem Stück Kreide, wuchtete sie auf seinen Karren und rollte ihn zu den Dienstaufzügen.

Oma umarmte Art ausgiebig und verdrückte ein paar Tränen. Sie war nicht so zerbrechlich, wie er sie in Erinnerung hatte, sondern wirkte größer und stämmiger. Der Geruch ihres Puders und die vertraute Akustik der gewölbeartigen Bahnsteige von Union Station versetzten ihn zurück in seine Kindheit in Toronto, in häuslichere Zeiten, bevor er

angefangen hatte, mit seinem Tag-Nacht-Rhythmus herumzuspielen.

»Oma, das ist Linda.«

»Oh, wie schön, dich endlich kennenzulernen.«
Oma griff nach Lindas Händen. »Nenn mich Julie.«

Linda schenkte ihr ein hübsches, breites Lächeln, das ihre Zähne blitzen ließ. »Julie, Art hat mir alles über dich erzählt. Ich bin mir ganz sicher, dass wir bald gute Freundinnen sein werden.«

»Aber natürlich. Seid ihr hungrig? Habt ihr im Zug was zu essen bekommen? Nach einer so langen Reise seid ihr bestimmt erschöpft. Was möchtet ihr zuerst tun, essen oder ausruhen?«

»Also, wenn's nach mir geht, würde ich mir gern die Stadt ansehen«, erwiderte Linda. »Dein Enkel gähnt allerdings schon seit Buffalo.« Sie legte Art einen Arm um seine Hüfte und zwickte ihn in den Bauch.

»Was seid ihr doch für ein schönes Paar. Du hast mir gar nicht erzählt, dass sie so hübsch ist, Arthur.«

»Jetzt geht's los«, sagte Art. »Gleich fragt sie, wie's mit Urenkeln aussieht.«

»Red keinen Blödsinn.« Oma gab ihm einen spielerischen Klaps auf den Kopf. »Warum musst du immer so übertreiben!«

»Also, ich halte es für eine glänzende Idee«, erklärte Linda. »Wie viele wollen wir haben? Zwei? Drei? Vier?«

»Am besten gleich zehn.« Art küsste sie auf die Wange.

»Oh, zehn schaffe ich nicht, aber fünf sind ein guter Kompromiss. Also machen wir fünf. Das erste nennen wir Julie, wenn's ein Mädchen wird, oder Julius, wenn's ein Junge ist.«

»Ich sehe schon: Wir werden gut miteinander auskommen.« Oma führte die beiden zur Straße, wo der Gepäckträger ihre Taschen in ein Taxi geladen hatte.

Sie aßen bei Lindy's an der Yonge Street zu Abend, mitten im Rotlichtviertel. Das Steakhaus existierte schon seit fast einem Jahrhundert, und die mit verschlissenen rotem Vinyl überzogenen Sitzbänke und die fetten, mit Meerrettich und klassischer englischer HP-Sauce überhäuften Rippchen waren noch genauso, wie Art sie in Erinnerung hatte. Auf der Fahrt zum Restaurant waren Art die Lichter der Stadt zwar bezaubernd, aber sehr bescheiden vorgekommen; nach einer Woche New York empfand er selbst die Werbetafeln über den Pornoläden als überaus dezent. Nachdem er ein Steak vom Umfang seines Schädels verspeist hatte, versank er in die Trägheit, die so oft auf ein üppiges Mahl folgt. Das Einzige, was er noch herausbrachte, war ein zufriedenes Rülpsen. Währenddessen plapperten Oma und Linda wie alte Freundinnen, schmiedeten Pläne für die kommende Woche und einigten sich auf einen Besuch

im Zoo, einen Ausflug zur Insel, eine Tagesreise zu den Niagarafällen, eine Fahrt zur Spitze des CN Tower. Es war das komplette touristische Programm, das Art schon in der Grundschule hinter sich gebracht hatte.

Als Art sich endlich ins Bett legte, den Bauch voll mit unverdaulichem Fleisch, fühlte er sich wunderbar und mit der ganzen Welt ausgesöhnt. Linda stieg zu ihm ins Bett, klaute ihm ein Kopfkissen und eine Decke und kuschelte sich an ihn.

»Das ist gut gelaufen«, bemerkte Art. »Ich bin froh, dass ihr zwei so toll miteinander auskommt.«

»Ich auch, Schatz.« Linda küsste seine mit einem T-Shirt bedeckte Schulter. Art hatte die Skrupel, unter dem Dach seiner Oma ein Bett mit seiner Freundin zu teilen, schließlich beiseitegeschoben, aber irgendwie kam es ihm ungehörig vor, wenn er dabei nackt war.

»Das wird eine tolle Woche«, sagte er. »Ich wünschte, sie würde nie zu Ende gehen.«

»Tja.« Gleich darauf begann Linda, den Kopf an seinen Hals geschmiegt, zu schnarchen.

Als er am nächsten Morgen aufwachte, war Art stocksteif, aber bester Laune. Er streckte sich auf dem Bett aus, nahm beiläufig zur Kenntnis, dass Linda aufgestanden war, und watschelte ins Bad, um seine Blase zu entleeren. Er war schon drauf und dran, wieder ins Bett zu kriechen, als er einen

schon vertrauten, nervtötenden Wortschwall hörte: Wieder einmal stritt Linda via Komset mit jemandem herum. Er öffnete die Tür zu seinem alten Schlafzimmer, und da stand sie mit dem Komset, ins Licht der Morgensonne getaucht, splitternackt und bildschön, den Blick ins Leere gerichtet, und brüllte wie eine Irre.

»Nein, verdammt noch mal, nein! Nicht hier. Mein Gott, hat dir jemand ins Gehirn geschissen? Ich hab *nein* gesagt!«

Als Art eine Hand nach ihr ausstreckte, fiel ihm auf, dass ihr Rücken bebte und sichtlich verkrampft und angespannt war. Er zog die Hand zurück und kramte stattdessen leise in seiner Reisetasche herum, um Klamotten zum Wechseln herauszusuchen.

»Es geht im Moment wirklich nicht. Ich bin bei Arts Großmutter zu Besuch, kapiert? Ich ruf dich später noch mal an.« Sie warf das Komset aufs Bett und wirbelte herum.

»Alles in Ordnung?«, fragte Art zaghaft.

»Nein, verflucht, es ist nicht alles in Ordnung.«

Art zog seine Hose an und betrachtete dabei Lindas Komset, das von hunderttausend wütend abgebrochenen Gesprächen ganz zerbeult und zerkratzt war. Es gefiel ihm überhaupt nicht, wenn sie sich so aufregte und eine Wut ausstrahlte, als wollte sie am liebsten auf jemanden einschlagen.

»Ich fürchte, ich muss fahren«, erklärte sie.

»Wohin?«

»Nach Kalifornien. Das war wieder mein bescheuerter Ex. Ich muss die Sache endlich mal mit ihm klären.«

»Dein Ex weiß, wer ich bin?«

Sie sah ihn ausdruckslos an.

»Du hast ihm doch gesagt, dass du bei meiner Großmutter zu Besuch bist. Weiß er, wer ich bin?«

»Ja, er weiß es. Ich hab's ihm gesagt, damit er mich in Ruhe lässt.«

»Und du musst wirklich nach Kalifornien?«

»Ja. Ich muss heute noch nach Kalifornien.«

»Aber wieso denn heute? Wir sind doch gerade erst angekommen!«

»Hör mal, du hast deiner Oma und deinen Freunden hier doch so viele Neuigkeiten zu erzählen. Du wirst mich gar nicht vermissen. Ich bin nur ein paar Tage unterwegs, dann komme ich zurück.«

»Wenn's denn unbedingt sein muss.«

»Es muss sein.«

Während Linda ihre Sachen wieder in den Rucksack packte, erklärte er Oma, so gut er konnte, die neue Situation. Später begleitete er Linda zum Taxi. Schon wieder malträtierte sie ihr Komset, um kurzfristig ein Ticket nach Los Angeles zu ergattern. Nach Lindas Aufbruch blieb er in der Einfahrt zum Haus seiner Großmutter stehen und rief Fede an.

»He, Art! Wie ist es in Toronto?«

»Woher weißt du denn, dass ich in Toronto bin?«, fragte Art, aber er kannte die Antwort bereits. In diesem Moment wusste er Bescheid, auch wenn er nicht hätte erklären können, woher und warum. Er wusste einfach, dass Linda mit Fede telefonierte hatte. Er wusste, dass Linda sich heute früh mit Fede gestritten hatte und nicht mit ihrem bescheuerten Ex (meine Güte, sogar er nannte dieses arme Schwein schon den *bescheuerten Ex*). Herrgott noch mal, es war *fünf Uhr morgens* an der Westküste. Es konnte gar nicht ihr Ex gewesen sein. Er wusste es einfach.

»Hab einfach gut geraten«, erwiderte Fede leichthin. »Wie läuft's denn so?«

»Hervorragend. Es ist wirklich schön, die alte Heimatstadt und die ganzen Leute mal wiederzusehen. Und wie läuft's mit Perceptronics? Wann soll ich wieder in Boston sein?«

»Na ja, wir machen Fortschritte, wenn auch langsam. Wie heißt es so schön? Eile mit Weile. Aber du brauchst dir keine Sorgen zu machen. Entspann dich einfach. Ich ruf dich an, wenn das Geschäft unter Dach und Fach ist, dann fährst du nach Boston zurück, wir sprechen alles durch und freuen uns des Lebens. Also mach dir keine Gedanken, ja?«

»Also gut, Fede.« Art hörte ihm nicht mehr zu. Fede hatte in seinen Blabla-Modus umgeschaltet

und Art überlegte, warum Linda wohl mit Fede telefoniert und gleich danach einen Flug nach L. A. gebucht hatte. »Wie läuft's in London?«, fragte er mechanisch.

»Wunderbar«, erwiderte Fede ebenso mechanisch. »Natürlich fehlt etwas, wenn du nicht da bist.«

»Na denn, bis bald.«

»Tschüss.«

Plötzlich hatte Art Lust, Fedes Hinterhältigkeit mit eigener Hinterhältigkeit zu beantworten. Deshalb rief er Linda an, die noch im Taxi saß. »Hallo, Süße.«

»He, du«, erwiderte sie gereizt.

»Hör mal, ich hab gerade mit meiner Oma gesprochen. Sie ist sehr traurig, dass du abreisen musstest, denn sie hat dich wirklich ins Herz geschlossen.«

»Ich mag sie auch sehr gern.«

»Schön zu hören. Ich muss dir noch was sagen«, er holte tief Luft, »Oma hat einen Pullover für dich gestrickt. Für mich hat sie auch einen gemacht, sie strickt nämlich gern. Und jetzt hat sie mich gebeten, ihn dir nachzuschicken. Der Pullover ist wirklich schön geworden. Wenn du mir die Postadresse von deinem Ex gibst, kann ich dir den Pullover mit dem Paketdienst dorthin schicken und du kannst ihn bei ihm abholen.«

Längeres Schweigen am anderen Ende. »Es

reicht doch, wenn du ihn mir gibst, wenn wir uns wiedersehen, oder?»

Volltreffer, dachte Art. »Na ja, das wäre wohl am einfachsten, aber meine Oma ... Ich weiß nicht so recht. Ihr liegt wirklich viel daran. Sie würde sich so freuen, wenn du den Pullover gleich bekommst.«

»Ich weiß nicht, ob das eine besonders gute Idee ist. Mein Ex könnte ihn zerfetzen oder so was.«

»Ach, ich glaube nicht, dass er so was tun würde. Ich könnte ja dafür sorgen, dass das Paket erst nach deiner Ankunft geliefert wird, dann kannst du es persönlich entgegennehmen und den Empfang mit deiner Unterschrift bestätigen. Was meinst du?»

»Es wäre mir wirklich lieber, wenn ...«

»Komm schon, Linda. Ich weiß, es ist bescheuert, aber es geht um meine Oma. Sie mag dich wirklich.«

Linda seufzte. »Ich schick dir die Adresse sofort per Komset, okay?«

»Danke, Linda.« Art sah, wie auf dem Display seines Komset eine Adresse in Van Nuys auftauchte. Dieser Stadtteil von Los Angeles lag mitten in San Fernando Valley. »Super. Gute Reise. Und lass dich von deinem Ex nicht runterziehen.«

Bewaffnet mit dem Namen von Lindas bescheuertem Ex, machte Art sich sofort ans Werk.

Seiner Oma sagte er, er müsse ein, zwei Stunden einigen Schriftverkehr erledigen, werde aber auf jeden Fall mit ihr und Pater Ferlenghetti zu Abend essen. Unverzüglich setzte er sich mit der Tastatur, die er mit Klettband an seinem Oberschenkel befestigte, auf die Sonnenterrasse des Häuschens.

Trepan: Hallo!

Colonelonic: Trepan! Hallo, wie läuft's? Ich hab gehört, dass du mal wieder an der Ostküste bist!

Trepan: Stimmt genau. Daheim in Toronto. Wie läuft's bei dir?

Colonelonic: Wie immer. Ich versuche gerade, meinen Tagesjob zu kündigen.

Trepan /vertraulich an Colonelonic: Arbeitest du immer noch bei Merrill-Lynch?

##Colonelonic (vertraulich): Klar.

Trepan /vertraulich an Colonelonic: Hast du immer noch Zugriff auf Lexis-Nexus?

##Colonelonic (vertraulich): Sicher – aber sie sitzen uns im Nacken, weil die Accounts missbraucht werden. Jede Suche wird protokolliert und muss abgerechnet werden.

Trepan /vertraulich an Colonelonic: Kannst du mir Informationen über einen bestimmten Kerl besorgen? Nur einen.

##Colonelonic (vertraulich): Über wen denn? Warum?

Trepan /vertraulich an Colonelonic: Es ist eine dumme Sache. Ich glaube, dass jemand, den ich kenne, mit ihm ins Geschäft kommen will, aber ich traue ihm nicht. Vielleicht leide ich ja nur unter Verfolgungswahn, trotzdem ...

##Colonelonic (vertraulich): Ich weiß nicht so recht, Mann. Ist es wirklich so wichtig?

Trepan /vertraulich an Colonelonic: Ach, Mist. Pass auf, es geht um meine Freundin. Ich glaube, sie bumst mit diesem Kerl. Ich will einfach nur rausfinden, wer das ist und was er macht, weißt du.

##Colonelonic (vertraulich): Junge, Junge. Echt scheiße. Na gut – meld dich am besten noch mal in zwei Stunden. Im Büro gegenüber sitzt ein Typ, der sich nie ausloggt, wenn er Mittagspause macht. Ich schleich mich rüber und starte die Suche von seinem Rechner aus.

Trepan /vertraulich an Colonelonic: Super. Danke.

##Übertrage Adressbucheintrag >Toby Ginsburg< an Colonelonic. Empfang bestätigt.

Trepan /vertraulich an Colonelonic:
Nochmals vielen Dank.

##Colonelonic (vertraulich): Schau
später noch mal rein – dann hab ich was für
dich.

Als Art sich ausloggte, empfand er fast ein Hochgefühl. Er würde sie drankriegen. Egal, was Fede und Linda ausgeheckt hatten: Er würde es herausfinden und die beiden zur Rechenschaft ziehen. Aber was konnte es bloß sein?

Eine Woche, nachdem ich in die Klapsmühle eingeliefert worden war, besuchten mich mein Cousin und meine Cousine. Wir hatten uns nie sonderlich nahegestanden, und in der Woche, die ich in Toronto vor allem damit verbracht hatte, Linda und Fede auf die Schliche zu kommen, war unsere Beziehung keineswegs enger geworden.

Ich habe nur einen Cousin und eine Cousine. Sie sind die Kinder meiner Tante väterlicherseits und ich habe sie erst kennengelernt, als ich zwanzig war und ein wenig Ahnenforschung betrieb. Sie stammen aus Ottawa Valley und wurden mit Hilfe staatlicher Zuwendungen (die Ottawa als Bundeshauptstadt Kanadas damals recht großzügig an die Bewohner der Region verteilte), mit von ihren Eltern – gealterten Hippies – bevorzugter Müsli-Kost und rustikalem Maisbrot großgezogen. Ihre ziemlich eigenartige Kindheit und Jugend mag der Grund dafür sein, dass wir nie ein Gespräch geführt haben, das ich als befriedigend bezeichnen würde. Haben Sie je einen militanten, aggressiven Hippie kennengelernt, der genau weiß, in welchen Arsch man kriechen muss, um

eine Baugenehmigung zu bekommen oder die Beseitigung einer Hanfanpflanzung zu verhindern? Es ist kein schönes Erlebnis.

Meine Cousine heißt Audie. Sie ist ein Jahr älter als ich und in diesem Zweig der Familie diejenige mit Köpfchen. Sie hat an der renommierten Queen's University in Kingston, Ontario studiert und mit einem Bachelor in Elektrotechnik und einem Magister in Politikwissenschaft abgeschlossen. Trotzdem ist sie später wieder in Ottawa gelandet, wo sie freiberuflich ahnungslose Abgeordnete bei Verhandlungen mit den Importeuren von Auftragsware aus Taiwan und Sierra Leone berät. Audie ist mit einem netten Kerl verheiratet, dessen Name mir ständig entfällt, und in fünf Jahren wollen sie Kinder haben; so steht es auf einem Zeitplan, den sie mir tatsächlich mal gezeigt hat, als ich in ihrer Gegend geschäftlich zu tun hatte und bei ihr im Büro vorbeischaute.

Mein Cousin heißt Alphie. Er ist drei Jahre jünger als ich und im Schatten seiner hochbegabten Schwester aufgewachsen. Er war der Pate der Skript-Kiddies von Ottawa Valley, ein mieser kleiner Hacker, der die Codes anderer Leute herunterlud, um den Copyright-Schutz auszutricksen und sich ein kleines Taschengeld damit zu verdienen, dass er illegal Spiele, Pornos, Musik und Videos verkaufte. Das ging so lange gut, bis die Bots der WIPO, der Weltorganisation zum Schutz geistigen

Eigentums, durch Netzwerkanalysen auf ihn aufmerksam wurden. Die Leute von WIPO rissen ihm den Arsch auf, ruinierten sein Geschäft und brachten ihn für sechs Monate in den Knast.

Audie und Alfie sind blond, rotbackig und ein bisschen untersetzt. Alle körperlichen Merkmale haben sie nicht von meinem Familienzweig, das heißt vom Zweig meines Vaters und seiner Schwester, sondern von ihrem Vater geerbt. Wenn man dazu noch berücksichtigt, dass ich erst als Erwachsener von ihrer Existenz erfuhr, versteht man vielleicht, dass sich nie eine enge Beziehung zwischen uns entwickelt hat. Es ist nicht so, dass ich sie nicht leiden kann, aber wir haben so wenig gemeinsam, dass ich mir in ihrer Gesellschaft vorkomme wie unter Zeitreisenden aus der langweiligsten historischen Epoche, die man sich vorstellen kann.

Dennoch haben sie sich die Mühe gemacht, mich im Irrenhaus zu besuchen.

Sie stießen just in dem Moment zu mir, als ich nach der Gruppensitzung mit verschränkten Armen und übereinander geschlagenen Beinen auf einem Sofa saß und im Sonnenlicht döste. Auf der Station war es mein Lieblingsplatz, wenn ich ein Nickerchen machen wollte. Mittlerweile hatte ich festgestellt, dass ein Schläfchen zwischen Gruppensitzung und Abendessen meinen Appetit anregte und meine Geschmacksnerven betäubte,

was den schauerhaften Fraß erträglicher machte.

Audie schüttelte mich leicht an der Schulter. Im ersten Augenblick nahm ich an, eine mit Betäubungsmitteln zugehörnte Mitpatientin wolle mich mal wieder zu einer Partie Dame nach überaus eigenartigen Regeln überreden, deshalb stieß ich ihre Hand weg.

»Wahrscheinlich haben sie ihn voll unter Drogen gesetzt«, sagte Audie. Die Stimme klang vertraut, aber ich konnte sie nicht einordnen, deshalb hob ich ein Augenlid, um die ins Sonnenlicht getauchte Silhouette zu mustern. »Jetzt wird er wach. Na los, du müder Tiger, du hast Besuch.«

Ich setzte mich mit einem Ruck auf und rieb mir die Augen. »Audie?«

»Genau. Und Alphie.« Alphies rosiges Gesicht schwebte in mein Blickfeld.

»Hallo, Art«, murmelte er.

»Na so was.« Während ich mich aufrappelte, streckte Audie die Hand aus, um mich zu stützen, was gar nicht nötig war. »Das ist ja ein Ding.«

»Überrascht?«, fragte Audie.

»Klar doch.« Audie drückte mir einen Blumenstrauß in die Arme. »Was macht ihr denn hier?«

»Ach, deine Großmutter hat mir erzählt, dass du hier bist. Ich hab sowieso in Boston zu tun, also bin ich einfach einen Tag früher geflogen, weil

ich mal nach dir sehen wollte. Und Alphonse ist mitgekommen – er ist jetzt mein Assistent.«

Fast wäre mir eine Bemerkung darüber herausgerutscht, wie passend es ist, wenn Vorbestrafte für Vertragspartner der Regierung arbeiten, aber ich biss mir noch rechtzeitig auf die Zunge. Und so trat plötzlich ein peinliches Schweigen ein.

»Tja«, sagte Audie schließlich. »Tja! Lass dich doch mal anschauen.« Sie erdreistete sich tatsächlich, einmal um mich herumzuspazieren, um mich von Kopf bis Fuß zu inspizieren. Nicht genug damit, gab sie dabei auch noch leise Geräusche von sich. »Siehst gar nicht so schlecht aus, Art. Vielleicht ein bisschen abgemagert. Alphonse hat dir eine Schachtel Kekse mitgebracht.« Alphonse trat vor und hielt mir die Schachtel hin, eine Familienpackung *President's Choice Ridiculous Chocoholic Extra Chewies*, eine kanadische Kekssorte, die ich als Kind ständig in mich hineingestopft habe. Kaum hatte ich sie gesehen, lief mir das Wasser im Mund zusammen.

»Ist wirklich schön, euch zu sehen, Audie und Alphonse«, brachte ich über die Lippen, ohne dabei zu sabbern – angesichts der Speichermenge, die sich in meinem Mund gesammelt hatte, eine eindrucksvolle Leistung. »Danke für das Care-Paket.«

Wir starrten einander verlegen an.

»Also, Art«, brach Alphonse das Schweigen, »wie gefällt's dir hier denn so?«

»Na ja, eigentlich nicht besonders. Meiner Meinung nach bin ich geistig voll da und nicht verrückter als eh und je. Es liegt einfach an einer Verkettung unglückseliger Zufälle und daraus folgenden Fehleinschätzungen der Situation, dass ich hier drinnen gelandet bin.« Ich verkniff mir, auf Alphies Hang zu Fehleinschätzungen hinzuweisen.

»Das ist ja ein Ding«, erwiderte Alphonie. »Ein echter Hammer. Wir sollten was dagegen unternehmen, meinst du nicht, Audie?«

»Das fällt nicht ganz in mein Fachgebiet«, bemerkte Audie ziemlich schroff. »Aber du weißt, dass ich dir helfen würde, wenn ich könnte, stimmt's, Art? Schließlich sind wir alle eine Familie.«

»Na klar«, erklärte ich großmütig. Aber als ich sie in diesem Moment ansah, meinen Cousin und meine Cousine, die tausend Mal öfter als ich in Schwierigkeiten geraten sind – ihr Sündenregister reicht von Trunkenheit am Steuer über Software-Piraterie bis zum Anbau verbotener Pflänzchen im Hinterhof –, fiel mir ein, dass sie trotz allem recht unbeschadet davongekommen waren. Und dabei regte sich in mir eine Spur verzweifelter Hoffnung.

»Nur ...«

»Nur was?«, fragte Alphonie.

»Nur ... Audie, könntest du dich vielleicht, natürlich nur, wenn du die Zeit dafür hast, ein biss-

chen umhorchten und herausfinden, ob einer deiner Geschäftsfreunde einen anständigen Anwalt kennt? Einen Anwalt, der dafür sorgen könnte, dass mein Fall noch einmal aufgerollt wird? Oder auch einen Psychotherapeuten oder Psychiater? Irgendjemanden, der mich unterstützen kann? Offen gestanden hab ich nämlich keine große Hoffnung, dass man mich hier jemals wieder rauslässt.«

Audie zuckte zusammen und sah ihren Bruder finster an. »Ich kenne wirklich niemanden, der in deinem Fall was unternehmen könnte«, sagte sie schließlich.

»Na ja, natürlich kennst du persönlich niemanden, wieso solltest du auch? Du hast ja keinen Bedarf.« Ich hatte selbst den Eindruck, irgendwas daher zu schwafeln, aber mir blieb keine Wahl. »Du doch nicht. Aber vielleicht hast du irgendwelche Bekannte oder Freunde, die jemanden kennen, der etwas unternehmen könnte? Es kann doch jedenfalls nicht schaden, wenn du dich mal umhörst, oder?«

»Da magst du recht haben.«

»Na wunderbar. Weißt du, das wäre wirklich fantastisch. Danke im Voraus, Audie, schon für den Versuch. Ehrlich, ich kann dir gar nicht genug danken. Diese Anstalt hier ... Nun ja, es ist hier wirklich schlimm.«

Jetzt war sie heraus, meine verzweifelte, jämmerliche Bitte um Hilfe. Von jetzt an konnte es nur

noch abwärtsgehen. Das Schweigen zog sich unerträglich in die Länge, bis ich es schließlich brach. »He, wo wir schon dabei sind, wie wär's, wenn ich euch beiden die Station zeige? Viel zu sehen gibt's zwar nicht, aber schließlich bin ich hier derzeit zu Hause.«

Und so zeigte ich ihnen alles: die Sabberer, die Fummler, die Kotzer, mein schreckliches kleines Zimmer, die zerkratzte Tischtennisplatte, die klebrigen Kartenspiele und den Fernseher, der hinter einem Gitter stand. Alphonse schien sich bei dieser Tour angenehm zu gruseln und verglich die Anstalt fortwährend mit dem neuen Knast in Kingston, Ontario, wo er seine sechsmonatige Strafe abgesessen hatte. Nachdem Audie den ersten Kotzer gesehen hatte, wurde sie ganz still, presste die Lippen aufeinander und überließ es Alphonse, meine Führung mit begeistertem Glucksen zu kommentieren.

»Art«, sagte Audie schließlich in verzweifeltem Ton, »meinst du, man erlaubt uns, dich auf eine Tasse Kaffee oder einen Spaziergang nach draußen aufs Gelände mitzunehmen?«

Ich fragte. Nachdem die Krankenschwester ihr Komset konsultiert hatte, schüttelte sie den Kopf.

»Leider nicht«, teilte ich den beiden mit. »Bewachte Ausflüge außerhalb der Station muss man einen Tag vorher anmelden.«

»Das ist wirklich schade.« Instinktiv verstand

ich Audies Strategie. »Wirklich schade. Aber da kann man wohl nichts machen. Ich würde sagen, wir fahren in unser Hotel zurück.« Ich drückte ihr einen trockenen Kuss auf die Wange, schüttelte Alphies schweißnasse Hand, und weg waren sie. Ich ließ das Abendessen ausfallen und verdrückte so viele Kekse, bis ich keine Schokolade mehr sehen konnte.

»Haben Sie zufällig ein Komset dabei?«, frage ich Doktor Szandor beiläufig.

»Wieso?«

»Ich würde mir gern ein paar Notizen machen. Die Ideen für die Klinik schriftlich festhalten, ehe ich wieder auf die Station muss.« Und das habe ich auch vor – neben anderen Dingen. Die Versuchung, mich einfach einzuloggen und meinen eigenen Kram durchzuziehen, ist wirklich groß.

»Kein Problem.« Er wirft einen Blick auf seine Armbanduhr. »Ich kann die Typen wahrscheinlich noch ein paar Stunden hinhalten. Sie können auch ruhig irgendwo anrufen oder sonst was erledigen.«

Doktor Szandor ist eine gute Seele.

Um sieben Uhr abends, die Sonne über dem See begann gerade unterzugehen, tauchte Pater Ferlenghetti auf und gesellte sich zu Art auf die Veranda. Während sie Limonade tranken, sahen sie zu, wie das Abendlicht die Wellen auf dem Ontario-See in strahlendes Gold tauchte.

»Dann erzähl mir mal, was du bisher aus deinem Leben gemacht hast, Arthur«, sagte der Pater. Er war in Würde gealtert, seit Art ihn das letzte Mal gesehen hatte. Seine Haut wirkte inzwischen fast durchscheinend. Mit dem Priesterkragen und der altmodischen großen Brille ähnelte er einer Figur aus einem Wachsfigurenkabinett.

Art hatte den Besuch des Paters völlig vergessen, bis Oma aus ihrer überheizten Küche gekommen war und ihn daran erinnert hatte. Hastig hatte er geduscht, eine frische Hose und ein fast sauberes T-Shirt angezogen und versprochen, sich um den Priester zu kümmern, während Oma das Abendessen zubereitete. Doch jetzt wünschte er, er hätte das Kochen übernommen.

»Ich arbeite derzeit in London«, erwiderte er.
»Es ist immer noch dieselbe Arbeit wie früher, nur

bin ich jetzt bei einem englischen Unternehmen angestellt.«

»Das hat mir deine Großmutter schon erzählt. Aber bist du auch zufrieden damit? Willst du es den Rest deines Lebens machen?«

»Wahrscheinlich schon.«

»Das klingt nicht sehr überzeugt.«

»Na ja, die Arbeit an sich macht schon Spaß. Nur ist die Unternehmensstrategie, ehrlich gesagt, ziemlich widerlich.«

»Aha. Tja, ich fürchte, daran kommt man heutzutage kaum vorbei, nicht?«

»Nein, vermutlich nicht.«

»Art, ich habe immer schon gewusst, dass du ein sehr kluger junger Mann bist. Aber wer klug ist, muss nicht unbedingt glücklich sein. Wenn du sehr viel Glück hast, blickst du in meinem Alter auf dein Leben zurück und bist froh, dass du es auf diese Weise gelebt hast.«

Ehe er sich eine Antwort überlegen konnte, rief Oma zum Essen. Als er am Tisch Platz genommen hatte, reichte seine Großmutter ihm einen Stift.

»Was soll ich damit?«

»Ich möchte, dass du die Tischdecke signierst. Schreib was Kurzes und signiere es mitsamt dem Datum, aber bitte sauber und leserlich.«

»Ich soll die Tischdecke signieren?«

»Ja. Ich hab gerade mit einer neuen angefangen. Ich lasse jeden Gast meine Tischdecke signie-

ren und dann sticke ich die Unterschriften ein. So hab ich eine Erinnerung an jeden, der mal zum Essen hier war. Das wird mal ein hübsches Familienerbstück für deine Kinder. Nach dem Essen zeig ich dir die früheren Decken.«

»Was soll ich denn schreiben?«

»Was du willst.«

Unter den strengen Blicken von Pater Ferlenghetti und Oma nahm er die Kappe des Filzschreibers ab und grübelte nach, aber ihm wollte nichts einfallen. Schließlich schrieb er: *Für meine Oma. Ganz gleich, wo ich bin, ich weiß, dass du immer an mich denkst.* Er unterzeichnete mit schwungvollem Strich.

»Schön. Jetzt können wir essen.«

Nach dem Essen hätte Art sich am liebsten eingeloggt und nachgesehen, ob Colonelonic irgendwas über Lindas Ex herausgefunden hatte, aber Oma, Pater Ferlenghetti und ein kleiner Stapel Leinendecken, in die gute Wünsche und Signaturen eingestickt waren, hielten ihn auf der Veranda fest. Als er die Stickereien, die ihn an Blindenschrift erinnerten, mit den Fingerspitzen betastete, erkannte er Namen aus seiner Kindheit wieder. Oma und Pater Ferlenghetti unterhielten sich bis spät in die Nacht. Irgendwann rüttelte Oma Art wach. Er war in ein Tischtuch gehüllt, das er wie eine warme Decke über sich gezogen hatte. Während er sich die Augen rieb und zu seinem Bett

schlurfte, faltete sie das Tuch zusammen und legte es weg.

Am frühen Morgen weckte ihn ein Anruf von Audie.

»Hallo, Art! Hier ist deine Cousine!«

»Audie?«

»Ja, natürlich Audie, wie viele Cousinen hast du denn?! Deine Oma hat mir erzählt, dass du zur Abwechslung mal in Kanada bist.«

»Ja, stimmt. Nur ein kleiner Urlaub.«

»Tja, warst ja schon lange nicht mehr hier. Was machst du denn eigentlich in London?«

»Ich arbeite als Berater für Virgin/Deutsche Telekom.« Dieser Teil des Gesprächs wiederholte sich jedes Mal, wenn er mit Audie zu tun hatte. Aus irgendeinem Grund konnte sie sich nicht merken, um was es in seinem Job ging.

»Als Berater für was?«

»Benutzerfreundliches Design. Ich helfe ihnen beim Entwurf ihrer interaktiven Projekte. Wie läuft's in Ottawa?«

»Und dafür wirst du auch noch bezahlt? Tja, man kann von Glück sagen, wenn man einen solchen Job an Land zieht.«

Art vermutete, dass Audie über seine Nische in der Arbeitswelt aufrichtig erstaunt war und ihn nicht etwa verspottete. Dennoch musste er sich zurückhalten, um nicht eine abfällige Bemerkung über den Mangel an nützlichen und greifbaren Re-

sultaten zu machen, wenn man, wie sie, Abgeordnete über die politische Ökonomie der Halbleiterproduktion in Ausbeuterbetrieben der PacRim-Gruppe auf dem Laufenden hielt.

»Und ob ich dafür bezahlt werde! Wie läuft's in Ottawa?«

»Erstaunlich gut. Und wieso London? Kannst du zu Hause keine Arbeit finden?«

»Doch, könnte ich schon. Als mir der Job angeboten wurde, wollte ich die Chance einfach nutzen. Sah damals vielversprechend aus. Wie läuft's in Ottawa?«

»Damals, wie? Dann kommst du also bald zurück? Willst du dort kündigen?«

»In nächster Zeit nicht. Wie läuft's in Ottawa?«

»In Ottawa? Zu dieser Jahreszeit ist es hier sehr schön. Alphie, Enoch und ich wollen am kommenden Wochenende mit dem Wohnwagen nach Calabogie fahren. Warum treffen wir uns nicht einfach? Du könntest dort schwimmen und wandern. Wir haben uns nah am Dock eine kleine Hütte mit Sauna gebaut. Da könntest du mit Alphie zusammen tüchtig schwitzen.«

»Klingt ja toll.« Art wünschte, er hätte Audies Talent, unvermittelt das Thema zu wechseln. »Hört sich wirklich gut an. Aber leider ... Na, du weißt schon. Ich will mich hier in Toronto mit Freunden treffen und hören, was in der Zwischenzeit alles passiert ist. Schließlich war ich lange nicht mehr

da. Tja.« Die Vorstellung, zusammen mit Alpie nackt, im Schneidersitz und mit schweißüberströmter Wampe in einem dampfgefüllten Holzschuppen zu sitzen, fand er so widerlich, dass er plötzlich hellwach war.

»Ach, das ist aber schade. Ich hatte wirklich gehofft, wir drei, Alpie, du und ich, könnten uns mal wieder treffen. Wir sollten wirklich mehr Zeit miteinander verbringen und in Kontakt bleiben, meinst du nicht?«

»Da hast du recht. Klar.« Ob verwandt oder nicht, Audie und Alpie waren für ihn im Grunde Fremde. Er verstand überhaupt nicht, wieso Audie so scharf darauf war, eine engere Beziehung zu ihm herzustellen, aber so waren die beiden nun mal. *Wieder Kontakt aufnehmen, miteinander in Verbindung bleiben.* Hippies eben. »Ja, das sollten wir wirklich tun. Wenn ich das nächste Mal in Kanada bin, besuch ich euch auf jeden Fall in Ottawa. Vielleicht zu Weihnachten. Wir könnten auf dem Kanal Schlittschuh fahren, was meinst du dazu?«

»Ja, prima. Ich trag dich schon mal für die Weihnachtswoche in den Kalender ein. Und ich schreib dir auch auf, was Alpie, Enoch und ich uns wünschen, damit du's bei deinen Weihnachtseinkäufen berücksichtigen kannst.«

Wunschlisten für Weihnachten, und das im Juli! Hippies mit einem Hang zur Pedanterie! Auf

welchem Planeten waren sein Cousin und seine Cousine eigentlich aufgewachsen?

»Danke, Audie, ich stell auch eine Wunschliste zusammen und schick sie dir bei Gelegenheit rüber, einverstanden?« Seine Blase machte ihm zu schaffen. »Ich muss jetzt los, ja?«

»Schön. Hör mal, Art, es war, na ja, wirklich toll, mal wieder mit dir zu reden. Ich fühle mich erst wie ein ganzer Mensch, wenn ich mit dir als engem Familienangehörigen Kontakt halte. Lass ihn nicht wieder abreißen, okay?«

»Okay. War für mich auch schön, mal wieder mit dir zu reden. Auf bald.«

»Ich wünsch dir eine gute Reise und dass all deine Wünsche in Erfüllung gehen.«

»Danke gleichfalls!«

Jetzt steht mir zwar ein Komset zur Verfügung, aber ich weiß nicht so recht, was ich damit anfangen soll. Oma anrufen? Audie? Fede? Mich in einen SÖZ-Chat einloggen und mal nachsehen, was jeder so treibt?

Wie wär's mit den Kunden in Jersey?

Da kommt mir eine Idee: Ich könnte ihnen ja einfach alles zur Verfügung stellen, alle Notizen, die ich für Fede und seinen dämlichen Patentantrag angelegt habe. Und dann überschreibe ich ihnen die exklusiven Patentrechte für einen Dollar sowie diverse Dienstleistungen (soll heißen: Ich erwarte von ihnen, dass sie mir einen vernünftigen Anwalt besorgen und mich aus diesem Drecksloch rausholen).

Mein letzter Anwalt war ein Schwachkopf. Er erwartete mich fünfzehn Minuten vor der Anhörung vor dem Gerichtssaal. Wir berieten uns in einem Privatzimmer, das mit seiner stickigen Atmosphäre und all dem Dreck an ein Bahnhofsklo erinnerte. »Art, ja, hallo, ich bin Allan Mendelson, Ihr Anwalt. Wie geht's Ihnen?«

Er war über 1,95 m groß, wog aber nicht mehr

als sechzig Kilo und sackte über seinem mageren Brustkorb zusammen, wenn er redete und dabei die Hände knetete. Sein Anzug sah so aus, als gehörte er einem Obdachlosen am Bahnhof Piccadilly. Die Klamotten waren zwar nicht gerade dreckig und passten ihm einigermaßen, wirkten aber irgendwie schäbig und so, als wären sie gar nicht seine eigenen.

»Na ja, nicht besonders gut«, erwiderte ich. »Die Ärzte haben heute Morgen meine Dosis heraufgesetzt, deshalb bin ich ziemlich fix und fertig. Ich kann mich nicht konzentrieren. Angeblich sollte mich das Zeug während der Fahrt hierher ruhig stellen. Mieser Trick, was?«

»Wie bitte?« Er scrollte gerade durch eine Datei auf seinem Komset, vermutlich meine Akte. »Nein, nein, das ist so üblich. Das hier ist kein Prozess, sondern eine Anhörung. Wir stehen hier alle auf derselben Seite.« Er suchte weiter. »Auf Ihrer Seite.«

»Also gut, meine Großmutter ist angereist, um für mich auszusagen.«

»Oh«, seufzte dieser Strippenzieher und schüttelte den Kopf. »Das halte ich für keine sonderlich gute Idee. Schließlich ist sie keine psychiatrische Fachkraft, oder?«

»Nein, aber sie kennt mich schon ein Leben lang. Sie weiß, dass ich weder für mich noch für andere eine Gefahr darstelle.«

»Tut mir leid, aber das ist nicht zweckdienlich. Wir alle lieben unsere Familien, aber das Gericht will Personen hören, die zu diesem Thema ein sachkundiges Urteil abgeben können. Selbstverständlich werden Ihre Ärzte zu Ihrem Fall aussagen.«

»Darf ich auch etwas sagen?«

»Wenn Sie unbedingt wollen. Aber ich fürchte, auch das ist keine besonders gute Idee. Wenn die Richterin Ihre Meinung hören will, wird sie von sich aus Fragen an Sie richten. Ansonsten sitzen Sie einfach ruhig da, machen keine Faxen und versuchen so gelassen und vernünftig wie möglich zu wirken.«

Mir war so, als hätte man mir Bleikugeln an Arme und Beine gehängt und eine weitere in meinem Kopf versenkt. Die neue Medikation trübte die Welt ringsum so ein, als blickte ich durch Milchglas, stopfte mir Watte in die Ohren und ließ meine Zunge anschwellen. Es dauerte eine Weile, bis seine Worte in mein Gehirn sickerten.

»Sie wollen also, dass weder meine Großmutter noch ich irgendetwas sagen und das Gericht nur die Ärzte hört?«

»Seien Sie nicht so störrisch, Art. Das hier ist lediglich eine Anhörung, um den Grad Ihrer Zurechnungsfähigkeit zu bestimmen. Eine Gruppe talentierter, professioneller Psychotherapeuten hat Sie in der vergangenen Woche beobachtet und

ist aufgrund dieser Beobachtungen zu bestimmten Schlussfolgerungen gelangt. Wenn jeder, dessen Zurechnungsfähigkeit vor Gericht geprüft wird, einen Haufen unwichtiger Zeugen mitbringen und lange Reden halten würde, wären die Gerichte für Jahrzehnte im Voraus ausgebucht. Dann würden andere Leute, die zur Beobachtung eingeliefert wurden, vergeblich auf ihre Anhörung warten. Davon hätte niemand etwas. Das verstehen Sie doch sicher, nicht wahr?«

»Eigentlich nicht. Ich finde, es wäre besser, wenn ich selbst für mich sprechen könnte. Das Recht habe ich doch, oder nicht?«

Er seufzte erneut und wirkte sehr genervt. »Wenn Sie darauf bestehen, kann ich Sie aufrufen. Aber als Ihr Anwalt rate ich Ihnen aufgrund meiner Erfahrungen, darauf zu verzichten.«

»Es wäre mir wirklich lieber.«

Er ließ sein Komset zuschnappen. »Wir sehen uns dann im Sitzungssaal. Der Gerichtsdienner wird sie reinbringen.«

»Können Sie meiner Großmutter mitteilen, wo ich bin? Sie wartet wahrscheinlich irgendwo im Gericht.«

»Tut mir leid, aber ich habe noch andere Fälle zu betreuen – ich fürchte, da bleibt keine Zeit, für Sie den Laufburschen zu spielen.«

Als er das kleine Büro verließ, fühlte ich mich so, als hätte mir jemand den Strom abgestellt. Die

Medikamente machten mir die Augenlider schwer und dämpften meine Wut und Panik. Später würde ich sicher wieder auf hundertachtzig sein, aber im Moment hätte ich meine Arme am liebsten auf dem schmierigen Tisch verschränkt und den Kopf darauf gestützt.

Die Anhörung war so kurz, dass ich kaum etwas mitbekam. Während ich neben meinem Anwalt saß, standen die Ärzte auf und legten ihre Berichte als Beweismittel vor. Ich glaube, die Stellungnahmen wurden nicht einmal vorgelesen, sondern nur an die Protokollantin des Gerichts weitergereicht. Meine Oma hatte hinter mir auf einem Stuhl Platz genommen, der durch eine Schranke vom eigentlichen Gerichtssaal abgetrennt war. Die ganze Zeit über ließ sie eine Hand auf meiner Schulter ruhen, was meine von den Medikamenten eh schon bleischweren Muskeln als zusätzliches Tonnengewicht empfanden.

»Na gut, Art.« Mein dämlicher Anwalt stupste mich an. »Jetzt sind Sie an der Reihe. Stehen Sie auf, aber fassen Sie sich kurz.«

»Euer Ehren«, begann ich, wusste aber nicht, wie ich fortfahren sollte. Die ganze wunderbare Rhetorik ließ mich im Stich. Die Richterin sah mich nur kurz an, dann tippte sie wieder auf ihrem Komset herum. Vielleicht spielte sie Solitär oder schaute sich einen Pornofilm an. »Ich habe um kurze Redezeit gebeten, damit ich selbst zu

meinem Fall aussagen kann. Mein Anwalt hat mir davon abgeraten, aber ich habe darauf bestanden. Es geht mir um Folgendes: Ich kann hier nicht gewinnen. Wie ich in der Psychiatrie gelandet bin, ist eine lange Geschichte, die ich nur kurz zusammenfassen will. Ich hatte eine Meinungsverschiedenheit mit einigen Kollegen, die etwas getan hatten, was ich für unmoralisch hielt. Daraufhin beschlossen diese Kollegen, mich für ein Weilchen aus dem Verkehr zu ziehen, damit ich ihnen die Tour nicht vermasselte und sie freie Bahn hatten. Also haben sie die Zwangseinweisung ausgeheckt und bei der Londoner Polizei ausgesagt, ich hätte den Verstand verloren. Und so wurde ich als angeblich gefährlicher Paranoiker zur Beobachtung in die hiesige Psychiatrische Klinik eingewiesen. Als das Klinikpersonal mich befragte, habe ich erklärt, was geschehen ist. Da ich behauptete, die Leute, die hinter meiner Zwangseinweisung steckten, hätten mir den Verfolgungswahn nur aus Eigeninteresse angedichtet, stuften die Ärzte mich als echten Paranoiker ein. Aber verraten Sie mir bitte, wie ich hätte beweisen sollen, dass ich *nicht* paranoid bin? Als ich zur Beobachtung eingeliefert wurde, stand doch vom ersten Moment an fest, dass man mich als unzurechnungsfähig betrachten würde. Ich hätte sonst was sagen oder tun können, egal was: Nichts hätte die Ärzte vom Gegenteil überzeugt.«

Die Richterin blickte vom Komset auf und betrachtete mich noch einmal von Kopf bis Fuß. Ich trug meine beste Tageskleidung: ein schlichtes weißes Hemd im schäbig-eleganten Londoner Stil, graue Wollhosen und einen schmalen blauen Schlips. In Großbritannien machte man damit einen recht schicken Eindruck, aber mir war klar, dass ich in den USA in diesem Aufzug wie ein älterer Missionar der Mormonen wirken musste, der zur Bekehrung seiner Mitmenschen die Häuser abklappert. *Rufe zum Handeln auf*, dachte ich. *Deine Rede muss stets mit einem Aufruf zum Handeln enden.* Auch diese schwachsinnigen Phrasen, die ich Lindas bescheuertem Ex verdanke, gehören zu der an der amerikanischen Westküste so beliebten *New Age*-Gehirnwäsche.

»Und deshalb wollte ich die heutige Verhandlung zu einer eigenen Stellungnahme nutzen. Damit Sie erfahren, was mir zugestoßen ist, und mir einen Rat geben. Wenn wir zur Abwechslung mal kurz davon ausgehen, dass ich *nicht* verrückt bin, wie kann ich dann vor diesem Gericht meine Zurechnungsfähigkeit beweisen?«

Die Richterin wiegte den Kopf so heftig hin und her, dass ihr die glänzende schwarze Haarmähne wie ein Wasserfall über den Rücken floss. Die ganze Anhörung ist mir nur noch verschwommen in Erinnerung, aber dieses Haar! Wann hat man je eine Staatsdienerin mit schönem langem Haar gesehen?

»Mr. Berry«, erwiderte sie. »Ich fürchte, ich kann Ihnen nicht viel raten. Es ist meine Pflicht, mir die Beurteilungen qualifizierter Fachleute anzuhören und auf dieser Grundlage eine Entscheidung zu fällen. Sie haben keinen qualifizierten Zeugen präsentiert, der Ihre Position unterstützt. In Ermangelung einer solchen Aussage habe ich keine andere Wahl, als Sie wieder in die Obhut des Psychiatrischen Dienstes zu übergeben, bis eine Gruppe qualifizierter Fachleute sich für Ihre Entlassung ausspricht.« Ich rechnete schon damit, dass sie mit dem Richterhammer klopfen würde, doch stattdessen gab sie nur etwas in ihr Komset ein und übermittelte den Beschluss der Protokollantin. Gleich darauf wurde ich abgeführt.

Ich hatte nicht einmal Gelegenheit, mit Oma zu sprechen.

##Adressbucheintrag >Toby Ginsburg<,
empfangen von Colonelonic

##Colonelonic (vertraulich): Der Kerl hat irgendwas vor. Ist in dieser Woche zweimal nach Boston geflogen. Hat eine Anzahlung für ein Haus in Orange County geleistet. Ein _großes_ Haus. Eine _große_ Anzahlung. Außerdem ein Auto gekauft: einen T-Bird-Oldtimer, Cabrio mit Benzinmotor! Hat CO2-Emissionsrechte für ein ganzes Jahr im Voraus bezahlt, um damit rumzufahren.

Trepan /vertraulich an Colonelonic: Na so was. Für wen arbeitet er?

##Colonelonic (vertraulich): Ist selbstständig. Hat letzte Woche beim Bund eine GmbH angemeldet. Der Laden nennt sich >TunePay, Inc.< Er ist der Vorstandschef, aber er hält nur eine Minderheit der Anteile. Die übrigen Gemeinschaftsanteile hält eine Scheinfirma in London. Mehr Einzelheiten hätte ich nur mit einem Rechnungsprüfungs-Tool der Steuerermittlung heraus-

finden können, und dann wäre ich hier im Handumdrehen rausgeflogen.

Trepan /vertraulich an Colonelonic:
Das reicht schon. Ich kann mir ungefähr vorstellen, was da läuft. Ich bin dir was schuldig, klar?

##Colonelonic (vertraulich): Blut-Schweiß&Tränen-Faktor = 0. Erzählst du mir irgendwann mal, um was es hier eigentlich geht? Aber nicht irgendeinen Quatsch über deine Freundin.

Trepan /vertraulich an Colonelonic:
Na, hör mal. Der Teil war nicht gelogen. Irgendwann erzähl ich dir vielleicht den Rest. Aber nicht heute. Ich muss nach London.

Arts Blickfeld pulsierte im schnellen Rhythmus seines Herzschlags. Mit einer Hand stopfte er die Klamotten in den Rucksack, mit der anderen buchte er über Komset ein Ticket nach London. Während er seiner Großmutter am Kühlschrank eine Notiz hinterließ und gleichzeitig das Taxi bestellte, perlte ihm Schweiß über die Stirn.

Als er bei der Luftsicherheitskontrolle endlich an die Reihe kam, war er kurz davor auszurasten. Der Wachmann tastete ihn mit dem Ultraschallgerät ab, sah ihn durch die Röntgenbrille von oben bis unten an und ließ ihn danach zweimal durch

den Chromatografen laufen. Art bemühte sich, beherrscht zu atmen, doch es wollte ihm nicht gelingen. Während er mehrmals tief Luft holte, dachte er über seine Situation nach: *Na gut erst mal beruhigen gut so schließlich flieg ich gleich nach London um meinen guten Freund Fede mit der Tatsache zu konfrontieren dass er mich beschissen hintergangen meine Freundin dazu benutzt hat mich abzulenken und Linda dieses Miststück ist jetzt in Los Angeles und schläft mit ihrem bescheuerten Ex und dieser Ex will mir meine Ideen klauen und als seine eigenen verkaufen dieser Oberarsch und legt bei dieser Gelegenheit auch gleich Linda flach und lacht sich bestimmt schimmelig über den dummen alten Art der in Toronto herumhängt und Däumchen dreht o ja dafür wird Fede bezahlen und zwar anständig ...* Und schon schnaufte Art wieder durch die Nase, hyperventilierte und verlor jede Beherrschung. Schließlich fragte ihn der Mann vom Sicherheitsdienst, ob er einen Arzt brauche, doch Art winkte ab. »Nein, es geht schon, ich bin nur etwas neben der Spur, weil einer meiner Freunde unerwartet gestorben ist. Ich fliege zur Beerdigung nach London.« Die Erklärung stellte den Mann offenbar zufrieden, denn er ließ Art endlich durch.

Er unterdrückte den Drang, sich während des Fluges zu besaufen und brachte stattdessen seinen Sitz zum Beben, indem er so heftig mit den Beinen herumzappelte, dass sein Sitznachbar –

ein älterer Geschäftsmann, der bisher mit gerunzelter Stirn über Tabellenkalkulationen gebrütet hatte – schließlich eine Hand auf Arts Knie legte und sagte: »Schalten Sie den Motor aus, Junge. Er wird Ihnen noch durchbrennen, wenn sie ihn bis Gatwick in dieser Höhe im Leerlauf arbeiten lassen.«

Als die Stewardess den Wagen mit zollfreien Waren durch den Gang schob, wäre Art fast vom Sitz gesprungen, denn der Karren war mit fantastischem altem Whiskey in originellen Geschenkflaschen beladen. Man hatte die Wahl zwischen Schotten mit wehendem Kilt oder betrunkenen Kobolden, die an Laternenpfählen hangelten. Doch er beherrschte sich.

Während er beim britischen Zoll anstand, war er derartig nervös und geladen, dass er sich am liebsten eine ganze Packung filterlose Player's auf einmal in den Mund gestopft und mit einem Schweißbrenner angezündet hätte. Es war noch nicht einmal 06:00 MGZ, und der Sikh hinter dem Schalter machte den Eindruck, als wären die Augen unter dem Turban noch auf Halbmast. Allerdings wachte er sofort auf, als Art über die rote Linie trat, beide Hände auf den Schalter knallte und sie als Hebel benutzte, um sich daran aufzurichten.

»Was ist der Anlass Ihres Aufenthalts in England, Sir?«

»Ich arbeite für Virgin/Deutsche Telekom. Soll ich Ihnen mein Visum übermitteln?« Seine Hände zitterten so heftig, dass ihm das Komset aus der Hand rutschte und mit einem Scheppern, das nichts Gutes verhieß, auf dem harten Boden aufschlug. Er hob es auf, betastete die neue Beule im Deckel, klappte es auf und gab mit dem (ziemlich schmutzigen) Zeigefinger den Befehl für die Übermittlung ein.

»Danke, Sir. Tür Nummer zwei bitte.«

Art wollte schon zum Gepäckkarussell hinübergehen, als er plötzlich begriff, was der Mann gesagt hatte: Der Zoll wollte ihn filzen! Gottverdammte Scheiße! Nervös wartete er in dem kleinen Abfertigungsraum, bis ein weiterer Zollbeamter auftauchte, sich in Arts Komset einloggte, die Personalien und Beglaubigungsschreiben überprüfte und ihn eingehend betrachtete.

»Fühlen Sie sich nicht gut, Sir?«

»Bin nur ein bisschen aufgedreht«, erwiderte Art und bemühte sich verzweifelt, einigermaßen normal zu klingen. Er überlegte, ob er noch einmal die Geschichte vom verstorbenen Freund erzählen sollte, aber im Gegensatz zu dem kleinen Mann vom Sicherheitsdienst hatte dieser Zollbeamte die Möglichkeit (und vielleicht auch die Lust), seine Angaben zu überprüfen. »Hab im Flugzeug zu viel Kaffee getrunken. Mein Kreislauf ist bestimmt auf hundertachtzig.«

Der Zollbeamte verzog leicht das Gesicht und kaute auf einem Zipfel seines kleinen Schnauzbarts herum. »Aber sonst ist alles in Ordnung?«

»Alles bestens. Ich komme gerade von einer Geschäftsreise in die USA und nach Kanada zurück und plage mich mit dem Jetlag herum. Sie kennen das bestimmt. Können Sie sich vorstellen, dass diese Mistkerle mich heute tatsächlich noch im Büro erwarten?« Das könnte funktionieren. *Motze und meckere über die Leute im Büro, bis es ihm langweilig wird und er dich durchlässt.* »Also wirklich, man arbeitet sich krumm und buckelig, fliegt einmal halb um die Welt oder noch weiter, ist stundenlang an einen Folterstuhl gefesselt ... Glauben Sie etwa, Virgin würde für seine Angestellten Business-Class-Tickets springen lassen? Wo denken Sie hin! Sechs Stunden lang ein so grässlicher Flug, und dann erwarten diese Typen auch noch, dass man im Büro antanzelt.«

»Virgin?« Der Zollbeamte hob die Brauen. »Aber Sie sind doch mit British Airways geflogen, Sir.«

Scheiße. Selbstverständlich hatte er keinen Flug bei Virgin gebucht, weil Fede genau das von ihm erwartete. Sicher rechnete Fede damit, dass er seinen Angestelltenrabatt nutzen und mit der nächsten Virgin-Maschine zurückfliegen würde. »Stimmt, es ist wirklich nicht zu fassen.« Art überlegte fieberhaft. »Diese Leute haben mich so plötzlich zurückbeordert, dass mir nicht mal Zeit blieb,

auf eine ihrer blöden eigenen Maschinen zu warten. Da sitze ich friedlich beim Frühstück und im nächsten Moment schon im Taxi, um zum Flughafen zu fahren. Hab die Hälfte meiner Unterwäsche im Hotelzimmer vergessen! Man sollte doch meinen, dass diese Leute wenigstens ein *kleines Problem* selbst bewältigen können, ohne mir gleich wieder an die Eier zu gehen, oder nicht?«

»Bitte beruhigen Sie sich, Sir.« Der Zollbeamte wirkte erschrocken. Plötzlich merkte Art, dass er während seines Wortschwalls ständig hin und her getigert war.

»Entschuldigung, tut mir leid. Ich bin einfach nur sauer. Was für ein Scheißjob. Ich glaube, es wird Zeit, dass ich kündige.«

»Scheint mir auch so«, bemerkte der Zollbeamte. »Jedenfalls willkommen in England.«

Da in den frühen Morgenstunden nur mäßiger Verkehr herrschte, raste der Taxifahrer wie ein Verrückter. Angesichts des Gegenverkehrs zuckte Art ständig zusammen. Er war schon nicht mehr daran gewöhnt, auf der falschen Seite der Straße zu fahren. England kam ihm auf einmal schmutzig, grau und schäbig vor. All diese armseligen Autos, in denen armselige Fahrer saßen, die in der Analphase stecken geblieben waren, sich selbst kasteiten und mit vegetarischem Fleischersatz vollstopften, bis sie schlechte Zähne bekamen.

In seiner Wohnung in Camden Town nahm Art,

immer noch auf hundertachtzig, eine hastige Bestandsaufnahme seiner Habseligkeiten vor, musterte das abgenutzte Inventar der möbliert gemieteten Zimmer und die schlechten Kunstdrucke, die schief an den Wänden hingen (allerdings nur so lange, bis er sie auf den Boden geschmissen hatte). Miese englische Klamotten! Auch die warf er auf den Boden, weil er nach irgendeinem Teil suchte, mit dem er sich selbst in New York City nicht geschämt hätte. Doch (er hatte es geahnt) es war nichts darunter, das er akzeptabel fand. Dämliche Andenken vom Camden-Markt, alberne Werbefeuerverzeuge, altmodische Kunstpostkarten, die in durchsichtigen Schutzhüllen steckten.

Er wollte gerade den hässlichen kleinen Pressspantisch umkippen, da fiel ihm auf, dass etwas darauf stand.

Ein kleines Lederkästchen mit schlichtem Messingriegel. Es enthielt den Axtkopf. Zweihunderttausend Jahre alt. Schwer von der Last der Epochen. Art hob ihn mit einer Hand hoch: Er fühlte sich uralte und tödlich an. Art verstaute ihn in der Jackentasche, was der Jacke sofort eine starke Schlagseite nach links verlieh. Dann kickte er den Tisch um.

Zeit, sich Fede vorzunehmen.

Seit man mich in dieses Drecksloch gesteckt hat, habe ich mir hunderttausend Mal pro Stunde ein Komset herbeigesehnt. Und jetzt, wo ich endlich eines habe, weiß ich nicht mal, wen ich damit anrufen soll. Glücklicherweise bin ich selten gewesen und hier drinnen sowieso nicht, aber inzwischen ist mir auch noch die Klugheit abhanden gekommen.

Während ich mit den Fingern über die Tastatur fahre, denke ich an all die schrecklich dummen Entscheidungen, die ich in meinem Leben getroffen habe, bis ich irgendwann ganz folgerichtig hier gelandet bin. Am liebsten würde ich in Tränen ausbrechen, mir die Haare ausraufen, mir die Fäuste auf dem Boden blutig trommeln. Gleich darauf geben die nervös über der Tastatur schwebenden Finger instinktiv die Telefonnummern ein, die ich schon mein Leben lang kenne: die des Hauses, in dem ich aufgewachsen bin, die des Komset, das früher meiner Mutter gehörte, die von meiner Großmutter.

Oma. Ich tippe ihre Nummer, drücke die Verbindungstaste und halte mir den Hörer ans Ohr.

»Oma?«

»Arthur?«

»Ja, Oma!«

»Arthur, ich mach mir solche Sorgen um dich. Ich hab gestern mit deinem Cousin und deiner Cousine gesprochen. Sie haben mir erzählt, dass es dir dort nicht besonders gutgeht.«

»Nein, wirklich nicht.« Im Gegenrhythmus pochen mal die Stiche an meinem Kiefer, mal die schmerzenden Stellen an meinem Rücken.

»Ich hab Pater Ferlenghetti alles zu erklären versucht, aber konnte mich nicht mehr an die Einzelheiten erinnern. Ihm kommt die Vorgehensweise der Klinik sehr eigenartig vor.«

»Und das ist sie auch. Den Leuten bin ich völlig gleichgültig. Sie halten mich hier einfach fest.«

»Er sagte, sie hätten dir erlauben müssen, zur Anhörung deine eigenen Experten mitzubringen, Experten deiner Wahl.«

»Ja, natürlich hätten sie das zulassen sollen.«

»Nein, er sagte, sie hätten es dir erlauben *müssen*, es sei in Massachusetts gesetzlich verankert. Weißt du, er hat dort früher mal gewohnt.«

»Das wusste ich gar nicht.«

»Oh doch, er war mal Gemeindepfarrer in Newton, ehe er nach Toronto gezogen ist. Er war sich völlig sicher, was dieses Gesetz betrifft, glaube ich.«

»Wieso ist er damals gerade in Newton gelandet?«

»Oh, er ist nach dem Studium hingezogen. Du weißt doch, er war auf der Harvard University.«

»Ich glaube, du bringst da was durcheinander. Harvard hat doch gar keine Theologische Fakultät.«

»Nein, das war *nach* dem Theologiestudium. In Harvard hat er eine Ausbildung zum Psychiater absolviert.«

Ach, du liebe Güte.

»Ach, du liebe Güte.«

»Was ist denn, Arthur?«

»Hast du Pater Ferlenghettis Nummer, Oma?«

Tonaishahs dramatisch geschminktes Gesicht – sie sah mal wieder wie die Protagonistin in einem Kubrick-Film aus – verzerrte sich zu einer wilden Grimasse, als Art ins Foyer von O'Malley House stürmte. Unter den Augen hatte er wegen des Schlafmangels dunkle Ringe, an den Lippen eingetrocknete Reste des Flugzeug-Fraßes und im Herzen einen so gerechten Zorn, dass er am ganzen Körper zitterte. Als er die Tür heftig aufstieß, krachte der hydraulische Türschließer so laut, als schlänge jemand mit einem stählernen Lineal auf seinen Schreibtisch ein. Sofort schnellte die Tür hinter ihm zu und versetzte ihm einen Stoß. Fast wäre er auf allen vieren gelandet, aber er nutzte den Schwung zu einem Trab durch die Flure bis zu seinem winzigen Büro. Bei den letzten drei Gesprächen mit Fede hatte der Dreckskerl sein Büro okkupiert – und dabei sicher auch seine Unterlagen mitgehen lassen. Allerdings war Art dieser Gedanke erst gekommen, als die Maschine schon Irland überflog.

Fede war gerade halb aus Arts Bürosessel aufgestanden, als Art ins Büro stürmte. Fede wurde

erfreulich blass und riss vor Schreck die Augen auf. Art hielt nicht inne, sondern ging direkt auf ihn los und verpasste ihm einen Kopfstoß. Während Art einen Hauch seines eigenen Reischweißes und Fedes scharfes Lilac Vegetal einatmete, sah er Blut aus Fedes aufgeplatzten Augenbrauen strömen.

»Tag, Kumpel!« Er trat die Tür so laut hinter sich zu, dass die papierdünnen Wände wackelten.

»Art! Um Gottes willen, was ist denn mir dir los?« Fede wich in die andere Ecke des Büros zurück und stieß dabei Arts ergonomischen Bürossessel um, so dass dessen Verstellstangen wie die Beine eines auf dem Rücken liegenden Käfers in die Luft ragten.

»TunePay, Inc., wie?« Art stieß den Stuhl gegen Fedes Schienbeine. »Ist dir wirklich kein besserer Name eingefallen, du Blödmann? Oder war das Tobys und Lindas Idee?«

Fede streckte abwehrend die Hände hoch. »Von was redest du, Junge? Was ist denn los mit dir?«

Art schüttelte langsam den Kopf. »Komm schon, Fede, du brauchst mir wirklich nichts mehr vorzumachen.«

»Ich hab wirklich keine Ahnung ...«

»Red keinen Scheiß!«, brüllte Art und rückte Fede so nah auf die Pelle, dass seine Speichelflöckchen Fedes Gesicht benetzten, wie er selbst merkte. »Ich hab mir genügend Scheiße von dir angehört, Fede!«

Plötzlich taumelte Fede auf ihn zu, riss die Beine unter ihm weg und warf sich auf seinen Brustkasten, nachdem Arts auf dem zerkratzten und zersplitterten Hartholzboden aufgeschlagen war. Er klemmte Arts Arme mit den Knien fest, dann beugte er sich vor, drückte ihm mit dem Ellbogen die Luftröhre zu und brach seinen Widerstand.

»Du dämlicher Schwachkopf«, zischte er. »Wenn die Sache unter Dach und Fach gewesen wäre, hätten wir dich eingeweiht. Wir wussten, dass du dir diese Gelegenheit entgehen lassen würdest, aber wir wollten dich trotzdem einbeziehen. Glaub aber bloß nicht, dass deine kleine Hure auf diese Idee gekommen ist. Nein, es war meine Idee! Ich hab mich für dich eingesetzt! Aber damit ist jetzt Schluss, verstanden? Das war's jetzt. Ich bin fertig mit dir. Mensch, ich hab dir diesen Scheißjob besorgt! Ich hab das Geschäft in Kalifornien angeleiert. Jetzt kannst du auf das große Geld scheißen! Ich bin endgültig fertig mit dir. Du bist erledigt. Ich werde dich bei V/DT verpfeifen und heute Abend nach Kalifornien fliegen. Viel Spaß bei der Anhörung und der anschließenden Ausweisung, du bekloppter kanadischer Guttmensch.«

Arts Blickfeld hatte sich zu einem verschwommenen schwarzen Oval verengt, in dessen Zentrum Fedes rotes Gesicht glühte. Er keuchte krampfartig, rang um Luft und spürte dabei, dass

sich seine Blase entleerte und ihm heißer Urin über die Weichteile und die Oberschenkel floss.

Einen Moment später sprang Fede mit angewidertem Gesicht von ihm herunter und strich sich über die mit Urin befleckte Hose. »So ein Mist«, sagte er, während Art auf die Seite rollte und würgte. Art rappelte sich auf alle viere hoch, dann richtete er sich taumelnd auf. Dabei schwang der Axtkopf in seiner Jackentasche mit Wucht gegen die Glasscheibe neben der Bürotür und zerschmetterte sie zu einem Spinnennetz aus tausend Sprüngen.

Langsam wie in einem Traum griff Art in die Jackentasche, umklammerte den Axtkopf und drehte ihn in der Hand, so dass die Schneide nach außen zeigte. Er zog ihn aus der Tasche und verbarg die Hand hinter dem Rücken. Fede starrte ihn finster und misstrauisch an, als er heftig atmend auf ihn zu wankte. Weit ausholend riss er den Arm hoch und ließ den Axtkopf mit Schwung auf Fedes Schädel niederfahren. Der Aufprall erschütterte seinen Arm bis in die Schulter. Danach ließ er die Axt auf den Boden fallen, wo sie mit einem dumpfen Laut aufprallte, zum ersten Mal seit zweihunderttausend Jahren mit Blut und Haar verkrustet.

Fede taumelte gegen die Bürowand und rutschte an ihr herunter, bis er saß. Er hatte die Augen weit aufgerissen. Blut strömte ihm übers Gesicht.

Ebenso entsetzt wie fasziniert musterte Art ihn und merkte dabei, dass Fede flach atmete, fast hechelte. Vage wurde ihm bewusst, dass er wohl doch kein Mörder war, denn Fede war noch am Leben. Er drehte sich um, floh aus dem Büro und rannte im Korridor fast Tonaishah über den Haufen.

»Rufen Sie einen Krankenwagen.« Er schob sie zur Seite, flüchtete aus O'Malley House und verschwand am Piccadilly Circus im Mittagsgedränge.

Ich bin noch einmal davongekommen.

Seit vierzig Jahren hat Pater Ferlenghetti keine Zulassung mehr, die ihm erlauben würde, in Massachusetts als Psychiater zu praktizieren. Trotzdem ließ das Gericht ihn als Sachverständigen aussagen. Die Richterin zwinkerte mir sogar zu und kitzelte ausnahmsweise mal nicht auf ihrem Komset herum, als der Priester seine Stellungnahme abgab und jede Menge unbeschreiblich peinlicher Dinge über mich erzählte, um zu begründen, dass man mich ohne Bedenken auf die Menschheit loslassen dürfe.

Die Nervenheilanstalt schickte nur einen einzigen Sachverständigen zu meiner Anhörung, und das war ein so junger Assistenzarzt, dass ich ihn, als er zu mir in den Wagen stieg und den Motor anließ, zunächst für einen Fahrer der Klinik hielt. Aber nein, es war ein Arzt, den man offenbar über meinen Fall unterrichtet hatte, wenn auch nicht besonders gründlich. Als die Richterin ihn fragte, ob er sich zu Pater Ferlenghettis Stellungnahme äußern wolle, fummelte er nervös an seinem Komset herum. Während der Priester ihn unter

Augenbrauen anstarrte, die so dicht waren, dass sich darin ein Hamster hätte verstecken können, zitierte er wörtlich einige Aufzeichnungen des Arztes, der mich seinerzeit in die Klinik aufgenommen hatte. Mit gerötetem Gesicht nahm er hastig wieder Platz.

»Danke.« Die Richterin schüttelte den Kopf. Oma, die neben mir saß, legte eine Hand auf mein Knie und die andere auf das Knie von Doktor Szandors Schwager, der sein Jurastudium an der Harvard University mit Bravour abgeschlossen hatte. Wir hatten ihn als Rechtsbeistand für unsere eben erst gegründete GmbH angeworben. Gestern, nach der Gruppentherapie, hatten wir die Gründungsurkunde unterzeichnet. Gleich danach hatte Doktor Szandor seine Stelle in der Klinik gekündigt, um den Posten des Chefarztes bei der HumanCare GmbH zu übernehmen. HumanCare ist eine Firma, die kaum Kapital und gar keine Angestellten hat, dafür aber jede Menge saustarker Ideen zur Neugestaltung psychiatrischer Anstalten. Denn abgesehen von der handelsüblichen Technik setzen wir auf die kleinen Tricks eines benutzerfreundlichen Designs.

aber Lesters Finger gruben sich schmerzhaft tief in seinen Bizeps.

»Ich hab gehört, du hast Tom getroffen und dir mit ihm eine nette kleine Verfolgungsjagd geliefert. Weißt du, ich hab deinetwegen eine ganze Woche im Knast verbracht.«

Nochmals bemühte Art sich, den Arm loszureißen, aber er schaffte es nicht. »Du hast versucht, mich auszurauben, Les. Du wusstest doch vorher, dass es ein gefährlicher Job ist, oder nicht? Und jetzt lass mich los – ich muss meinen Zug erwischen.«

»Fährst du in Urlaub? Wie schön. Und ich dachte, du bist pleite.«

Neben ihnen bog ein Motorroller auf die Standspur ein, den eine fescche junge Polizistin mit einem albernen Schaumstoffhelm und Schonern an Knien und Ellbogen lenkte. Sie wirkte fast kindlich, denn sie sah so aus, als hätte eine überfürsorgliche Mutter sie in grässlich derbe Klammotten gesteckt und damit zum Gespött der Nachbarschaft gemacht.

»Alles in Ordnung, meine Herren?«

Lester schloss die Augen und seufzte so gequält, dass er fast stöhnte.

»Aber ja doch, Frau Wachtmeisterin«, erwiderte Art. »Peter und ich haben uns gerade darauf geeinigt, heute unsere Tante zum Abendessen zu besuchen.«

Lester schlug die Augen auf und verzog die Mundwinkel leicht nach oben. »Genau. Mein Cousin Alphonse kommt nämlich von sehr weit her, aus Kanada, und Tantchen ist ganz wild darauf, ihm ein ordentliches englisches Essen zu machen.«

Die Polizistin musterte die beiden von Kopf bis Fuß und schüttelte den Kopf. »Sir, ich bitte um Verzeihung, aber ich muss Sie darauf aufmerksam machen, dass es in London Clubs gibt, wo ein Gentleman wie Sie auf legale Weise einen jungen Begleiter finden kann. Wir raten dringend davon ab, solche Geschäfte auf der High Street zu tätigen. Ist nur ein guter Rat. Sie verstehen mich doch, oder?«

Art errötete bis in die Haarspitzen. »Danke, Frau Wachtmeisterin«, erwiderte er mit schwachem Lächeln. »Ich werd's mir merken.«

Nachdem die Polizistin Lester einen strengen Blick zugeworfen hatte, ließ sie den Motorroller wieder an, lenkte ihn auf die Straße und durchschnitt mit dem ausgestreckten Arm die Luft, bevor sie an der Ecke abbog.

»Na so was«, sagte Lester, nachdem sie in den Kreisverkehr eingebogen war. »Sieht so aus, Alphonse, als hättest du ebenfalls gute Gründe, einen großen Bogen um die Bullen zu machen.«

»Können wir nicht einfach sagen, dass wir quitt sind? Ich hab dir eben einen Gefallen getan und

dich gegenüber der Polizistin gedeckt. Als Gegenleistung lässt du mich fortan in Ruhe, einverstanden?«

»Na, ich weiß nicht. Vielleicht sollte ich unseren gemeinsamen Freund Wachtmeister McGivens anrufen. Er hält dich sowieso schon für einen miesen Wichser. Wenn du Grund hast, den Bullen aus dem Weg zu gehen, könnte dir McGivens ganz schönen Ärger machen. Und die Polizei zahlt gut für die richtigen Informationen. Im Moment bin ich finanziell ein bisschen in Verlegenheit.«

»Also gut. Wie wär's dann damit: Ich zahl dir 800 Euro, die ich von einer InstaBank abhebe, sobald ich meine Fahrkarte für einen Tunnelzug nach Calais in der Hand halte und startklar bin. Im Moment hab ich nur fünfzehn Pfund in der Tasche. Wenn du mir meine Briefftasche wegnimmst, kannst du allenfalls mit dem Taxi nach Hause fahren. Wenn du mich zum Zug begleitest, hast du eine ganze Monatsmiete im Sack, und das ist mehr, als die Bullen dir zahlen.«

»Mann, was bist du für ein gerissener Hund. Warum will dich die Polizei denn eigentlich so dringend sprechen? Ich will nicht unbedingt einem echten Verbrecher Beihilfe leisten – könnte Ärger bringen.«

»Hab meinen Geschäftspartner windelweich geprügelt, Lester. Also, gehen wir? Ich will in Paris noch ein Flugzeug erwischen.«

ausgestattet sind: mit intelligenten Türen, öffentlich einsehbaren Statistiken über die Medikationen und intelligenten Lokalisierungsarmbändern, damit die *Klienten* – inzwischen habe ich den euphemistischen Irrenhaus-Jargon verinnerlicht und das Wort *Patient* gewaltsam aus meinem Wortschatz gestrichen – sich auf der Station mit anderen Klienten austauschen können, für die ähnliche Therapiepläne gelten. Und das sind noch längst nicht alle Neuerungen, die wir einführen wollen.

Während ich über die I-90 kreuze, sitzt Human-Cares erste Angestellte neben mir, die Human-Cares ersten Gehaltsscheck in den Händen hält. Caitlins Ehemann hat in den letzten sechs Monaten viel Geduld bewiesen, denn tagsüber hat sie die störungsanfällige Maschinerie in der Klinik repariert und nachts an den Prototypen meiner Entwürfe gearbeitet. Ebenso geduldig hat er es hingenommen, dass ich mein Lager nach der Entlassung aus der Klinik auf dem durchgesehenen Sofa in seinem Wohnzimmer aufschlug und mir dort jede Nacht die vorgeschriebenen zehn Stunden Ruhe gönnte. Wenn man bedenkt, dass ich unter ihrem Dach weilte, haben Caitlin und ich uns wirklich erstaunlich selten gesehen. (Doktor Szandors Apartment in Cambridge ist kaum größer als mein Krankenzimmer in der Klinik und dank seines lauten Schnarchens und des harten

Fußbodens hab ich's dort kaum eine Nacht ausgehalten.) Kommuniziert haben Caitlin und ich vor allem mittels Notizen, die ich ihr an die Kühl-schranktür kritzelte, oder mittels der Prototypen, die sie auf meinem Koffer mit der Wechselwäsche und den Toilettenartikeln am Fußende meines behelfsmäßigen Bettes hinterließ. Wenn sie nachts von ihrer Werkbank ins Wohnzimmer wankte, schnarchte ich längst. Eigentlich habe ich auch Doktor Szandor nicht oft zu Gesicht bekommen – er hat sich meistens in sein Apartment verkrochen, um auf den SÖZ-Kanälen zu chatten.

Ich bin ausgeruht. Ich bin glücklich. Mein Rücken ist locker, mein Chi fließt. Jetzt befördere ich meine wenigen Besitztümer zu einer hübschen Zweizimmer-Wohnung – aufgeteilt in Schlafzimmer und Arbeitszimmer –, die auf den Harvard Square hinausgeht. Von der Wohnung aus kann ich beobachten, wie hübsche Studentinnen und ihre nicht ganz so gepflegten Freunde einander im Insider-Jargon irgendeines abstrusen Studienfachs auf die Schippe nehmen. Ich freue mich schon darauf, mir beiläufig das Grundvokabular in Physik, Jura, Medizin oder Betriebswirtschaft anzueignen, während ich am Fenster hocke und neue Entwürfe ins Komset eingebe.

Als wir zu einer Maut-Station gelangen, reiße ich das nachgiebige, für Menschen gemachte Lenkrad herum und fahre auf die Spur, die für

Inhaber eines im Voraus bezahlten EZ-Passes reserviert ist. Mein Händler hat den Transponder persönlich installiert und mir eine Broschüre ausgehändigt, die ausführlich erklärt, wie die Sony-Familie beim Autofahren maximale Bequemlichkeit gewährleistet. Doch als ich mich der Maut-Schranke nähere, bleibt sie standhaft unten.

Auf dem Head-Up-Display des Veddic blitzt ein Hinweis auf, dass ich zum Mauthäuschen fahren soll. Ein gelangweilter Wärter beugt sich aus der Bude und richtet sein Komset auf mich: Sofort erscheint auf meinem Display ein animierter Werbespot für den neuen, verbesserten TunePay-Service, der jetzt direkt von den Betreibern der I-90 angeboten wird.

Der TunePay-Skandal ist jetzt schon seit Wochen in den Schlagzeilen. Bestechung, Korruption, Patentstreitigkeiten – ich habe zufrieden zur Kenntnis genommen, dass mein Name aus den Patentanträgen entfernt wurde. Das erspart mir die nächtlichen Hetzjagden, denen, wie ich auf meinem Komset verfolgen konnte, Fede, Linda und ihr bescheuerter Ex ausgesetzt waren, als sich die Schlinge der Fahnder immer enger um sie zusammenzog.

Schließlich bekomme ich einen so heftigen Lachanfall, dass Caitlin aussteigt, zu meiner Seite des Wagens hinübergeht, die Fahrertür öffnet und mich eigenhändig auf den Beifahrersitz zerzt. Ge-

lassen ignoriert sie das Gehupe der gereizten Bostoner Asphalt-Psychopathen in der Wagenschlange, die sich hinter uns gestaut hat, und setzt sich ans Steuer.

»Danke.« Ich lege ihr eine Hand auf den pummeligen, sommersprossigen Arm.

»Du gehörst wirklich in die Klappe, weißt du das?« Freundschaftlich, aber fester als unbedingt nötig kneift sie mich in den Oberschenkel.

»Klar weiß ich das«, erwidere ich und wähle mir auf der Stereoanlage des Wagens einen Musiktitel aus.

>>>>>>>>>> Danksagung

Dieser Roman entstand während eines Workshops der Cecil Street Irregulars, der Novelles und der Gibraltar-Point-Gang und erhielt von den ersten Lesern auf der est-Preview-Liste (vor allem von Pat York) ein ausgezeichnetes Feedback. Ich bin allen zu Dank verpflichtet, die dieses Buch während seines Entstehens gelesen und kommentiert haben.

Meinem Lektor Patrick Nielsen Hayden danke ich nicht zuletzt dafür, dass er dieses Manuskript so schnell gelesen hat – Minuten, nachdem ich es fertiggestellt hatte! Dasselbe gilt für meinen Agenten Don Maass, ich danke dir!

Dank geht auch an meine Mitredakteure bei Boing Boing und alle Koautoren, mit denen ich bisher zusammengearbeitet habe. Sie haben einen besseren Autor aus mir gemacht.

Ich sollte wohl auch den Bösewichten in meinem Leben danken – dafür, dass sie mich dazu inspiriert haben, lieber diesen Roman zu schreiben als etwas Hässliches loszutreten, das ich später sicher bereut hätte.

Paul Boutin danke ich dafür, dass er mir den

Artikel *Wired* aus dem gleichnamigen Magazin zur Verfügung gestellt hat.

Dank auch an die Leser, Blogger und Stammesangehörigen, die genügend Interesse aufbrachten, es mit meinem ersten Buch zu probieren, und es genügend mochten, um auch diesem Roman eine Chance zu geben.

Bei Creative Commons bedanke ich mich für die Lizenzen, die mir die Freiheit geben zu sagen: »Einige Rechte vorbehalten.«